

Universität Passau
Wintersemester 2010/2011



Politisch-kulturelle Rahmenbedingungen Symbolischer
Politik in entwickelten Mediendemokratien am Beispiel
Deutschlands, Großbritanniens und der USA

Dissertationsschrift
zur Erlangung des akademischen Doktorgrades
an der Philosophischen Fakultät
der Universität Passau

Eingereicht von
Christian Dölle, Dipl.-Kulturwirt (Univ.)
am 21. Dezember 2010

Meinen Eltern
und
meinen Freunden

Das ist eine alte Geschichte. Symbolische Politik, wie fast alles sonst, worauf es ankommt in den öffentlichen Dingen, gibt es nicht erst seit Politikwissenschaftler darüber schreiben. Es gibt sie, bedeutungsvoll, kräftig und großartig, von Anfang an.¹

- Thomas Meyer (1992): *Die Inszenierung des Scheins* -

Symbolische Politik kann integraler Bestandteil des normalen politischen Alltagsgeschäfts sein, kann aber auch als politische Repräsentativkultur zu einer ausdifferenzierten Handlungssphäre werden, die gegebenenfalls von „professionellen“ Priestern einer politischen Zivilreligion verwaltet und zelebriert wird.²

- Karl Rohe (1994): *Politik, Begriffe und Wirklichkeiten* -

¹ Meyer, Thomas (1992): *Die Inszenierung des Scheins*. Voraussetzungen und Folgen symbolischer Politik. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 9.

² Rohe, Karl (1994): *Politik, Begriffe und Wirklichkeiten*. Eine Einführung in das politische Denken. Stuttgart/Berlin/Köln: Kohlhammer, S. 171.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Anmerkungen zu Schreib- und Zitierweise	ix
I. Einleitung	1
1. Einführende Bemerkungen	1
2. Leitfragen der Arbeit	3
3. Methodik und Vorgehensweise	3
4. Forschungsstand	5
5. Inhaltliche Struktur der Arbeit	10
II. Symbole aus interdisziplinärer Perspektive	14
1. Allgemeines	14
2. Wortgeschichte	15
3. Symbole als generelle Metapher der Evolution des menschlichen Geistes	16
4. Anthropologische und psychologische Perspektive	17
4.1. Anthropologische Grundlangen: Wie wir gelernt haben, die Welt zu sehen	17
4.2. Psychologie: Dimensionen der Definition von „Symbol“	21
4.3. Die Natur des Symbolischen	22
5. Natur- und geisteswissenschaftliche Verbindung	25
6. Philosophische Perspektive	28
6.1. Erkenntnis und Wahrheit bei Platon	28
6.2. Wahrheit und religiöse Symbolik	31
7. Soziologische Perspektive	33
7.1. Sozio-philosophische Implikationen	33
7.2. Symbole und soziale Systeme	34
8. Zwischenfazit zu Kapitel II	38
III. Macht	42
1. Macht: Eine Einführung	42
2. Machttheorien	47
2.1. Max Webers transitives Machtverständnis	47
2.1.1. <i>Interdependenzen zwischen Macht und Herrschaft bei Weber</i>	47
2.1.2. <i>Macht und Legitimation von Herrschaft</i>	49
2.1.3. <i>Macht in der Politik</i>	51
2.1.4. <i>Kritische Würdigung</i>	52
2.2. Hannah Arendts intransitives Machtverständnis	53
2.2.1. <i>Macht und Gewalt bei Arendt</i>	53
2.2.2. <i>Macht, Stärke, Kraft, Autorität und Gewalt</i>	55
2.2.3. <i>Gewalt in Staat und Politik</i>	56

2.2.4. <i>Schlussbemerkung: Transitive vs. intransitive Macht</i>	57
2.3. Niklas Luhmanns kommunikatives Machtverständnis	58
2.3.1. <i>Macht als Kommunikationsmedium</i>	58
2.3.2. <i>Handlungsbezug</i>	60
2.3.3. <i>Generalisierung von Macht</i>	61
2.3.4. <i>Machtrisiken</i>	63
2.3.5. <i>Machtrelevanz und –organisation im Gemeinwesen</i>	64
2.3.6. <i>Schlussbemerkung</i>	65
2.4. Michel Foucaults Machtverständnis	66
2.4.1. <i>Machtbasis und –kategorien</i>	66
2.4.2. <i>Macht und Legitimation/Macht und Souveränität</i>	68
2.4.3. <i>Macht und normative Analyseansätze</i>	71
3. Zwischenfazit zu Kapitel III	73
IV. (Massen-)Kommunikation, (Massen-)Kultur und (Massen-) Medien	77
1. Einleitung: Die Evolution der Kommunikationsformen	77
2. „Medien“, „Massenkommunikation“ und ihre kulturelle Einbettung	79
2.1. Definition von „Medien“ und „Massenkommunikation“	79
2.2. Massenkommunikation und (Massen-)Kultur	81
3. Kommunikative Kategorisierungen	83
4. Analyseansätze: Die Ideologie der Medienbotschaft	85
4.1. Produktion und Diffusion, Konstruktion und Perzeption	85
4.2. Die Ideologie der Medienbotschaft als Erkenntnisgegenstand	86
5. (Massen-)kommunikative Basiseinheiten	87
5.1. Zeichen und ihr Verhältnis zur realen Welt	87
5.2. Hierarchie der Bedeutungsebenen: Mythen und Denotationen	89
5.3. Die Anordnung von Zeichen der (massenmedialen) Kommunikation	91
5.4. Massemediale Kommunikationscodes	94
6. Kritik der massenmedialen Kommunikation	96
6.1. Böse neue Medienwelt?	96
6.2. Medien als gesellschaftlicher Spiegel	99
6.3. Mediale Massenkommunikation als kultureller Negativismus	100
7. Zwischenfazit zu Kapitel IV: Die Auflösung der Realität?	102
V. Mediendemokratien als Bezugsrahmen	105
1. Einleitung	105
2. Die Funktionen von Massenmedien in Mediendemokratien	107
2.1. „Harte“, klassische Funktionen	107
2.2. „Weiche“, sozio-kulturelle Funktionen	110
2.3. „Rituelle“, mythische Funktionen	112
3. Massenmedien als mediokratischer Kommunikationsrahmen nach Niklas Luhmann	116

4. Mediendemokratien im Fokus	121
4.1. „Mediendemokratie“: Ein Definitionsversuch	121
4.2. Entwicklungsbedingungen mediokratischer Systeme	122
4.3. Details zur Amerikanisierung der Medien	123
4.3.1. <i>Die USA: eine unpolitische Nation?</i>	123
4.3.2. <i>Angriff ist die beste Verteidigung: Politik als Infomercial</i>	123
4.3.3. <i>Die Grenzen des Medienpopulismus</i>	125
4.3.4. <i>Politische Kommunikation als ständiger Wahlkampf</i>	126
4.3.5. <i>Die Spaltung der Eliten</i>	126
4.3.6. <i>Die stille Angst der Bevölkerung</i>	127
4.3.7. <i>Die Frage nach der Americanization</i>	128
4.4. Eine Typologie mediokratischer Systeme	130
4.5. Die Funktionslogik von Medien in Mediokratien	136
5. Das Verhältnis von Medien und Politik in mediokratischen Systemen	137
5.1. Gründe der gegenseitigen Beeinflussung	137
5.2. Instrumentalisierung der Medien durch die Politik	139
5.3. Usurpation der Politik durch die Medien	140
5.4. <i>Framing</i> im Fokus	144
5.5. Massenmedialer Diskurs: Ein Doppel-Blind-Versuch?	146
6. Elektronisch-demokratische Tendenzen und mediokratische Cyberversionen	147
6.1. Teledemokratie	147
6.2. Cyberdemokratie	149
6.3. Elektronische Demokratisierung	151
7. Kritik und Bewertung des Mediokratiekonzeptes	153
7.1. Mediendemokratien: Unmöglichkeit einer werturteilsfreien Analyse?	153
7.2. Zerstörung der <i>agora</i> durch videodemokratische Elemente	154
7.3. Begriffliche Ungenauigkeiten	155
8. Zwischenfazit zu Kapitel V: Die Zukunft von Mediokratien	157
VI. Theorien zur Symbolischen Politik	160
1. Grundlagen der Symbolischen Politikforschung von Murray Edelman	160
1.1. Methodische Vorbemerkungen und allgemeine Hinführung	160
1.2. Symbol-politischer Nährboden: soziale Konflikte	162
1.3. Verweisungs- und Verdichtungssymbole	163
1.4. Ritus und Mythos	165
1.5. Die Rolle der Bevölkerung	166
1.6. Systemische Symbole	167
1.7. Streitbare Führung als Symbolische Politik	168
1.8. Entstehung ambivalenter politischer Realitätsbilder	174
1.9. Emotionale Aufwertung von politischen Sachverhalten durch Mythen	177
1.10. Symbolische Führung durch Sprache	178

1.11.	Funktionslogik rituell-symbolischer Politikvermittlung	179
1.12.	Handlungsalternativen im symbol-politischen Bezugsrahmen nach Edelman	181
2.	Die deutsche Perspektive: Ulrich Sarcinelli	182
2.1.	Allgemeines	182
2.2.	Primat der Sprache durch (Pseudo-)Legitimation	184
2.3.	Symbolische Politik als Problemlösungersatz	186
2.4.	Konstruktion fundamentaler Alternativen entlang gesellschaftlicher Wertelinien	188
2.5.	Personalisierungsstrategien als Form Symbolischer Politik	189
2.6.	Symbol-politische Metakommunikation als Stilmittel	192
2.7.	Symbolische Politik und Realität nach Sarcinelli	194
2.8.	Symbolisches Beteiligungssurrogat	195
2.9.	Handlungsalternativen im symbol-politischen Bezugsrahmen nach Sarcinelli	196
3.	Weiterentwicklung symbol-politischer Ansätze: Politik als choreografiertes Rollen- und Mythenspiel	198
3.1.	Allgemeines	198
3.2.	Die Theatralisierung der Politischen Kommunikation	199
3.3.	Politische Mythologisierung durch symbolische Kommunikationsformen	201
3.3.1.	<i>Politischer Mythos: ein Definitionsversuch</i>	201
3.3.2.	<i>Mythen im massenmedialen Diskurs</i>	204
3.3.3.	<i>Das Rollenrepertoire, oder: „Wie macht man sich zu dem, der man sein will?“</i>	205
3.3.3.1.	Der Held	205
3.3.3.2.	Der Jedermann	207
3.3.3.3.	Der Charmeur	207
3.3.3.4.	Der Vater der Nation	208
3.3.3.5.	„Die Mischung macht’s“: Der moderne Rollenmix	209
3.4.	Alternatives Rollenverständnis von Politikern	210
4.	Kritik am Konzept der Symbolischen Politik	211
5.	Zwischenfazit zu Kapitel VI	213
VII.	Politische Kultur: Eine Annäherung	215
1.	Politische Kultur: Versuch einer integrativen Definition	215
1.1.	Historische Gemeinsamkeiten	215
1.2.	Grundlegende analytische Annahmen	217
1.3.	Thematische Synthese	218
1.4.	Mögliche Analyseebenen	220
2.	Klassische Ansätze der Politischen Kulturforschung	221
2.1.	Gabriel A. Almond	221
2.2.	Sidney Verba	224
3.	Definitivische Ausweitungen	227
3.1.	Lucian W. Pye	227

3.2.	Karl Rohe	229
4.	Neuere Ansätze: Politische Kultur, Kulturwissenschaft und das Phänomen des Postmaterialismus	232
4.1.	Der Kulturbegriff	232
4.2.	Kulturelle Standardisierungen	233
4.3.	Ronald Inglehart und der Postmaterialismus	233
4.4.	Politisch-kulturelle Denkmuster nach Mary Douglas und Aaron Wildavsky	235
4.5.	Weitere progressive politisch-kulturelle Ansätze	239
5.	Kritik des Politischen Kulturkonzepts	241
6.	Zwischenfazit zu Kapitel VII: Arbeitsdefinition	244
VIII.	Die Politischen Kulturen in den Beispielländern	247
1.	Die Politische Kultur der Bundesrepublik Deutschland	248
1.1.	Einleitung	248
1.2.	Politische Kultur vor 1945	249
1.3.	Politische Kultur von 1945 bis 1989	253
1.4.	Die Politische Kultur der DDR: ein Überblick	259
1.5.	Die heutige Politische Kultur des geeinten Deutschlands	261
1.6.	Dauerhafte politisch-kulturelle Konfliktlinien	262
1.7.	Bewertung der deutschen Staatskultur	265
2.	Die Politische Kultur Großbritanniens	269
2.1.	Einleitung	269
2.2.	Persistente Muster in der Zivilkultur Großbritanniens: <i>deference, civility, decency</i>	271
2.3.	Kritikpunkte am traditionellen Verständnis der britischen Zivilkultur	275
2.4.	Wandel in der Zivilkultur Großbritanniens seit den 1980ern	278
2.5.	Persistente politisch-kulturelle Strukturen in Großbritannien	281
2.6.	Die symbol-politische Ausübung der königlichen Prärogativen	282
2.7.	Die öffentlichen, affektiven Funktionen des Monarchen	283
2.8.	Die affektiv-symbolische Dimension der britischen Monarchie	284
2.9.	Die Monarchie und die Ikonen politisch-kultureller Wahrnehmung	288
3.	Die Politische Kultur der USA	290
3.1.	Almond und Verbaas Konzept der <i>civic culture</i> in den USA als Ausgangspunkt	290
3.2.	Diskussion und Bewertung des Modells der amerikanischen Staatsbürgerkultur	293
3.3.	Religiöse Einflüsse auf die Politische (Zivil-)Kultur der USA	295
	3.3.1. <i>Das puritanische Erbe</i>	295
	3.3.2. <i>Die Politische Kultur der USA als Zivilreligion</i>	299
	3.3.3. <i>Die Verortung der amerikanischen Zivilreligion im staatlichen Über- und Unterbau der USA</i>	301
	3.3.4. <i>Die Geburt der zivilreligiösen, liberal-individualistischen Tradition aus dem Puritanismus</i>	303
4.	Zwischenfazit zu Kapitel X: Drei Politische Kulturen im Vergleich	306

IX. Zusammenfassung und Fazit	310
1. Symbole und Macht	310
2. Die symbolische Dimension moderner Mediokratien	312
3. Verknüpfung von Politischer Kultur und Symbolischer Politik	316
4. Die Korrelation des politisch-kulturellen Entwicklungsstadiums und des Verwendungsgrades Symbolischer Politik	318
5. Schlussbemerkungen	319
Bibliographie	x

Anmerkungen zu Schreib- und Zitierweise

Im Rahmen dieser Schrift werden „Symbolische Politik“, „Politische Kultur“, „Politische Kulturforschung“ und dergl. als eigenständige Begriffe betrachtet und demnach großgeschrieben. Lediglich bei direkten Zitaten wird der Schreibweise der Autorinnen und Autoren gefolgt.

Innerhalb des Textes werden einzelne zitierte Wörter oder kürzere Passagen unter drei Zeilen Länge mit Anführungsstrichen kenntlich gemacht, wohingegen längere Zitate als gesonderter, eingerückter Abschnitt erscheinen. Bei englischen Ausdrücken wird unterschieden zwischen direkten Zitaten, die ebenfalls durch Anführungsstriche gekennzeichnet sind, und allgemein verwandten Begriffen, die kursiv erscheinen (z. B. *input, output*).

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird an manchen Stellen auf die gleichzeitige Verwendung männlicher und weiblicher Sprachformen verzichtet. Sämtliche Personenbezeichnungen gelten gleichwohl für beiderlei Geschlecht.

Bei der Kenntlichmachung der Verwendung von Sekundärliteratur wird beim ersten Zitieren stets der volle bibliographische Eintrag in der Fußnote angegeben wie er sich auch in der Literaturliste am Schluss der Arbeit findet. Alle folgenden Kenntlichmachungen desselben Werkes erfolgen in der Kurzform „Autor (Erscheinungsjahr), Seitenzahl.“

I. Einleitung

Politik ist der Kampf um Deutungen und Interpretationen, um Symbole und symbolische Macht. Die Sprache symbolischer Politik richtet sich dabei nicht allein an den Verstand, sondern vor allem an die „Herzen“ der Bürger – sie fällt [...] auf den Resonanzboden der Mentalitäten und Glaubensgewißheiten.³

- **Christian Schwaabe (2005): *Die deutsche Modernitätskrise*** -

Synopsis:

Dieses einleitende Kapitel soll neben einer Hinführung zum thematischen Gegenstand der Dissertation die Leitfragen der Arbeit verdeutlichen. Es soll auch einen Einblick in die Themengenerese der Arbeit sowie ihre Methodik geben und einen kurzen Blick werfen auf den Forschungsstand der vorliegenden Schrift, nämlich den Forschungsgebieten der Politischen Kommunikation, Symbolischen Politik und der Politischen Kultur.

1. Einführende Bemerkungen

Dass die Menschen in den entwickelten Industrienationen in einem Informations- und Kommunikationszeitalter leben, ist ein vielbemühter und teilweise überstrapazierter Gemeinplatz sozialer Analysen jeglicher Art.⁴ Dennoch wird unsere Zeit seit jeher von Symbolen beeinflusst. Selbst vor dem Hintergrund, dass unser Hier und Jetzt in noch nie vorgekommenem Ausmaß von kultureller Komplexität und außergewöhnlicher Dynamik geprägt ist und sich somit kaum von dem unterscheidet, was wir so gerne als „primitiv“ bezeichnen, ist unsere Gesellschaft doch in keiner Weise weniger symbolisch als jene Gesellschaftsformen, in denen Mythos, Ritual und Realität eins waren. Manche Autoren gehen sogar soweit zu behaupten, unser Gemeinwesen sei eine postmoderne Stammesgesellschaft, deren Konstituierung durch Symbole und symbolische Handlungen erfolgt, die unserem Leben eine weitere Dimension sozialer Komplexität hinzufügen.⁵ Es scheint also eine Konstanz dessen zu geben, was Habermas einstmals „mythisches Weltbild“ nannte.⁶

³ Schwaabe, Christian (2005): *Die deutsche Modernitätskrise*. Politische Kultur und Mentalität von der Reichsgründung bis zur Wiedervereinigung. München: Wilhelm Fink, S. 76.

⁴ Vgl. z. B. Pfetsch, Barbara (2003): *Politische Kommunikationskultur*. Politische Sprecher und Journalisten in der Bundesrepublik und den USA im Vergleich. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 15 oder auch Jäckel, Michael (1994): *Auf dem Weg in die Informationsgesellschaft? Informationsverhalten und die Folgen der Informationskonkurrenz*. in: Jäckel, Michael/Winterhoff-Spurk, Peter (Hrsg.): *Politik und Medien*. Analysen zur Entwicklung der politischen Kommunikation. Berlin: Vistas, S. 11.

⁵ Vgl. Hałas, Elżbieta (2002): *Introduction*. in: Hałas, Elżbieta (Hrsg.): *Symbols, Power and Politics*. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 7 und besonders Habermas, Jürgen (1981): *The-*

Wenn wir also den symbolhaften Charakter menschlicher Existenz als gegeben hinnehmen, so ist es offensichtlich, dass Politik als ordnender und sinnstiftender Faktor des Gemeinwesens ebenfalls von Symbolen beeinflusst wird und sich derer auch bedient, um ihre Anliegen in einer Art und Weise zu kommunizieren, die den Anforderungen und Neigungen der Menschen entspricht. Dieses kommunikative Erfordernis scheint von nachhaltig wachsender Bedeutung zu sein, da sich das Ausmaß und die Komplexität der zu vermittelnden Sachverhalte ständig erhöhen.⁷ Symbole bieten sich in diesem Licht als ideale Vehikel informativer Transmission an, da sie sinnhafte Verdichtungen sind, bildhafte Zeichen, die über den bezeichneten, konkreten Gegenstand hinaus auf andere, abstrakte und allgemeine Bedeutungsebenen verweisen. In der Regel geschieht dies durch universelle Symbole, die allen Mitgliedern eines Kollektivs vertraut sind und die somit einen rationalisierten, kondensierten Informationsfluss ermöglichen.

Symbolische Politik nun, ohne späteren Ausführungen vorgreifen zu wollen, ist ein essentieller Bestandteil der Politischen Kommunikation geworden, welche den Fluss und Austausch kommunikativer Einheiten zwischen den Akteuren eines politischen Systems auf allen Ebenen bezeichnet. Insbesondere in den entwickelten Industrienationen, deren massenmediale Kommunikationsstruktur mit all ihren Implikationen unter dem Terminus „Mediendemokratie“ oder kurz „Mediokratie“ bekannt geworden ist, ist diese Art der sinnhaften Komprimierung ein nahezu alltägliches Phänomen nicht nur in Wahlkämpfen mit ihren griffigen Wahlslogans und publikumswirksamen PR-Auftritten von Politikern, sondern auch im politischen Alltagsgeschäft.

Als klassisches Beispiel bzw. Geburtsstunde Symbolischer Politik in Deutschland gilt bis heute der Kniefall Willy Brandts im Warschauer Ghetto. Über dieses Ereignis, dessen emotionale Aufladung charakteristisch für viele Beispiele Symbolischer Politik ist, schreibt der Brandt-Biograph Peter Merseburger:

Doch das Bild vom Kniefall vor dem Ghetto-Mahnmal macht seinen Weg um die Welt, [...] es steht für ein Deutschland, das man so bis-

orie des kommunikativen Handelns. Bd. 1: Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 74.

⁶ Ebd., S. 75.

⁷ Vgl. Baringhorst, Sigrid (1995): Die Macht der Zeichen – zur Aufwertung des Symbolischen in der Politik des Medienzeitalters. Eine Einführung. in: Baringhorst, Sigrid/Müller, Bianca/Schmied, Holger (Hrsg.): Macht der Zeichen – Zeichen der Macht. Neue Strategien politischer Kommunikation. Frankfurt am Main et al.: Peter Lang, S. 9/10.

her nicht kannte, und für einen Politiker und Staatsmann Brandt, der weit über sein Land hinaus moralische Maßstäbe setzt.⁸

Die vorliegende Arbeit soll den Versuch darstellen, die diversen Stränge Politischer Kommunikationsforschung und Betrachtungen zur Symbolischen Politik mit den ihnen zugrundeliegenden politisch-kulturellen Prämissen theoretisch zu verknüpfen und sie in den weiteren Zusammenhang der Funktionslogik entwickelter Mediokratien einzuordnen. Dabei soll sich explizit jener Form Symbolischer Politik angenommen werden, die sich außerhalb von Wahlkämpfen vollzieht.

2. Leitfragen der Arbeit

Diese Schrift beschäftigt sich somit mit den folgenden Leitfragen: Wie lässt sich Symbolische Politik im weiteren Zusammenhang der Politischen Kulturforschung verorten? Inwieweit lässt sich Symbolische Politik als Notwendigkeit in entwickelten Mediokratien bezeichnen und welchen Einfluss nimmt sie auf politisches Handeln und den damit verbundenen Machtstrukturen? Ist sie lediglich ein kommunikativer Kunstgriff oder eher politisches Handlungssurrogat?

3. Methodik und Vorgehensweise

Neben der Politischen Kultur ist das Gebiet der Politischen Kommunikation eines der am stärksten bearbeiteten politikwissenschaftlichen Betätigungsfelder. Diese breite thematische Zugangsbasis stellt für jeden interdisziplinär geprägten Akademiker durchaus einen attraktiven Aspekt dar, doch bringt er auch negative Implikationen mit sich. Spätestens seit dem *cultural turn* in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat eine Vielzahl von Autorinnen und Autoren zu der Fülle der ohnehin schon vorhandenen Beiträge beizutragen. Ist dies auf der einen Seite sicherlich ein sehr fruchtbarer Vorgang, so führt er andererseits auch zu einer Zerfaserung des Forschungsgebietes. Über die Erforschung der Politischen Kultur sagte Max Kaase einmal, sie sei wie der Versuch, einen Pudding an die Wand zu nageln.⁹ Wenn man noch dazu bedenkt, dass Politische Kommunikation

⁸ Merseburger, Peter (2002⁴): Willy Brandt (1913 – 1992): Visionär und Realist. Stuttgart/München: DVA, S. 616/617.

⁹ Vgl. dazu z. B. Kaase, Max (1983): Sinn oder Unsinn des Konzeptes „Politische Kultur“ für die Vergleichende Politikforschung, oder auch: Der Versuch, einen Pudding an die Wand zu nageln. in: Kaase, Max/Klingemann, Hans-Dieter (Hrsg.): Wahlen und politisches System. Analysen aus Anlaß der Bundestagswahl 1980. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 144 – 171.

stark in politisch-kulturellen Dimensionen begriffen werden muss, so mag Kaases Diktum auch auf die Politische Kommunikationsforschung zutreffen. Wie also lässt sich ein solch ausgedehntes Erkenntnisobjekt handhabbar machen?

Diese Arbeit versucht, auf der Basis der vorliegenden Erkenntnisse zur Politischen Kommunikation und unter Rückbezug auf die eigenen Beiträge zur Politischen Kulturforschung ein Theoriegerüst zu Symbolischer Politik zu erarbeiten. Eine geeignete Vorgehensweise hierbei ist das Ausgehen von einer integrativen Definition als Extrakt aus bisher angestellten Analysen. Anschließend werden in einer Bestandsaufnahme klassische und aktuelle Beiträge zum jeweiligen akademischen Diskurs analysiert. Hier bietet sich auch ein Anknüpfungspunkt für Beiträge anderer Fachdisziplinen zur Thematik. Diese Schritte münden dann schließlich in einer selbständig erarbeiteten Arbeitsdefinition Politischer Kultur, die auf die Bedürfnisse des Promotionsvorhabens zugeschnitten ist. Am Ende der Arbeit soll eine Klassifizierung Symbolischer Politik im Zusammenhang mit dem Ausprägungsgrad der Mediendemokratie stehen, in der sie sich vollzieht. Hierbei ist besonders die Wahl des Vergleichs als Methode von besonderem Interesse. Trotzdem wir heutzutage verstärkt mit anderen Kulturen und ihren Merkmalen konfrontiert sind, blieben vergleichende Ansätze bislang in Deutschland – wenn überhaupt vorhanden – eher auf den recht oberflächlichen Vergleich mit den USA beschränkt, die sich als Untersuchungsgegenstand aufgrund der von vielen Wissenschaftlern festgestellten Amerikanisierung aller sozialen Bereiche scheinbar aufdrängen. Umso erstaunlicher ist dieses methodische Versäumnis deswegen, weil der Vergleich eigentlich als Grundlage menschlichen Verhaltens in allen Lebensbereichen gelten kann und bereits von den großen Geschichtsschreibern und Philosophen der griechischen Antike, so z. B. von Herodot und Aristoteles, zur Typenbildung herangezogen wurde. Spätestens allerdings mit der komparativen Methodenformulierung des britischen Utilitaristen John S. Mill tritt der Vergleich als Instrument der systematischen Erkenntnisgewinnung in Erscheinung, entweder als Frage nach Gemeinsamkeiten (*method of agreement*) oder als Frage nach Unterschieden (*method of difference*). Als allgemeine Anforderung an jede vergleichende Studie folgt daraus, dass die verglichenen Gegenstände weder vollkommen gleich noch vollkommen unterschiedlich

sein dürfen und dass jeder Vergleich in doppelter Weise nach Ähnlichkeiten und Unterschieden zu fragen hat, um ein wissenschaftlich korrektes Bild zu liefern.¹⁰

Exakt an diesem Prämissen orientiert sich meine Dissertation in ihren komparativen Aspekten, da es kaum in Frage stehen dürfte, dass die USA, Großbritannien und die BRD trotz einiger Gemeinsamkeiten auch im Bereich der Konvergenz Politischer Kommunikation noch keine Uniformität erreicht haben. Zudem ist es ja gerade das Ziel der Arbeit zu beleuchten, wo und in welchem Ausmaß Ähnlichkeiten bei der Nutzung Symbolischer Politik in Abhängigkeit von der jeweiligen Politischen Kultur zu finden sind, ohne die Unterschiede, die sich aufgrund nationaler, kollektiver Sinnstrukturen unweigerlich ergeben, außer acht lassen zu wollen.

4. Forschungsstand

Die Literaturlage auf dem Bereich der Politischen Kulturforschung ist zwar relativ umfangreich, doch war es um die Politische Kulturforschung in den letzten Jahren eher still geworden. Der Politikwissenschaftlicher Gunnar Folke Schuppert erklärt dies damit, dass er sich dieses komplexe Thema für sein Alterswerk hätte aufheben wollen.¹¹ Im Kreise der deutschen Politikwissenschaftlerinnen und Politikwissenschaftler fand das Konzept bis in die 1970er Jahre hinein relativ wenig Resonanz, was wohl auch an der vorwiegend juristischen oder wirtschaftswissenschaftlichen Vorprägung der gesamten Profession lag.¹² Wenig überraschend lag die erste Hochphase Politischer Kulturforschung in jüngerer Zeit erst in den 1990er Jahren, als sich die Politikwissenschaft mit Fragen bzgl. der Demokratisierungsfähigkeit der ehemaligen Ostblockstaaten konfrontiert sah. Die teilweise asynchronen Entwicklungen dieser postsozialistischen Staaten schienen sich nur mit Blick auf die mentale Dimension von Politik erklären zu lassen. Danach schien das Interesse für Fragen der kulturellen Verankerung politischer Gemeinschaften wieder nachzulassen. Erst die disruptiven Ereignisse der Anschläge des 11. September 2001 sorgten für eine erneute Renaissance der Politischen Kulturforschung. Ungeachtet ihrer tatsächlichen Aussagekraft, erlebten

¹⁰ Vgl. zu diesen Ausführungen auch Kleinsteuber, Hans J. (2003): Medien und Kommunikation im internationalen Vergleich. in: Esser, Frank/Pfetsch, Barbara (Hrsg.): Politische Kommunikation im internationalen Vergleich. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 77 – 80.

¹¹ Vgl. Folke Schuppert, Gunnar (2008): Politische Kultur. Baden-Baden: Nomos, S. vii.

¹² Westle, Bettina (2010b): Rezeptionsgeschichte des Konzepts der Politischen Kultur. in: Westle, Bettina/Gabriel, Oscar W. (Hrsg.): Politische Kultur. Eine Einführung. Baden-Baden: Nomos, S. 24.

Werke wie Samuel Huntingtons *Clash of Civilizations* (1996) eine Wiederbelebung und das Interesse an politisch-kulturellen Erklärungsansätzen für die Stabilität bzw. Instabilität schien mindestens ebenso groß zu sein wie in den 1950er und 1960er Jahren, als dieses Forschungsfeld erstmals konkrete Gestalt gewonnen hatte. Seitdem ist die Politische Kulturforschung in vielen anderen Teildisziplinen der Politikwissenschaft aufgegangen wie z. B. der Politikfeldforschung und der Governance-Forschung, insbesondere mit Blick auf Fragestellungen zu *good governance*. Im Zentrum stehen dabei politisch-kulturelle Ansätze, die durch Perspektiven aus benachbarten Disziplinen ergänzt werden. Auffällig ist beispielsweise die vielfältige Verwendung im Bereich der Politikfeldanalyse. Die Art und Weise, wie sich bestimmte *policies* gestalten, scheint also in nicht unbedeutendem Maße von politisch-kulturellen Gegebenheiten abzuhängen. Beispielhaft sei hierfür die Veröffentlichung *Policyforschung* (2010) von Winand Gellner in Zusammenarbeit mit Eva-Maria Hammer genannt sowie die Anwendung politisch-kultureller Klassifikationen auf das Politikfeld Gesundheitspolitik von Winand Gellner und Michael Schmöller u. a. in *Neue Patienten - Neue Ärzte?: Ärztliches Selbstverständnis und Arzt-Patienten-Beziehung im Wandel* (2008). Ebenfalls erst in jüngerer Vergangenheit wurden im deutschsprachigen Raum neue Gesamtschauen zur Politischen Kultur veröffentlicht, die auf das verstärkte Interesse an diesem Forschungsfeld zurückzuführen sind, wie z. B. *Politische Kultur- und Demokratieforschung* (2006) von Gert und Susanne Pickel, *Politische Kultur* (2008) von Gunnar Folke Schuppert, *Die Politische Kultur der USA* (2008) von Christian Dölle, *Politische Kultur - Forschungsstand und Forschungsperspektiven* (2009) von Samuel Salzborn und schließlich *Politische Kultur* (2009) von Bettina Westle und Oscar W. Gabriel.

Insgesamt von Bedeutung sind im Bereich der Politischen Kulturforschung nach wie vor die „Klassiker“, gerade für den Erkenntnisgegenstand der vorliegenden Schrift. Trotz aller angebrachten Kritik an ihrer Studie erwiesen sich *The Civic Culture* und *The Civic Culture Revisited* (beide in Neuauflage 1989) unter der Federführung von Gabriel A. Almond und Sidney Verba als äußerst fruchtbare Quellen für das Thema der Politischen Kultur, ihrer Kritik im Allgemeinen und auch für die Ausführungen zur Staatsbürgerkultur der USA im Speziellen. Weiterhin sollte in diesem Zusammenhang das Werk von Lucian W. Pye und Sidney Verba *Political Culture and Political Development* (1969) erwähnt werden. Für die Thesen Karl Rohes waren die Sammelbände *Politische Kultur in Ost- und*

Westdeutschland (1994) sowie *Politische Kultur und der kulturelle Aspekt von politischer Wirklichkeit* (1987) äußerst hilfreich. In Bezug auf neuere Aspekte Politischer Kulturforschung kamen besonders die Schriften von Gibbins, *Contemporary Political Culture* (1989), und das Buch *Kultur und Kulturwissenschaft* (2003) des Passauer Amerikanisten Klaus P. Hansen zum Einsatz.

Die Literatur auf dem Bereich der Erforschung der Politischen Kommunikation ohne komparative Ansätze, die deren Bedeutung für die Formierung öffentlicher Meinung illustriert, ist eben so umfangreich wie vielseitig seit Walter Lippmann 1922 *The Public's Choice* veröffentlichte.¹³ Exemplarisch zu nennen sind vor allem die Grundlagentexte zur öffentlichen Meinung und Politischen Kommunikation, wie z. B. die teils wegbereitenden Schriften von E. Noelle-Neumann (z. B. *Amerikanische Massenbefragungen über Politik und Presse* (1940), *Öffentliche Meinung und Soziale Kontrolle* (1966) und *Öffentliche Meinung. Die Entdeckung der Schweigespirale* (1996)) sowie auch die Veröffentlichungen J. Gerhards und F. Neidhardts wie beispielsweise *Strukturen und Funktionen moderner Öffentlichkeit* (1990). Für die Analyse der gängigsten Theorien politischer Kommunikation bieten seit langem besonders die diversen Veröffentlichungen von W. Schulz, D. McQuail und S. Windhal einen erhellenden Einblick.¹⁴ Wie wenig im Vergleich dazu allerdings das Feld der vergleichenden Politischen Kommunikationsforschung trotz seiner Relevanz vor dem Hintergrund der mediokratischen Tendenzen in entwickelten Demokratien bislang gediehen ist, machen die seit den 1970ern stattfindenden Versuche deutlich, den diesbezüglichen Forschungsstand zu inventarisieren. Vorreiter bei diesem Versuch waren J. Blumler und M. Gurevitch. 1975 stellten sie fest, dass es kaum glaubhafte Versuche gab, Politische Kommunikation vergleichend zu analysieren und schon gar nicht, diese Disziplin zu einem eigenständigen Forschungsfeld auszubauen.¹⁵

¹³ Vgl. Preisinger, Irene (2002): Information zwischen Interpenetration und Kritik. Das Berufsverständnis politischer Journalisten in Frankreich und Deutschland. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 25.

¹⁴ Zu einer Darstellung des Forschungsstandes im Bereich der Politischen Kommunikation aus historischer Perspektive sei verwiesen auf Diekmannshenke, Hajo (2001): Politische Kommunikation im historischen Wandel. Ein Forschungsüberblick. in: Diekmannshenke, Hajo/Meißner, Iris (Hrsg.): Politische Kommunikation im historischen Wandel. Tübingen: Stauffenberg, S. 1 – 27.

¹⁵ Vgl. Blumler, Jay G./Gurevitch, Michael (1975): Towards a Comparative Framework for Political Communication Research. in: Chaffee, Steven H. (Hrsg.): Political Communication. Issues and Strategies for Research. Beverly Hills/London: Sage, S. 165 – 168 und Gurevitch, Michael/Blumler, Jay G. (2003): Der Stand der vergleichenden politischen Kommunikationsforschung: Ein eigenständiges Feld formiert sich. in: Esser, Frank/Pfetsch, Barbara (Hrsg.):

Blanke Unsicherheit in Hinblick auf Prämissen, Methodik und der Selektion der Untersuchungsgegenstände waren die Regel. In ihrer zweiten Bestandsaufnahme von 1990 stellten Gurevitch und Blumler zwar eine quantitative Ausweitung des akademischen Diskurses fest, der einige fruchtbare Makro-Ansätze erkennen ließ, doch steckte das betrachtete Forschungsfeld auch damals noch bestenfalls in seinen Kinderschuhen.

Erst in den letzten 15 Jahren ist von einer Reifung der vergleichenden Politischen Kommunikationsforschung die Rede. W. Bennett und R. Entmann sind hier zu nennen, die in den letzten Jahren einen vergleichenden Dialog vorangetrieben haben, und auch S. Reese betont die Wichtigkeit vergleichende Politischer Kommunikationsforschung vor dem Hintergrund globaler Konfliktlinien. Kurz gesagt: Rein quantitativ ist die Politische Kommunikationsforschung derzeit *en vogue*. Die Gründe und Motivationen dafür liegen sicherlich in der Globalisierung kommunikativer Wirkungsmechanismen, so z. B. bei der bedeutsamen Veröffentlichung *Political Complexity and Alternative Models of Journalism* (2000) von P. Mancini. Von Studien wie dieser inspiriert, scheint die vergleichende Politische Kommunikationsforschung langsam in Schwung zu kommen. Große Bedeutung haben noch immer Schriften, die sich mit Politischer Kommunikation in Wahlkämpfen befassen, so z. B. die Arbeit von Semetko (1991) zu den medialen Einflüssen auf das Entstehen von Wahlkampfagenden in Großbritannien und den USA. Große Anerkennung verdient diese Studie vor allem auch wegen der Festlegung von diversen Dimensionen der journalistischen Partizipation im *agenda setting*-Prozess, anhand derer sich die Klassifizierung von Nationen in Bezug auf Ausprägung und Professionalisierung von Politischer Kommunikation vornehmen lässt. Auf dieser Prämisse beruht auch meine Wahl der USA, Großbritanniens und der BRD als Fallbeispiele, da die Instrumentalisierung Politischer Kommunikationsmechanismen aufgrund politisch-kultureller Abhängigkeiten in den USA am weitesten fortgeschritten zu sein scheint, während sie in Deutschland noch weniger ausgeprägt ist. Großbritannien nimmt bezüglich dieses Aspektes der allgemein beschworenen Amerikanisierung europäischer Lebensverhältnisse eine Mittelposition ein.

Qualitativ noch weniger ergiebig als die Literaturlage zum Thema Politische Kommunikation ist der Forschungsstand im Bereich der Symbolischen Poli-

tik. Zu nennen sind hierbei besonders die Schriften von U. Sarcinelli, insbesondere *Symbolische Politik* (1987), M. Edelman mit *Politik als Ritual* (1990) und auch T. Meyers *Die Inszenierung des Scheins* (1992), die – obwohl schon etwas älter – noch immer wegweisend sind. Jüngere Veröffentlichungen, die dieses Thema zumindest anschnitten, finden sich einzig im Bereich der Hochschulschriften, so etwa die Dissertation von Yong-Joo Choi von 1995 mit dem schlichten Titel *Interpenetration von Politik und Massenmedien*, die sich – allerdings ebenfalls in Anlehnung an Sarcinelli - mit den diversen Strategien Symbolischer Politik befasst. Erwähnenswert an dieser Stelle ist noch die Dissertation Ralf Sartors aus dem Jahre 2000, der sich in *Symbolische Politik: Eine Neubewertung aus prozess- und rezeptionsorientierter Perspektive* mit der Publikumsorientierung auf diesem Gebiet befasst.

Resümierend betrachtet ist es somit bemerkenswert, wie lange es gedauert hat, bis die Politische Kommunikationsforschung den Vergleich als methodische Grundlage für sich entdeckt hat. 2003 stellten Barbara Pfetsch und Frank Esser in ihre Studie *Politische Kommunikation im internationalen Vergleich* noch fest, dass es

vor diesem Hintergrund umso verwunderlicher [ist], dass wir im deutschen und englischen Sprachgebrauch bis heute eine umfassende Publikation vermissen, die die Fragestellungen und Konzepte sowie die Anwendung und Probleme der international vergleichenden politischen Kommunikation in den Mittelpunkt stellt und diskutiert.¹⁶

Auch Gurevitch und Blumler formulieren dies am Ende ihrer Bestandsaufnahme der vergleichenden Politischen Kommunikationsforschung indem sie die Frage nach dem Verbreitungsgrad vergleichender Ansätze in der Politischen Kommunikationsforschung mit einem schlichten „nicht sehr weit!“ beantworten müssen.¹⁷ Weiterhin zeigen Gurevitch und Blumler als eine wünschenswerte Perspektive und Weiterentwicklung den Einbezug von Politischer Kultur als konzeptuellem Rahmen künftiger Forschung auf. Mithilfe von Politischer Kultur können politische Botschaften und Sprache sowohl en- als auch dekodiert und die Interdependenzen zwischen medialen und politischen Institutionen sowie zwischen Bürgern und Eliten erfasst werden. Genau in diese Lücke beabsichtigt das vor-

¹⁶ Pfetsch, Barbara/Esser, Frank (2003): Politische Kommunikation im internationalen Vergleich: Neuorientierung in einer veränderten Welt. in: Esser, Frank/Pfetsch, Barbara (Hrsg.): Politische Kommunikation im internationalen Vergleich. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 10.

¹⁷ Vgl. Gurevitch/Blumler (2003), S. 382.

gestellte Promotionsvorhaben zu stoßen. Wie im Folgenden bei der Darlegung der inhaltlichen Einheiten der Dissertation noch genauer gezeigt werden soll, so beabsichtige ich mit meiner Arbeit nicht nur, eine theoretisch fundierte Verortung von Symbolischer Politik innerhalb Politischer Kommunikation zu erreichen, sondern auch die Interdependenzen zwischen den nationalen Politischen Kulturen und der übergeordneten Thematik zu beleuchten.

5. Inhaltliche Struktur der Arbeit

Im ersten Kapitel soll der Symbolbegriff aus interdisziplinärer Sicht beleuchtet werden. Vor allem stehen hier die anthropologischen, psychologischen, philosophischen und soziologischen Grundlagen im Vordergrund, die besonders unter Rückgriff auf die Schriften des Hirnforschers Searle, der Philosophen Platon und Cassirer sowie des Soziologen Luhmann erklären, warum Menschen die Welt, die sie umgibt, in Symbolen begreifen. Unter einem Symbol verstehen wir ein Objekt oder auch einen komplexen Sachverhalt, der über sich selbst hinaus auf etwas Anderes, Abstrakteres verweist. Der Drang, Symbole zu formen, ist eines der ureigensten menschlichen Charakteristika und ist genetisch in uns verankert. Symbole helfen uns, die Wirklichkeit mit all ihren möglichen Sinndimensionen generalisierend zu erfassen und verhindern somit eine Erfahrungsüberflutung. Nur durch sie und ihre Eigenschaft der Wiederabrufbarkeit und der mit ihnen verbundenen Erwartungen werden reibungslose Interaktion und Kommunikation unter bislang neuen Rahmenbedingungen möglich. Wir unterscheiden nicht mehr zwischen der „realen Realität“ und der durch ein Symbol vermittelten Realität. Beide erscheinen uns gleichwertig, und – wie die Gefangenen in Platons Höhlengleichnis – ziehen wir die bequemere, reduzierte Symbolwelt der unverhüllten Wirklichkeit vor, da dies den Verständnisaufwand minimiert.

Anschließend soll das Abstraktum *Macht* erörtert werden. Besonderes Augenmerk liegt auf der Unterscheidung zwischen den Machtbegriffen M. Webers und H. Arendts, also dem Unterschied zwischen einem reinen Über- bzw. Unterordnungsverhältnis und Macht als Ergebnis eines kommunikativen Prozesses. Hieraus ergibt sich für das Thema der Arbeit, dass Macht ein allgegenwärtiges Phänomen ist, das auch – aber nicht nur – ein integraler Bestandteil von Politik ist. Macht, das Streben nach ihr und der Wille, sie zu erhalten, sind seit jeher Basiselemente menschlicher Motivation. Sie ist ein generalisiertes Kommunikationsmedium intransitiver Natur, mithilfe dessen versucht wird, andere Individuen gemäß eigener Vorstellungen zu lenken. Dies bedeutet auch, dass jeder

– nicht nur die politischen Eliten – die Macht hat, zwischen politischen Handlungsalternativen zu wählen. In demokratischen Systemen tritt das Individuum seine Macht an politische Institutionen ab, die in seinem Namen handeln und somit die Machtketten und gesellschaftlichen Kontingenzen auf ein überschaubares Maß reduzieren. Die Bereitschaft, die eigene Macht abzutreten, hängt in großem Umfang nicht nur von empirischen Fakten ab, sondern in mindestens ebenso großem Umfang von der Persönlichkeit dessen, dem wir unsere Macht anzuvertrauen gedenken, damit er oder sie unserer kollektiven Interessen in den politischen Kommunikations-, Selektions- bzw. Machtprozessen im In- und Ausland effektiv zum Ausdruck bringt. Wo diese Macht nicht freiwillig abgetreten oder im Nachhinein missbraucht wird, beraubt sie sich ihrer eigenen Legitimation und schlägt um in Zwang oder Gewalt. Symbole und Macht finden ihre Verbindung besonders in Demokratien mit ihrem Merkmal der Volkssouveränität. Hier erscheint Politik dann als legitim, wenn sie mit intransitiver, kommunikativ ausgehandelter Macht im Gemeinwesen korrespondiert, welche mit den politisch-kulturellen Vorstellungen einer Gesellschaft durch symbolische Repräsentation und Symbolischer Politik verknüpft sind. Bei positiver Korrelation findet „gute Politik“ statt; bei negativer Korrelation „schlechte Politik“, die sich selbst ihre Legitimationsgrundlage entzieht.

Im Anschluss daran wird der Zusammenhang von Kultur und Kommunikation bzw. das Verhältnis von Massenkultur und Massenkommunikation erörtert, was eine Hinführung zum Thema der Mediendemokratie bildet. Neben der Klärung von semiotischen Basisbegriffen wie *Zeichen*, *Denotation*, *Konnotation* usw. wird auch auf die bardische Funktion moderner Massenmedien eingegangen, die zur Mythenbildung im modernen Medienzeitalter beiträgt. Dazu gehört auch ein Exkurs zum Verhältnis von Realität und Massenmedien, welcher sich wesentlich auf die Thesen zur Realitätsverdopplung von Niklas Luhmann und den radikalen Ansatz der Hyperrealität von Jean Baudrillard stützt, der die komplette Entkopplung von Realität und Medienwirklichkeit postuliert. An diese Thesen wird danach im Kapitel über Mediendemokratien angeknüpft. Hier soll sich mit einem Phänomen beschäftigt werden, welches mit seinen medienzentrierten Kommunikationsformen und seinen politischen Rollenerwartungen den Handlungsrahmen moderner Politischer Kommunikation und somit auch Symbolischer Politik darstellt. Es werden neben den klassischen Medienfunktionen, Entstehungsbedingungen, Charakteristika, Ausprägungen und Funktionslogik von Mediokratien beleuchtet sowie der Beitrag mediendemokratischer Kommunikation zu politi-

scher Mythenbildung. Besonderes Augenmerk liegt auch auf der Interpenetration von politischer und medialer Sphäre, die mittlerweile nicht mehr getrennt von einander existieren (können), sondern miteinander symbiotisch verbunden sind und gegenseitig die Funktionslogik der jeweils anderen Sphäre definieren.

Zentral für den Theorieteil werden auch die Betrachtung und eine Bestandsaufnahme der bisherigen Theorien zur Symbolischen Politik sein. Im Wesentlichen drehen sich die Ansätze zu diesem Forschungsgebiet um die Arbeiten zweier Autoren, nämlich der von Murray Edelman und von Ulrich Sarcinelli. Im Verhältnis dieser beiden Autoritäten ist es durchaus angebracht zu sagen, dass Sarcinelli die Ansätze Edelmans weiterentwickelt und sogar „verwissenschaftlicht“ hat. Edelmans frühe Thesen drehen sich um Symbolische Politik als Mittel zur Beibehaltung des *status quo* in einer Gesellschaft mithilfe von Ersatzhandlungen, die den Platz realpolitischer Aktionen einnehmen und die diesbezüglichen Bedürfnisse der Bürger befriedigen. Der Schein der Veränderung ist zentral für Edelmans Thesen. Sarcinelli trug später stark dazu bei, die einzelnen Elemente des Theoriegerüsts von Edelman herauszuarbeiten, in symbol-politische Teilbereiche einzuteilen und empirisch zu untersuchen

Anschließend wird das zentrale Konzept der Politischen Kultur betrachtet werden, da es Einfluss auf den zentralen Untersuchungsgegenstand der Dissertation hat, indem es den Verwendungsgrad Symbolischer Politik bestimmt. Die Bedeutung dieses Abschnittes wird bereits anhand der allgemeinen Definition Politischer Kultur von Glenda M. Patrick deutlich. Nach ihr ist Politische Kultur

a set of fundamental beliefs, values and attitudes that characterize the nature of the political system and regulate the political actions among its members.¹⁸

Die weitergehende Bedeutung dieses Aspektes für den Untersuchungsgegenstand der Dissertation ist somit offenkundig. Wir finden die wichtige Annahme bestätigt, dass sich auf einer Entwicklungsskala Politischer Kulturen die USA mit ihrer – zwar nicht mehr unkritisch hingenommenen, aber dennoch beobachtbaren – *participant civic culture* an der Spitze der Entwicklung befinden, während Deutschland im Vergleich nach Großbritannien die Schlussposition einnimmt.

Am Endes der Arbeit steht die Formulierung meiner zentralen Aussage, dass der Entwicklungsgrad einer nationalen Politischen Kultur mit dem Ausprä-

¹⁸ Patrick, Glenda M. (1984) Political Culture. in: Sartori, Giovanni (Hrsg.): Social Science Concepts. A Systematic Analysis. Beverly Hills: Sage, S. 297.

gungsniveau der jeweiligen Mediendemokratie korreliert, da in den symbolischen Elementen der Politischen Kultur die „Anfälligkeit“ eines Landes begründet liegt, diese Elemente auch in ihr Politisches Kommunikationsverhalten in der Form Symbolischer Politik zu integrieren. Je abstrakter und „verinnerlichter“ die Politische Kultur eines Landes ist – augenfällig z. B. in den USA, wo sie den Charakter eines religiösen Credo hat – desto stärker werden symbol-politische Elemente in die allgemeine Politische Kommunikation integriert.

II. Symbole aus interdisziplinärer Perspektive

Die Wirklichkeit des Menschen ist immer symbolische, zeichenvermittelte Wirklichkeit. Menschen zeichnen sich durch die Fähigkeit zu symbolisch vermittelter Kommunikation aus, sie leben dementsprechend in einer Welt aus gedeuteten Symbolen, die sie als Gesellschaftswesen in ihren Interaktionen konstruieren.¹⁹

- Friedrich Krotz (2001): Die *Mediatisierung kommunikativen Handelns* -

Synopsis:

Dieses Kapitel der vorliegenden Schrift soll den Versuch darstellen, sich dem Symbolbegriff interdisziplinär zu nähern. Nach einer allgemeinen Einführung sollen Symbole und der menschlichen Drang, sich Symbole zu schaffen, sowohl naturwissenschaftlich im Sinne von Anthropologie und Psychologie als auch geistes- bzw. gesellschaftswissenschaftlich im Sinne von Philosophie und Soziologie beleuchtet werden, bevor in einem Zwischenfazit die Natur und Bedeutung von Symbolen für die vorliegende Arbeit kritisch resümiert werden sollen.

1. Allgemeines

Was ist unter einem Symbol zu verstehen; einem Begriff, der in der Alltagssprache oft als Synonym für Metapher oder als Terminus für jedweden Gegenstand oder Sachverhalt verwendet wird, dessen eigentliche, offensichtliche Bedeutung vor dem Hintergrund einer höheren und abstrakten Bedeutungsebene zurücktritt?²⁰

Symbole als Einflussfaktoren menschlichen Handelns traten in der strikt naturwissenschaftlichen bzw. medizinischen Arena erstmals verstärkt im Rahmen des Vormarsches der Psychoanalyse zu Beginn des 20. Jahrhunderts auf. Bereits damals war der symboltheoretische Ansatz umstritten, und dies zeichnet auch dafür verantwortlich, dass „Symbol“ etwas Diffuses und Ominöses anhaftet, da es der Schlüssel zu unbekanntem Bewusstseins- und Handlungsebenen zu sein scheint. Diese Umstrittenheit ist allerdings erstaunlich, besonders vor dem Hintergrund, dass der Fundus an Symbolen, der Erklärungen für bislang Unerklärbares zu bieten schien, eigentlich unabhängig von der Person des Psychoanalytikers war. Er war also im Grunde genommen – obwohl konzeptueller Kern – der einzig unstrittige Aspekt eines ansonsten diskussionswürdigen Modells, welches sich die nicht eben einfache Aufgabe gesetzt hatte, den menschlichen Geist zu verstehen und in Teilen erklärbar zu machen. Schließlich entstammen Symbole

¹⁹ Krotz, Friedrich (2001): Die Mediatisierung Kommunikativen Handelns. Der Wandel von Alltag und sozialen Beziehungen, Kultur und Gesellschaft durch die Medien. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 45.

²⁰ Vgl. z. B. Doelker, Christian (1999): Ein Bild ist mehr als ein Bild. Visuelle Kompetenz in der Multimedia-Gesellschaft. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 93/94.

nicht der psychoanalytischen Theorie, sondern der Folklore, Philologie und Philosophie. All dies sind Wissenschaften und kollektive Bindungsmechanismen, die weitaus älter sind als ihre gängige Nutzbarmachung in der Psychoanalyse.²¹

2. Wortgeschichte

Die wohl umfangreichste Herleitung der etymologischen Dimension des Phänomens „Symbol“ wurde bereits 1912 von Max Schlesinger angestellt. Verkürzt dargestellt verweist die etymologische Wurzel von „Symbol“ – *gal* – auf das Fließgeräusch von Wasser und darüber hinaus auf Bedeutungen wie „sich ergeben“ und „quellen“. Im Griechischen entwickelte sich dieser Stamm weiter und schloss schließlich die Angehörigen einer ganzen Wortgruppe ein, zu denen „zusammenführen“, „verbinden“ aber auch „etwas Rätselhaftes erraten“ (z. B. den göttlichen Ratschluss) gehören. Als sinnhafte Verbindung blieb stets die abstrakte Metapher des Wassers als organischer Zusammenfluss getrennter Teile zu einem übergeordneten Ganzen.²² Im Lateinischen findet sich schließlich *symbolus* als „Zeichen“ und „Kennzeichen“, womit wir dem heutigen Gebrauch des Wortes bereits sehr nahe sind. Der Bedeutung von „Symbol“ als ein konkretes Zeichen, z. B. das Zepter eines Herrschers, das auf etwas Abstraktes wie die royale Macht verweist, liegt wiederum sowohl die Sanskrit-Bedeutung von „fließen“ als auch die griechische Idee von „flechten“ und „Geflecht“ zugrunde. Spätestens mit Beginn des 18. Jahrhunderts hat das Wort „Symbol“ auch eine stark emotionale Dimension, denn seit Luthers Bibelübersetzung wird *symbolum* auch mit „Gebet“ oder „Glauben“ übersetzt. Seine endgültige Bedeutung als „Sinnbildlichkeit“ erhielt der Begriff ebenfalls im 18. Jahrhundert. Hierbei handelt es sich aber um eine relativ eingeschränkte Auslegung, denn viele andere Sprachen Europas, in welche die Ableger von *symbolum* Eingang fanden, machen bis heute einen sehr viel intensiveren Gebrauch von diesem Wort etwa in religiösem (z. B. im französischen *symboles* für „Sakramente“) oder auch mathematisch-algebraischem Sinne (z. B. im italienischen *simbolo* für „Variable“).²³

²¹ Vgl. Jones, Ernest (1976): Die Theorie der Symbolik. in: Menne, Klaus et al.: Sprache, Handlung und Unbewußtes. Kronberg: Athenäum, S. 229.

²² Vgl. Schlesinger, Max (1967): Geschichte des Symbols. Hildesheim: Georg Olms, S. 7/8. Es waren als erstes die Griechen, die aus dem Stamm *gal* ein Substantiv formten, als es notwendig wurde, ein Wort zu schaffen, welches den Träger eines Dinges oder Begriffes bezeichnet.

²³ Vgl. ebd., S. 9 – 32.

3. Symbole als Metapher der Evolution des menschlichen Geistes

Wenn man untersucht, warum Symbolische Politik als Teil Politischer Kommunikation so beliebt und erfolgreich ist, so erkennt man schnell, dass das Symbol an sich die zentrale Metapher menschlicher Entwicklung ist. Menschliche Evolution, besonders die Entwicklung des Geistes, ist nicht durch einen beständigen Zuwachs und bloße Kapazitätserhöhung gekennzeichnet, in dessen Zuge das Alte als primitiv erkannt und hinter sich gelassen wird. Die geistige Entwicklung des Menschen kann vielmehr als fortlaufende Substitution gesehen werden, in der eine Idee oder Fähigkeit durch eine komplexere ersetzt wird und somit ihren primitiven Vorläufer symbolisiert und in sich aufnimmt.²⁴ Zudem erkennt der Verstand auch zunehmend die wirkliche Dimension seines symbolhaften Vorstellungsvermögens, indem er Symbole, die bislang für ihn die Wirklichkeit darstellten, als bloße Sinnbilder entlarvt und eine komplexere Wirklichkeit, die er bis zu diesem Moment nur in einer reduzierten Weise zu erfassen vermochte, zu entflechten versucht. Auf der einen Seite ist die Evolution des menschlichen Geistes somit durch die Substitution und Symbolisierung von Ideen und Fähigkeiten durch immer komplexer werdende Denk- und Handlungsweisen geprägt, während andererseits der menschliche Geist in seinem Vorwärtsdrängen die einfachen Symbole hinter sich lässt und auflöst, da er die Realität nun unverhüllt verstehen kann.²⁵

In den folgenden Abschnitten, sollen die eben gemachten Feststellungen weiter konkretisiert werden. Deckten sich bislang noch die ohnehin nicht komplett voneinander zu entkoppelnden Sichtweisen von (Entwicklungs-)Psychologie und Philosophie, so werden hierbei Aspekte beleuchtet, welche die Symbole der menschlichen Existenz als solcher in ihrer Bedeutung für die Psychologie und Psychoanalyse sehen, insbesondere die Ausführungen Jones' betreffend. Obwohl somit strenggenommen fachfremd, sind diese psychologischen Ansätze zentral für das Medienwirkungsverständnis und das grundlegende Verständnis von Symbolischer Politik. An dieser Stelle soll sich somit ein Stück weit den Erkennt-

²⁴ Es entspricht dies dem Konzept der Lebenswelt von Habermas, welche die Interpretationsarbeit vorangegangener Situationen speichert, um das Abweichungsrisiko zu minimieren. Vgl. Habermas (1981a), S. 107.

²⁵ Vgl. Jones (1976), S. 229 und auch Moersch, Emma (1976): Psychoanalytische Bemerkungen zu Lorenzers Revisionsvorschlägen. Zur Kritik des Gebrauchs von Symbol, Repräsentanz und psychischem Primärvorgang. in: Menne, Klaus et al.: Sprache, Handlung und Unbewußtes. Kronberg: Athenäum, S. 197.

nissen der Psychologie bedient werden, um diese in abstrahierter Form auch für die Politische Kommunikationswissenschaft und Symbolische Politikforschung nutzbar zu machen. Doch dieses evolutionär bedingte Verhalten, das dem Menschen genetisch einprogrammiert ist, schlägt sich auch zentral auf die Philosophie und ihren Theorien zur Erkenntnisfindung und –verwertung nieder. Kurz: Der Symbolisierungsreflex bestimmt, wie wir die Welt wahrnehmen und wann wir etwas als wahr erachten. Deshalb wird später in gebotener Ausführlichkeit auch die philosophische Dimension und ihre Auswirkungen auf das menschliche Allgemeinwesen beleuchtet werden.

4. Anthropologische und psychologische Perspektive

4.1. Anthropologische Grundlagen: Wie wir gelernt haben, die Welt zu sehen

Das menschliche Bewusstsein als Erkenntnisgegenstand ist ein Spielfeld vieler wissenschaftlicher Disziplinen, denn bevor wissenschaftliche Ergebnisse über die strikt biologische Funktionsweise des menschlichen Gehirns und seiner Informationsverarbeitungskapazität überhaupt möglich waren, war unser Geist schon lange das bevorzugte Objekt philosophischen Denkens. Und selbst heute, da wir mehr über die Funktionsweise des menschlichen Gehirns wissen, scheint die philosophische Betrachtungsweise menschlicher Erkenntnisgewinnung noch immer reizvoll zu sein. Allenfalls die Geschichte der Menschwerdung, die Anthropologie, und ihre Aussagen darüber, wie wir gelernt haben zu lernen, zu erkennen und das Erkannte darzustellen, bietet noch gleichermaßen interessante Einblicke in das menschliche Bewusstsein und seinen Hang zum Symbolischen und soll deshalb im Folgenden kurz betrachtet werden.²⁶

Bereits die Arbeiten über die Charakteristika der Asymmetrie zwischen Bewusstsein und Zeit und Raum bzw. der Einfluss der Gesellschaft auf die Ausformung des menschlichen Geistes sind zwei sehr komplexe Themen. Dennoch lassen sich als Basiseigenschaften des Bewusstseins einige Aspekte festhalten: Unser Bewusstsein konstituiert sich im Wesentlichen durch unsere sinnliche Wahrnehmung sowie dem Umstand, dass wir uns selbst unserer Existenz bewusst sind und dem Umstand des Denkens selbst, der auch unsere Emotionen

²⁶ Vgl. Searle, John R. (1997): *The Mystery of Consciousness*. London: Granta Books, S. 3 – 5.

enthält. Unser Bewusstsein arbeitet weiterhin als eine Einheit, sowohl horizontal, d. h. es verknüpft zusammenhängende Eindrücke zeitlich, als auch vertikal durch die Wahrnehmung paralleler, nicht zwangsläufig in Zusammenhang stehender, Eindrücke. Wir sind uns unserer selbst oder eines Objektes oder einer Person nicht zufällig bewusst, sondern wir vermögen unser Bewusstsein einer subjektiven Absicht zufolge zu dirigieren.²⁷ Weiterhin nehmen wir Dinge nicht isoliert wahr, sondern immer vor dem Hintergrund, der durch unser Sichtfeld begrenzt wird. Wir müssen uns auf das Objekt unseres Interesses bewusst fokussieren, aber die Umgebung wird nie ganz ausgeblendet. Wir sind uns des Drumherums ständig bewusst. Menschen vermögen also, ihre Wahrnehmungen zu strukturieren und zu priorisieren. Dies erfolgt auch anhand der Vertrautheit der Sinneseindrücke. Selbst in einer vollkommen neuen Situation orientiert sich das Bewusstsein an Vertrautem und sei die Vertrautheit noch so vage: Menschen bleiben Menschen, und Häuser bleiben Häuser, egal, wo wir uns befinden und wie sehr die Menschen und Häuser von den Menschen und Häusern in unserer Stadt abweichen. Ansonsten müsste man jeden neuen Anblick unvorstellbar vielschichtig und jedes Mal neu erfassen. Bereits hier erkennen wir die Nähe zur Theorie der politisch-kulturellen Denkmuster von Mary Douglas und Aaron Wildavsky, die später genauer beleuchtet werden sollen. Jede Wahrnehmung vernetzen wir also unbewusst mit anderen, die in irgendeiner Weise zu dem, was wir sehen oder spüren, passen. Damit in Zusammenhang steht auch die Fähigkeit des Bewusstseins, Sinneseindrücke zu filtern, d. h. unwichtige Eindrücke auszublenden, damit wir uns den momentan wichtigen zuwenden können; etwas, das wir gemeinhin als „unbewusst“ beschreiben, welches sich an der Peripherie der Wahrnehmung befindet.

Das Basiselement des Bewusstseins, auch wenn die meiste Zeit nicht bewusst wahrgenommen, ist die Bewusstheit unserer selbst. Niemand denkt ständig an seinen Namen, Adresse und welcher Tag heute ist, aber diese Informati-

²⁷ Abzugrenzen von den bewussten Aktionen unseres Bewusstseins sind Stimmungen, die auch ohne konkreten Grund auftreten können, dann aber die zielgerichtete Wahrnehmung durchaus beeinflussen können, denn schließlich sind wir zu jeder Zeit in irgendeiner Art von Stimmung, ohne dies zu wollen. Ebenso messen wir jeder Wahrnehmung einen nicht zielgerichteten Aspekt des Gefallens oder Missfallens bei. Vgl. dazu Searle, John R. (1992): *The Rediscovery of the Mind*. Cambridge (Mass.)/London: MIT Press, S. 140/141. Die Erzeugung oder Manipulation von Stimmungen, die dann unser Denken durchströmen, ist somit ein mächtiges Instrument auch der Symbolischen Politik, da sich die momentane Stimmung in großem Maße der bewussten Beeinflussung entzieht.

onen sind tief in uns verwurzelt und geben uns Sicherheit, so dass wir uns der eigentlichen Wahrnehmung der äußeren Umwelt widmen können, ohne auf das eigene Individuum selbst fixiert sein zu müssen.²⁸

Die Wahrnehmung der Welt durch das menschliche Bewusstsein und die Wahrnehmung von Politik in ihr hängt also von der Art und Weise ab, wie Menschen gelernt haben, die reale Welt nach den dargestellten Basisregeln zu betrachten und was sie als wahr zu akzeptieren bereit sind. Dabei ist eine fundamentale Unterscheidung zwischen dem objektiv Realen und dem subjektiv als real Empfundenen zu treffen. Neben der Definition von „objektiv“ als „empirisch beweisbar“ und von „subjektiv“ als „individuell beurteilbar“ lassen sich diese beiden Begriffe ontologisch als zwei Aggregatzustände von Existenz definieren. Während ein subjektives Faktum von den individuellen Gefühlen abhängt, ist ein objektives Faktum sozusagen physisch greifbar, und seine Existenz bedarf nicht des subjektiven Empfindens, um sichtbar zu werden. Jene Dinge existieren ungeachtet der Art, wie wir sie repräsentieren und verbildlichen. Dies führt uns zu der Unterscheidung zwischen intrinsischen Qualitäten eines Gegenstandes und jenen Charakteristika, die sich erst durch den Betrachter erschließen. So sind physische Eigenheiten wie Masse, Höhe, Breite usw. intrinsisch, aber die Namensgebung eines Gegenstandes vom Beobachter, d. h. dem Menschen abhängig, der sich einst dazu entschloss, einen bestimmten Gegenstand zu benennen. Es ändert nichts an seinen materiellen Besonderheiten, fügt ihm aber eine neue Dimension von Realität hinzu, mit der er innerhalb einer bestimmten Gruppe oder Kollektiv von dem Moment an identifiziert wird. J. R. Searle kategorisiert dies so:

1. Die reine Existenz eines Objektes ist unabhängig von unseren Einstellungen und Empfindungen ihm gegenüber.
2. Es hat viele intrinsische Eigenschaften, die nicht von der Art des Beobachtens verändert werden können (Masse etc.).
3. Durch den Beobachter werden ihm aber subjektive bzw. relativ zum Beobachter zu definierende Eigenschaften wie z. B. ein Name hinzugefügt.
4. Einige dieser subjektiven Eigenschaften erfahren eine gewisse Objektivierung dadurch, dass sie nicht nur von einem Individuum als richtig eingestuft werden, sondern von einem größeren Kollektiv übernommen werden und somit nicht mehr nur von einem einzelnen Menschen als wahr erkannt werden.

²⁸ Vgl. ebd., S. 127 – 141.

5. Die ursprünglich subjektiven Eigenschaften des real existierenden Objektes (Name, Art der Benutzung etc.) werden zu intrinsischen Eigenschaften, zu akzeptiertem Wissen innerhalb der entsprechenden Gruppe.²⁹

Wir erkennen somit, dass es sowohl eine Realität außerhalb der Wahrnehmung gibt, einen „externen Realismus“, und einen Teil der Realität, der nur durch Erfahrungen konstituiert wird. Dies deutet auch auf das sogenannte Körper/Geist-Problem hin, welches sich mit der Verortung menschlichen, immateriellen Denkens in einer physisch fassbaren Welt befasst.³⁰ Dies auf den Erkenntnisgegenstand der vorliegenden Schrift zu beziehen heißt, dass es eine reale Politik auch hinter ihrer Repräsentation gibt. Was derzeit allerdings beobachtbar ist, ist eine Verschiebung der Ambitionen der politischen Akteure weg von der Effizienz der realen Politik hin zur Optimierung von realen Entscheidungen in Bezug auf ihre Medienwirkung, da dies auch so vom Publikum nachgefragt wird. Menschen haben also diverse, teils vollkommen arbiträre Mechanismen zur Handhabarmachung des objektiv Realen, z. B. durch Sprache, Denken, Statistik etc. Je nachdem, wie effektiv diese Mechanismen in ihren Repräsentationsbemühungen bei anderen sind, werden die vermittelten Inhalte als wahr oder falsch erkannt. Dies ist auch abhängig von kulturellen, psychologischen oder wirtschaftlichen Einflüssen. Sobald etwas als Wissen klassifiziert wird, setzen wir voraus, dass das Gewusste eine reale Repräsentation der Wirklichkeit ist und tun uns schwer damit, dieses Wissen zu hinterfragen und zu modifizieren. Wie auch immer subjektiv die Wissensgenese gewesen sein mag, so objektiv ist das Endprodukt dieses Prozesses für die Menschen.³¹

Man glaubt somit ab einem bestimmten Punkt, dass Erfahrungen der Wahrheit entsprechen. Der Mensch neigt dazu, jene Repräsentation von Wirklichkeit als wahr zu akzeptieren, die mit seinem erworbenen Wissen übereinstimmt. Es bringt sozusagen den externen Realismus, der die Welt bezeichnet wie sie ist und nicht wie sie erfahren wird, in Deckung mit einem „internen Realismus“, der unser Weltbild darstellt. Wissen und das damit verbundene Weltbild verhalten sich somit wie eine Mappe zu einer realen Landschaft: Wir akzeptieren

²⁹ Vgl. Searle, John R. (1995): *The Construction of Social Reality*. London: Penguin, S. 7 – 11.

³⁰ Hierzu vgl. besonders das Buch von Searle, John R. (1998): *Geist, Sprache und Gesellschaft. Philosophie in der wirklichen Welt*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. Insbesondere aber S. 53 – 83 und Searle (1992), S. 83 – 109.

³¹ Vgl. Searle (1998), S. 149 – 151.

eine verkleinerte Darstellung der Realität als Symbol für die Landschaft selbst, weil wir intrinsisch darauf vertrauen, dass die Karte eine auf Wissen basierende Repräsentation der Wirklichkeit ist. Neben den objektiv erfassbaren Eigenschaften einer Karte (Größe, Material etc.) laden wir sie noch zusätzlich mit subjektiven aber kollektivierte Charakteristika auf, die unseren Erfahrungen entsprechen.³²

Diese sehr allgemeinen Aspekte menschlichen Erkennens und Lernens bzw. menschlicher Realitätsverarbeitung finden sich in konkretisierter Form in allen Natur- und Geisteswissenschaften, die sich mit diesem Themenfeld beschäftigen.

4.2. Psychologie: Dimensionen der Definition von „Symbol“:

Der Begriff des Symbols beschreibt einen sehr disparaten Zusammenhang, so dass es nicht die allgemeinverbindliche Definition zu geben scheint. Ein zielführender Definitionsversuch aus dem Bereich der Evolutions- und Stimulusforschung findet sich bei dem Zeichentheoretiker C. W. Morris, der „Symbol“ definiert als

[...] *representative given*, that is, a substitute stimulus which can be given simultaneously with the original stimulus for which it is a substitute, the test of substitution being the ability to call out the response of the organism which the original called out, as the result of the conditioning process.[...]

Thus a symbol is a given which represents and stands for some other stimulus which was once given simultaneously. Though it can, like the substitute stimulus, take the place of the original stimulus in calling out behavior, it calls up, in addition, the original stimulus in a way that the substitute stimulus does not. *Any* given may take on this symbolic function. Behavior may become symbolic, but symbols are by no means limited to actual behavior. Images, emotions – (neither of which are behavior, although both have behavior as condition of their existence), stones, other organisms, and

³² Vgl. Searle, John R. (2001): *Rationality in Action*. Cambridge (Mass.)/London: MIT Press, S. 39 und Konrad, Wolf A. (1999): *Das Ich-Bewusstsein – Anmerkungen zur Konstruktion der Identität*. in: Rusch, Gebhard/Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.): *Konstruktivismus in der Medien- und Kommunikationswissenschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 305 – 310. Zum Zusammenhang von Wahrheit und externem Realismus und den daraus resultierenden Problemen vgl. Searle (1998), S. 154, 199 – 226. Vgl. auch Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1991): *Die gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt am Main: Fischer, S. 98 – 100.

so on through the entire range of givenness, may all become symbols.³³

Diese Definition zeigt, dass das Forschungsgebiet der Evolutionstheorie und mit ihm das der Psychologie einen vielversprechenden Einstieg in die Grundlagen menschlichen Denkens und Handelns in Bezug auf Symbole verspricht. Diesen definitorischen Ansatz weiter verfolgend, lassen sich in Anlehnung an die Erkenntnisse des Psychoanalytikers Ernest Jones und in Übereinstimmung mit dem oben Angedeuteten folgende Definitionscluster bzw. –dimensionen bilden:

1. Symbole sind Substitute für wesentlichere Ideen als es die Symbole selbst sind. Ein „Ding“ erwirbt durch sein Symbolesein eine sekundäre Bedeutung, indem es auf etwas verweist, dessen Charakter und Qualität ihm selbst nicht innewohnt.
2. Diese sekundäre Bedeutung entsteht durch eine Gemeinsamkeit zwischen dem Symbol und dem, was es bezeichnet. Diese kann, rein rational gesehen, relativ trivial sein, doch wenn sie eine stark affektive Prägung besitzt, wirkt das Symbol umso stärker.
3. Symbole sind kondensierte Wirklichkeit. Sie stellen etwas verkürzt und eingeschränkt dar, das in der Realität sehr viel abstrakter und ausgreifender ist. Deswegen wirken Symbole auch eher konkret auf die Sinne, während der symbolisierte Sachverhalt eher einen rational-kognitiven Charakter hat.
4. Obwohl in der menschlichen Evolution primitivere Ideen und Fähigkeiten in komplexeren aufgehen und somit kumulativ symbolisiert werden, ist die Wahrnehmung der Welt durch das Prisma der Symbolik als primitiver einzustufen als eine unvermittelte Auseinandersetzung mit der Realität.
5. Symbole bilden sich über einen längeren Zeitraum unbewusst heraus und drücken oftmals eine Idee aus, die sich im Verborgenen hält und dem Benutzer somit gar nicht unmittelbar zugänglich ist und der Interpretation bedarf, die ihrerseits wiederum oft unbewusst geschieht.³⁴

4.3. Die Natur des Symbolischen:

Das Symbol ist eine Form der indirekten Repräsentation und seine Definition umfasst die oben angeführten Dimensionen. Das Symbol wird vielfach als ideale Amalgamierung aller sonstigen gleichnishaften Darstellungsformen, die besonders in der Literatur beliebte Stilmittel darstellen („Metapher“, „Allegorie“, „Anspielung“ etc.), betrachtet, da nur das Symbol allein den Sprung in die Realität geschafft und sich dort verselbständigt hat.

³³ Morris, Charles W. (1993): *Symbolism and Reality. A Study in the Nature of Mind*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, S. 13/14 [Hervorhebungen bei Morris].

³⁴ Vgl. Jones (1976), S. 231/232.

Ein Symbol ist die Stellvertretung für etwas Unbewusstes, und Symbolisierung erfolgt ohne Intention; das Symbol selbst wird für real gehalten. Der gemeinsame Aspekt zwischen Symbolisiertem und Symbolisierendem ist oftmals in den Hintergrund getreten, da das Symbol das von ihm Bezeichnete quasi überschrieben hat. Erst ein bewusstes Aufmerksammachen kann auf diesen Trugschluss hinweisen. Weiterhin scheinen Symbole von konstanter Bedeutung zu sein, nachdem sie sich einmal über längere Zeit hinweg ausgebildet haben. Sie sind Bestandteile des kollektiven Unbewussten. Symbole sind in ihrer Entstehung und Verwendung innerhalb eines Kollektivs unabhängig von individuellen Bedingungen. Ein Individuum innerhalb einer Gruppe hat keine Wahl bei der Assimilierung eines Symbols bzw. bei dessen späterer Verwendung, solange die Gruppe in sich hinreichend homogen ist. Diese Unabhängigkeit von individuellen Bedingungen ist eine Erkenntnis besonders der Psychologie und liegt den Thesen C. G. Jungs und seinen vererbten Archetypen als Basissymbole menschlichen Bewusstseins zugrunde. Doch nicht immer sind Symbole so klassen-, zeit- und grenzenlos wie in den Vorstellungen Jungs. Für die weiteren Überlegungen muss eine Abänderung dahingehend erfolgen, dass die für Entstehung und besonders für Verwendung bestimmter symbolischer Zeichen und Handlungen in Betracht kommenden Kollektive von sehr unterschiedlicher Größe sein können. Es können Nationen, soziale Schichten oder soziale Subkulturen sein, innerhalb derer gewisse Symbole Geltung besitzen.³⁵ Dabei bestehen die sprachlichen Beziehungen zwischen dem Symbol und dem von ihm bezeichneten Sachverhalt oft in sehr subtilen Verbindungen, die sich dem bewussten Seelenleben entziehen. Teilweise liegen sie – wie der Ursprung von „Symbol“ selbst – in den ursprünglichsten Wortstämmen oder den Beziehungen zu den Worten anderer Mitglieder derselben Wortfamilie. Dieser Umstand beschleunigt verständlicherweise das Realwerden des Symbols, indem - über den Weg der Metapher - das Sinnbild die hinter ihm stehende Idee nach und nach aus dem bewussten Fokus unserer

³⁵ Hieran wird bereits die in der Einleitung zur vorliegenden Schrift unterstrichene Bedeutung einer nationalen Politischen Kultur beim Verständnis Symbolischer Politik deutlich, die dafür sorgt, dass ein bestimmtes politisches Symbol innerhalb einer ganzen Volksgruppe einheitlich perzipiert und interpretiert wird. Dass jedoch ein bestimmter Sachverhalt, in jedem Zeitalter, jeder Kultur, in jeder Klasse eine Symbolisierung erfährt, nennt Jones den wunderbaren Aspekt der Symbolik. Vgl. ebd., S. 234 – 239 und 241.

Aufmerksamkeit verdrängt und in den Bereich der unbewussten Interpretation bringt.

Eine weitere signifikante Eigenschaft ist die entwicklungsgeschichtliche Grundlage von Symbolen. Was verleitet uns, psychologisch gesehen, dazu, zwei einander unähnliche Lebenssachverhalte symbolisch zu verbinden? Allgemein anerkannt ist, dass es die primitiven Teile unseres Unterbewussten sind, die nach wie vor dazu neigen, sich die Komplexität der realen Welt mithilfe von Symbolen zu erschließen. Dass dabei offensichtlich unähnliche Sphären verbunden werden, liegt mitunter daran, dass beide Ebenen vor Urzeiten sprachlich oder begrifflich miteinander verbunden waren und sich diese Verbundenheit vererbt hat. Zudem ist der noch immer in uns existierende primitive Teil unseres Selbsts intellektuell unfähig, genau zu differenzieren; was auch nur im Entferntesten gleich erscheint, wird gleich gesetzt. Dem Lust-Unlust-Prinzip zufolge beachten wir die Dinge am meisten, die uns interessieren, und was uns nicht interessiert, wird nur am Rande wahrgenommen und in eine wie auch immer willfährige Relation zu bereits Bekanntem gesetzt und abgespeichert.³⁶ Die Identifikation von Ähnlichkeiten ist somit ein natürlich veranlagter Hang zur Kräfteersparnis; ein Versuch, das geistige Potential so wenig wie möglich zu belasten, indem es Neues assimiliert und dem Alten gleichsetzt.³⁷

Falsch aber ist die Annahme, Symbolisierungen beruhten ausschließlich auf geistigem Unvermögen oder Trägheit, denn sonst wäre auch ein reverser Sinnfluss denkbar, bei dem nicht das Abstrakte vom Konkreten versinnbildlicht wird, sondern umgekehrt. Warum aber weigert unser Geist sich, dies zu tun? Die wohl logischste Erklärung scheint zu sein, dass die durch Symbole dargestellten Abstrakta die wohl prägendsten Ideen unserer Existenz darstellen und von ihnen nur emotionale Energie ausgeht, aber nie zu ihnen hinfließt. Sie sind Ursprung aller sekundären Vorstellungen, aber selbst so tief in uns verwurzelt, dass sie selbst keinen Ursprung zu haben scheinen. Ihre Wichtigkeit also negiert die

³⁶ Vgl. ebd., S. 251.

³⁷ Vgl. ebd., S. 244 – 248. Auf diesen Prinzipien beruht auch die erstaunliche Zahl sexueller Symbole. Die in Zusammenhang mit sexueller Anlockung und der Ausübung des Sexualaktes stehenden Laute und Handlungen wurden nach und nach entsexualisiert und auf andere, nutzbringende Fähigkeiten und angenehme Situationen übertragen, oder auch auf unangenehme Notwendigkeiten, die dadurch lustbringender wurden. Sexuelle Laute und Handlungen besitzen eine solche erstaunliche Wandlungsfähigkeit, dass sie sich nach und nach auf viele nichtsexuelle Seinsfelder ausgedehnt haben.

Möglichkeit, von ihnen auf das trivial Fassbare zu schließen. Zu diesen Grundlagen unserer Existenz zählt die Psychologie Konzepte wie den menschlichen Körper, Liebe, Geburt, Tod, Familie und davon abgeleitet soziale Interaktion im Allgemeinen.³⁸ Wir erkennen somit, dass all jene Sachverhalte, die uns im Leben außer diesen grundlegenden noch begegnen können, nur Variationen ihrer Grundthemen sind, so auch Politik als ordnender und sinnstiftender Faktor des Gemeinwesens.

5. Natur- und geisteswissenschaftliche Verbindung

Ein gutes Beispiel für die enge Verquickung von Natur- und Geisteswissenschaften sind die Arbeiten von Ernst Cassirer, der das Symbol als den wesentlichsten Hinweis auf die wahre Natur des Menschen betrachtet. Als Philosoph nähert sich Cassirer dem Phänomen des Symbols und der – wie er es nennt – „symbolischen Prägnanz“ menschlichen Erkennens wie folgt:

Die Vorstellung verhält sich zum Gegenstand nicht wie das Bewirkte zum Bewirkenden, noch wie das Abbild zu seinem Urbild: sie steht vielmehr zu ihr in einer analogen Beziehung, wie das Darstellungsmittel zum dargestellten Gehalt, wie das Zeichen zu dem in ihm ausgedrückten Sinn. Bezeichnen wir die Beziehung, derzufolge ein Sinnliches einen Sinn in sich fasst und ihn für das Bewußtsein unmittelbar darstellt, als die der „symbolischen Prägnanz“, so lässt sich der Sachverhalt dieser Prägnanz weder auf bloß reproduktive noch auf mittelbare intellektuelle Prozesse zurückführen: er muss zuletzt als eine selbständige und autonome Bestimmung anerkannt werden, ohne die es für uns weder ein „Objekt“, noch ein „Subjekt“, weder eine Einheit des „Gegenstandes“, noch eine Einheit des „Selbst“ geben würde.³⁹

Kurz gesagt sind das Symbol und somit die symbolische Prägnanz mehr als bloße „Versinnbildlichungsvehikel“ für die Realität. Sie sagen vielmehr auch etwas über die Eigenheiten des Geistes aus, in dem sie entstehen.

Um zu seinen oben zitierten philosophischen Erkenntnissen zu gelangen, stützt Cassirer sich immer wieder auf die Entdeckungen von Biologie und Anthropologie. Besonders zentral erscheinen dabei auch die Arbeiten von Jakob von Uexküll zu Beginn des 20. Jahrhunderts, der einerseits ein bedeutender Biologie

³⁸ Vgl. ebd., S. 252 – 254.

³⁹ Cassirer, Ernst (1954a): Philosophie der symbolischen Formen. Dritter Teil: Phänomenologie der Erkenntnis. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgemeinschaft, S. 274/275.

war, andererseits aber auch ein Vertreter des Vitalismus, also ein Verfechter der Ansicht, dass das Leben selbst eine ultimative und unabhängige Realität ist, die sich nicht umfassend in der naturwissenschaftlichen Terminologie erschließt. Diese Verbindung von Naturwissenschaftler und Philosoph – ein empirisch arbeitender Philosoph sozusagen – birgt das Potential zu reizvollen Erkenntnissen. So scheint es ein sehr naiver Dogmatismus zu sein, eine für alle Spezies allgemeingültige Realität vorauszusetzen. Ebenso groß wie die Vielfalt des Organischen ist also auch die Vielfalt der für das Organische existierenden Realitäten, da diese von individuellen Erfahrungen geprägt wird.⁴⁰ Daraus entwickelt von Uexküll ein faszinierendes Weltbild, das sich im Wesentlichen auf empirisch überprüfbare und verhaltensanalytische Ansätze stützt. Vergleichende anatomische Studien beispielsweise erlauben es, die Art und Weise zu errahnen, in der sich einer tierischen Spezies die Umwelt sensorisch und mental erschließt. Welches sind die Wahrnehmungscharakteristika für die menschliche Spezies auf Basis von Uexkülls Prämissen? Cassirer leitet aus ihnen ab, dass das Prinzip der funktionalen Kreisläufe ebenfalls für den Menschen gilt, aber eben auf ganz bestimmte quantitative und qualitative Weise. Der Mensch hat zwischen Merk- und Wirksystem eine weitere Stufe geschaltet, nämlich das Symbolische System, durch welches er sich eine neue Dimension der Realität erschließt. Es scheint einen unverwechselbaren Unterschied zwischen den Reaktionen anderer Spezies und der Antwort des Menschen auf seine Umwelt zu geben. Während im Tierreich Aktion/Stimulus und Reaktion sich unmittelbar bedingen und aufeinander folgen, so ist die Reaktion beim Menschen verzögert aufgrund des langwierigen Prozesses des Denkens.⁴¹ Dennoch, so die Antwort Cassirers auf die Wünschbarkeit einer

⁴⁰ Das Leben ist überall, auf jeder Entwicklungsstufe, perfekt in sich selbst. Jeder Organismus, selbst der primitivste, ist nicht nur vollständig „angepasst“, sondern auch komplett „eingepasst“ an und in den für ihn relevanten Teil seiner Umwelt. Bei jedem Organismus interagieren ein rezeptives „Merknetz“ und ein darauf antwortendes Wirknetz. Ohne ihre Kooperation könnte ein Organismus nicht überleben. Sie sind Glieder in ein und derselben Kette, die von Uexküll „Funktionskreis“ nennt. Vgl. dazu Cassirer, Ernst (1954c): *An Essay on Man. An Introduction to a Philosophy of Human Culture*. Garden City: Doubleday, S. 41/42 unter Verweis auf Uexküll, Jakob von (1928²): *Theoretische Biologie*. Berlin: Springer, S. 100 -104, 106 – 107, 112 -116, 134 und Uexküll, Jakob von (1909): *Umwelt und Innenwelt der Tiere*. Berlin: Springer, S. 39, 54, 59, 118, 248 – 253.

⁴¹ Vgl. Cassirer (1954c), S. 42/43. Cassirer gibt zu Bedenken, dass dieser scheinbare Vorteil der hohen Reflexionsbereitschaft beim Menschen auch kritikwürdig ist. Er verweist z. B. auf Rousseau, der dem Vorteil des menschlichen Denkens als Mittel, um das niedere, organische Leben hinter sich zu lassen, sehr skeptisch gegenüberstand, da der Mensch nie die Grenzen der organischen Existenz zu sprengen versuchen sollte.

derartigen Zwischenstufe menschlicher Erkenntnisgewinnung, können wir diesem symbolischen Zwischenschritt nicht entkommen, da er – in Übereinstimmung mit dem Prämissen von Uexkülls – die notwendige Anpassung des Menschen an seine Umwelt darstellt, die eben nicht nur ein physisches, sondern auch ein symbolisches Universum ist. Je mehr die Wahrnehmung der Welt durch Symbole fortschreitet, desto mehr tritt die eigentliche Realität zurück. Dieser Prozess wirkt selbstverstärkend, so dass der Mensch sich der Realität gar nicht mehr von Angesicht zu Angesicht zu stellen vermag. Der menschliche Fortschritt, die Erkenntnis, dass sich der Mensch im Mittelpunkt seiner Lebenswelt sieht, hat zu einer Art innerer Konversation mit sich selbst über die Welt geführt, in deren Rahmen Symbole die Welt repräsentieren. Wir verstehen es, uns die Welt handhabbar zu machen, sei es mit Kunst, Religion oder sonstigen mythischen Handlungen, die zwischen der subjektiven Wahrnehmung und dem eigentlich Seienden stehen. Sowohl theoretisch als auch praktisch hat dies zu einer Verkomplizierung der menschlichen Existenz geführt; es sind nicht die Dinge, die unser Handeln beeinflussen, sondern die Vorstellung, die wir von ihnen haben.

Mag dies auch alles sehr subjektiv und irrational klingen in Bezug auf die Art und Weise wie der Mensch sich seines Verstandes bedient um sein Umfeld zu verstehen, so schaltet unsere Natur als – wie Cassirer es nennt – *animal symbolicum* unseren Verstand nicht vollständig aus. Der Emanzipierung des Menschen durch das Vertrauen in die eigenen rationalen Fähigkeiten trägt weiterhin das menschliche Konzept des *animal rationale* Rechnung. Rationalität wohnt allem menschlichen Tun inne, denn auch Symbolik und Mythologie sind nicht nur ein chaotischer Haufen aus Aberglauben und Wunderkult, sondern ein verstandesgemäß eingesetztes Instrument, ein mentales Konzept. Die Struktur des Mythos als solches allerdings ist nicht zwangsläufig rational. Gemeinhin wird die menschliche Sprachfähigkeit als Quelle und höchste Ausdrucksform rationalen Denkens angesehen. Dennoch existieren neben der rationalen Sprache auch emotionale Ausdrucksformen und neben der Sprache der Wissenschaft auch die Sprache der Poesie. Scheinbar – so Cassirer – drückt Sprache eher Gefühle aus als Gedanken und Ideen. Die großen Philosophen, die das Konzept des *animal rationale* aufstellten, waren keine Empiriker, sondern von der Vorstellung geleitet, einen moralischen Imperativ aufzustellen, der die Wünschbarkeit verstandesgeleiteten Handelns ausdrücken sollte. Der Verstand *per se* ist somit ein un-

vollkommenes Konzept, um die Besonderheiten der menschlichen Kultur in all ihren Facetten zu verstehen, denn viele dieser Facetten sind symbolischer Natur, so dass das Konzept des *animal symbolicum* der wahren Natur des Menschen näher kommt als das des *animal rationale*. So gelingt die Unterscheidung zwischen den Eigenarten der tierischen Spezies nach von Uexküll und ihre Weiterentwicklung zur menschlichen Spezies, und man erkennt den Hauptunterschied zwischen beiden: Der Weg der Zivilisation steht nur dem Menschen aufgrund seiner anthropologisch und philosophisch vorgefassten Art offen, die Welt zu verstehen.⁴² Mit den Worten Ernst Cassirers heißt dies:

Sie [Symbole] sind somit nicht [nur] verschiedene Weisen, in denen sich ein an sich Wirkliches dem Geist offenbart, sondern sie sind die Wege, die der Geist in seiner Objektivierung, d. h. in seiner Selbststoff-
fenbarung verfolgt.⁴³

Der Konnex zwischen Natur- und Geisteswissenschaften, ausgehend von den Erkenntnissen der Anthropologie und Psychologie, ist somit offensichtlich.⁴⁴

6. Philosophische Perspektive

6.1. Erkenntnis und Wahrheit bei Platon:

Dass man sich die Welt und ihre Realität durch Symbole zu erschließen sucht und demnach auch bereit ist, Symbole, die uns präsentiert werden, auf den ersten Blick als legitime Wahrheitsdarstellung zu akzeptieren, entspricht einer evolutionären und somit psychologischen Basisprogrammierung. Dass die Entdeckungen der Evolutionslehre und der Psychologie sich natürlich auch in der Philosophie zu jeder Zeit widergespiegelt haben, ist nicht überraschend. Dennoch sind Erkenntnisgewinnung und Realitätsverständnis mehr als das bloße Ablaufen eines genetischen Programms. Entscheidender ist vielmehr, was Menschen mit ihrer mentalen Grundausstattung anfangen und wie sie diese nutzen.

Eine wir auch immer bündig geartete philosophische Betrachtung der menschlichen Erkenntnisfähigkeit bliebe ohne die Betrachtung eines der Urtexte von Platon unvollständig, nämlich dem Höhlengleichnis aus Platons *Politeia*. Es steht am Anfang des siebten Buches der *Politeia*. Es ist das dritte Gleichnis in

⁴² Vgl. ebd., S. 44 und Schwaabe (2005), S. 59 – 64.

⁴³ Cassirer, Ernst (1953a): Philosophie der symbolischen Formen. Erster Teil: Die Sprache. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgemeinschaft, S. 9.

⁴⁴ Vgl. dazu auch Habermas, Jürgen (1997²): Vom sinnlichen Eindruck zum symbolischen Ausdruck. Philosophische Essays. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 18 – 28.

der *Politeia*, mithilfe derer Platon die Grundlagen der Kompetenzen und der Tugenden eines Philosophen veranschaulichen will, nämlich die Erkenntnis des Guten. Platon lässt den Philosophen Sokrates einen Dialog mit Glaukon über die menschliche Natur führen, welche er an eben jenem Gleichnis veranschaulicht. Interessant ist dies auch deswegen, weil es im Kontext von Platons Reflexionen über die ideale Staatsform⁴⁵ entstanden ist und seinen Ansichten darüber, wie die Bürger dieses Staates zu bilden wären, um ihn aufrechtzuerhalten. Eine idealtypische politische Bildung jedoch setzt – damals wie heute – voraus, dass wir erkennen, wie sich ein Mensch sein Bild von der Welt schafft, so dass gezielt darauf eingewirkt werden kann, um ihn zum idealen Bürger zu erziehen, oder aber, besonders relevant für den Untersuchungsgegenstand der vorliegenden Schrift, um ihm ein bestimmtes Bild der Wirklichkeit mithilfe von Symbolen als wahr zu vermitteln⁴⁶.

Nach diesem Modell der Platonischen Erkenntnistheorie sind die Ideen allein das Wirkliche der Welt, und die uns erscheinende Raumwelt ist lediglich ein Schattenbild dieser Idee. Weiterhin scheinen die Gefangenen in Platons Gleichnis nicht an ihren Ketten zu leiden; im Gegenteil erfreuen sie sich ihrer sogar, denn wie viel leichter ist es, die in den Schatten symbolisierte Welt als real zu begreifen als sich den steinigen Hang hinaufzuquälen, um im Lichte der Sonne die reale Welt zu erblicken. Das menschliche Dasein scheint so beschaffen zu sein, dass die Menschen aus freien Stücken niemals die Höhle ihrer gewohnten Lebensumwelt verlassen werden, auch wenn wichtige und höherwertige Erkenntnisse außerhalb der Höhle auf sie warten. Es verlangt ihnen offenbar nicht nach der ultimativen Wahrheit; deren bloße Abbildung genügt ihnen. Der Prozess der Bildung vermag also nicht allein durchgeführt zu werden. Der Gefangene – also der Mensch an sich – benötigt Hilfe von außen, um den für ihn wenig erstrebenswerten Aufstieg zur Sonne der wahren Erkenntnis zu bewälti-

⁴⁵ Uchtenhagen formuliert das zentrale Postulat Platons in Bezug auf die Natur des Staates wie folgt: „So bezeichnet die Natur des Staates ein Ordnungsgebilde, in welchem eine allseitige Selbstentfaltung und gegenseitige Ergänzung der Bürger gewährleistet ist, und im Hinblick auf diesen Begriff ist es zu verstehen, wenn [...] der Mensch als ein von Natur auf den Staat hin angelegtes Wesen umschrieben wird, das seine Möglichkeiten erst im Rahmen staatlicher Gemeinschaft zu entfalten vermag.“ Vgl. dazu Uchtenhagen, Ambros (1963): Zur Lehre von der Macht. Platon, Aristoteles, Machiavelli. Zürich: Juris, S. 101.

⁴⁶ Platon (1958): Sämtliche Werke. Bd. 3: Phaidon, Politeia. Hamburg: Rowohlt, S. 224/225. Vgl. auch Störig, Hans J. (1981¹²): Kleine Weltgeschichte der Philosophie. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz: Kohlhammer, S. 168/169.

gen. Dieser Prozess dauert lange, da eine Phase der Gewöhnung stattfindet, in der eingefahrene Denk- und Erkenntnisstrukturen abgelegt und unter Schmerzen hinterfragt werden müssen, auch wenn dies den ursprünglichen Neigungen widerspricht.

Platon lässt Sokrates somit die Frage aufstellen, wie der entfesselte Gefangene auf seine neue Erkenntnismöglichkeiten reagieren würde, und ob er die neue Realität als die tatsächlich originäre zu akzeptieren bereit wäre, obwohl sie ihn anfänglich mehr schmerzt als sein „Schattendasein“ in der Höhle. Würde er sich seiner neuen Existenz erfreuen? Wie würde er an sein früheres Leben zurückdenken und könnte er sich wieder dort einleben?

Wir erkennen also, dass das Höhleninnere für den Bereich des Sichtbaren, des scheinbar Offensichtlichen, steht und der Bereich der Außenwelt für alles Denkbare. Das Feuer in der Höhle ist ein Symbol für die Sonne, die selbst wiederum ein Symbol für die „Form des Guten“ als Klimax eines schmerzvollen Weges ist. Das Sehen in der Höhle entspricht dem natürlichen Erkenntnisgewinnungsvorgang der Gefangenen bzw. des „unaufgeklärten“ Menschen, während das Sehen außerhalb für das erweiterte abstrakte Denken und Erkennen ohne symbolische Vermittlung steht. Für Platon ist die Stufe der höchsten Erkenntnisfähigkeit nicht jedem vergönnt, sondern sie hängt von der Bereitwilligkeit ab, die Fesseln der einfachen Gewohnheiten zu sprengen und die eigenen Grenzen, die bislang unreflektiert akzeptiert wurden, zu hinterfragen. Die Höhle ist die Banalität der menschlichen Existenz, innerhalb derer wir die Außenwelt nicht als reizvoll empfinden, da uns Vergleichsparameter fehlen. Die Schatten der Außenwelt allein sind das ultimativ Seiende. Die scheinbare Gnade der Entfesselung mit der Möglichkeit zum Aufstieg über einen zugegebenermaßen steinigem, aber in letzter Konsequenz doch lohnenden Pfad hin zur höchsten Wahrheit wird im ersten Moment eher als Qual, Gefahr und Sprung in die Leere empfunden, der einen Fluchtreflex zurück in die Dunkelheit auslöst. Will der Mensch überhaupt befreit werden? Entweder mit roher Gewalt oder aber mit milder Hilfe und langsamer Gewöhnung an die zunehmende Helligkeit tritt der Mensch ins Licht und erkennt nach anfänglichen Qualen die Unvollständigkeit seiner früheren Erkenntnisse, die nur Schatten dessen, was er nun als Wahrheit akzeptieren muss, darstellen. Der Mensch hat das Sichtbare zugunsten des Denkbaren hinter sich gelassen und erblickt in der Sonne die „Form des Guten“. Ideal wäre es – sowohl für den

Menschen selbst als auch für den perfekten Staat – wenn man sich nun der umgekehrten Qual unterziehen könnte, wieder in die Höhle hinabsteigen und den ehemaligen Mitgefangenen die neue Wahrheit offenbaren könnte, selbst wenn diese ihn anfeinden. Unbefriedigend dabei erscheint das wahrscheinliche Resultat dieses Prozesses: Unwillig, das Erfahrene nicht weiterzugeben, wird der „erleuchtete“ Mensch an der Übermacht der Unwissenheit derer zugrunde gehen, die – ihrem evolutionären Programm folgend – die reduzierten und verzerrenden Symbole der harten, komplexeren Welt vorziehen, auch wenn sie sich dadurch der ultimativen Wahrheit und der „Form des Guten“ berauben.⁴⁷

6.2. Wahrheit und religiöse Symbolik:

Termini wie „ultimative Wahrheit“ und „Form des Guten“ sind Begriffe, die sich zweifelsohne auch der Sphäre des Religiösen zuordnen lassen. Besonders Religion ist reich an Symbolen. Religion erschließt sich als nahezu unüberschaubares Konglomerat an symbolischen Formen, wobei eine symbolische Form

jede Energie des Geistes [ist], durch welche ein geistiger Bedeutungsgehalt an ein konkretes sinnliches Zeichen geknüpft und diesem Zeichen innerlich zugeeignet wird.⁴⁸

Demzufolge stellt sich die religiöse Welt als ganz besondere symbolische Form dar, da sie sich mit den Grundphänomenen der menschlichen Existenz beschäftigt. Eine religiöse Welt, die aus selbstgeschaffenen Zeichen und Bildern besteht, tritt der objektiven Wirklichkeit entgegen, obwohl es gerade diese religiösen Zeichen und Bilder sind, mithilfe derer sich die objektive Welt ihre Ursprünge und unsere Position in ihr verständlich macht.⁴⁹ Hier tritt uns also die geistige Bildkraft, aus deren Ursprung die menschlichen Symbole stammen, am deutlichsten entgegen, denn das religiöse und kultische Selbst gehört zu den grundlegendsten Sinnstrukturen. Jene Bilderwelt ist also nur eine andere Form der Wirklichkeit, zu der sie dieselben engen Bindungen aufweist wie die sensorischen Wahrnehmungen selbst. Durch religiöse Verflechtungen wird dem Bild dieselbe Macht zugeeignet wie dem Aspekt der Wirklichkeit, den es repräsentiert. Indem wir also einem Teil der Wirklichkeit, den wir nicht verstehen, einen Namen in Form

⁴⁷ Vgl. zu obigen Ausführungen Zehnpfennig, Barbara (2001²): Platon zur Einführung. Hamburg: Junius, S. 116 – 118, 124 - 128.

⁴⁸ Cassirer, Ernst (1997): Wesen und Wirkung des Symbolbegriffs. Darmstadt: Primus, S. 175.

⁴⁹ Vgl. Cassirer (1953a), S. 51.

eines Symbols geben, erhalten wir Macht über ihn. Wir erhalten die Macht, ihn uns zueigen zu machen und somit zu verstehen. Der Glaube an diese Macht ist der Grundwesenszug jeglichen religiösen Handelns und Glaubens. Je mehr sich das religiöse Bewusstsein der Menschen – egal welchen Kulturkreises – ausbildet, desto größer wird die Bedeutung von religiösen Symbolen als Träger religiöser Kräfte. Wie bereits in der kurzen Darlegung der etymologischen Wurzeln des Begriffes „Symbol“ gezeigt wurde, verschmolzen bereits früh die Begriffe „Symbol“ und „Sakrament“. Die religiöse Welt ist also eine Welt des Scheins, die sich dem Menschen darbietet, und dennoch sind die Notwendigkeit und die der Religion innenwohnende Wahrheit Teil des Scheins selbst.⁵⁰

Die Macht der religiösen Darstellung blieb und bleibt ungebrochen. In Adornos *Jargon der Eigentlichkeit* geht der Autor umfassend auf das Phänomen der Repräsentanz kultischer Handlungen in modernen Medien ein:

Das „Wort“ des Pfarrers – als wäre seines und das Gottes umstandslos eines – wird keineswegs von seiner „bildlichen Gegenwart bezeugt, sondern allenfalls die Glaubwürdigkeit seiner Behauptungen durch sein Vertrauen einflößendes Benehmen unterstützt. [...] durch Inszenierung wird das Jetzt und Hier einer Kulthandlung, der durch ihre Allgegenwart im Fernsehen aufgehoben ist, vorgetäuscht.⁵¹

So wie das Wort des Pfarrers zum Stellvertreter des Wortes Gottes wird, so wird die mediale Repräsentanz des Kultischen für die Zuschauer zum Kult selbst, egal, welche Bedeutung und Wirkung man dem realen Kult auch zuschreiben mag, sie werden sich auch durch seine Darstellung in den Medien auf die Zuschauer übertragen.

Man erkennt also, dass die Religion zu jeder Zeit und in jeder Darstellungsform ein ganz besonders prominentes Forum für die Symbolisierung der Wirklichkeit ist. Zu erörtern bliebe noch der Aspekt, dass die Religion und deren Darstellung das vielleicht beste Beispiel für die Verwendung von kollektiven Symbolen ist. In Anlehnung an Karl Mannheim kann in Bezug auf kollektive Symbole gesagt werden, dass kollektive Symbole dazu dienen, eine Welt subjektiv zu verfestigen, die sich rein objektiv im beständigen Fluss befindet. Indem Dinge und abstrakte Konzepte des Übernatürlichen benannt werden, machen wir

⁵⁰ Vgl. Cassirer (1997), S. 176/177, 188/189, 191.

⁵¹ Adorno, Theodor W. (1964): *Jargon der Eigentlichkeit. Zur deutschen Ideologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 28.

sie für uns verständlich und handhabbar. Erst durch diese Verfestigung werden sie real und können Einfluss nehmen auf das Handeln. Naturgemäß stellt sich dadurch auch ein gewisser Dogmatismus ein. Mannheim weist darauf hin, dass durch diese Verfestigung der Wirklichkeit eine bestimmte Fließrichtung aufgezungen wird. Die logische Fortführung dieses Gedankens ist natürlich die Frage, was passiert wenn die Fließrichtung der Wirklichkeit, die für ein Kollektiv Gültigkeit besitzen mag, mit der Fließrichtung der Wirklichkeit eines anderen Kollektivs konfligiert. Solche Konfliktlinien eines kollektiven Symbols mit einem anderen bezeichnet man als Tabu. „Tabu“ bedeutet demnach, dass die Vergegenwärtigung eines Konzeptes durch einen konkreten Begriff oder ein Symbol eine andere, abweichende Sinnquelle ausschließt, z. B. weil sie gegen eine politisch-kulturelle Konvention verstößt. Obwohl objektiv wahrscheinlich beide Sinndeutungen eine Existenzberechtigung besäßen, ist es funktionslogisch lebensnotwendig, durch diese Tabus die Mannigfaltigkeit des Lebens einzuengen, um Entscheidungen treffen zu können, ohne in ewiger Selbstreflexion über ein unendliches Spektrum an Alternativen zu erstarren.⁵² Hier begegnet uns schließlich der Aspekt des Symbols als eine Art *gatekeeper*, als notwendiger Torhüter, der aus allen alternativen Sinndeutungen diejenigen herausfiltert, die für das jeweilige Kollektiv adäquat sind, weil sie sich über Generationen herausgebildet haben und das Kollektiv somit gegen die sozial destruktive Opposition anderer Kollektive abriegeln. Das konstante Agieren von Symbolischer Politik gegen von einem Kollektiv allgemein akzeptierter Sinndeutungen führt also offensichtlich zu politischer Destabilisierung.

7. Soziologische Perspektive

7.1. Sozio-philosophische Implikationen:

Der Symbolbegriff und sein Einfluss auf die Perzeption der Wirklichkeit des Menschen hat vielfach Eingang gefunden in die Art und Weise wie Philosophen und auch Soziologen die Beziehung zwischen Mensch und Umwelt beschreiben. In *Der symbolische Tausch und der Tod* treibt der Soziologe Jean Beaudrillard die Auswirkungen dieser Wechselbeziehung auf die Spitze, indem er auf die immer mehr verschwimmenden Grenzen zwischen symbolisch, real und imaginär hin-

⁵² Vgl. Mannheim, Karl (1978⁶); *Ideologie und Utopie*. Frankfurt am Main: Schulte-Blumke, S. 21.

weist, die auf der Vermittlung der Realität durch die Symbole des Menschen beruhen. Anders als die Psychologie, in der Symbolik ein Vermittlungsmechanismus des Geistes ist, definiert Baudrillard deren Bedeutung über diese Grundfunktion hinaus als Verbindung zwischen Realem und Gedachtem, in der beide Kategorien verschwimmen:

Das Symbolische ist weder ein Begriff noch eine Instanz oder eine Kategorie noch eine „Struktur“, sondern ein Tauschakt und eine *soziale Beziehung, die das Reale beendet* und auflöst; und zugleich löst es den Gegensatz von Realem und Imaginärem auf.

Der Initiationsakt ist das Gegenteil unseres Realitätsprinzips. Er zeigt, daß die *Realität* der Geburt nur durch die Trennung von Geburt und Tod entsteht; und dass die *Realität* des Lebens selber aus der Abtrennung des Lebens vom Tode entsteht. Der *Effekt des Realen* ist also überall nur der strukturelle Effekt der Trennung zweier Teile und unser berühmtes Realitätsprinzip mit all seinen normativen und repressiven Implikationen nur die Verallgemeinerung diese disjunktiven Codes auf allen Ebenen. [...]

Das Symbolische macht Schluß mit diesem Code der Trennung und den getrennten Teilen. *Es ist die Utopie, die Schluß macht mit der Topik von Seele und Körper, Mensch und Natur, Realem und Nicht-Realem, Geburt und Tod.* In einer symbolischen Handlung verlieren beide Seiten ihr Realitätsprinzip.⁵³

Das Symbolische ist also nicht nur Vermittlung, sondern eine Welt für sich; nicht nur Vehikel der Erkenntnisgewinnung, sondern eine neue Form der Erkenntnis an sich, die wir für das eigentlich Reale und sein Bild in uns eintauschen. Statt eine bloße Verbindung zwischen diesen beiden Dimensionen zu sein, erhält das Symbol die Suprematie über beide und ist letztlich das einzige, das für die menschliche Erkenntnis zählt.

7.2. Symbole und Soziale Systeme

Zentral im Bereich einer soziologischen Herangehensweise sind die Betrachtungen Niklas Luhmanns, der in *Soziale Systeme* u. a. die Frage zu beantworten sucht, wie in selbstreferentiellen Systemen Sinn generiert und aufrecht erhalten wird. Seiner Ansicht nach existieren in jedem System diverse Sinndimensionen, die es zu korrelieren gilt, um ein Neben- und Miteinander der Dimensionen zu ermöglichen. Dies geschieht durch Reduktionsstrategien. Geschieht dies nicht,

⁵³ Baudrillard, Jean (1982): Der symbolische Tausch und der Tod. München: Matthes & Seitz, S. 209/210 [Hervorhebungen bei Baudrillard].

differenzieren sich die Sinndimensionen ungehemmt immer weiter aus, so kommt es zu den allgemein beklagten gesellschaftlichen Phänomenen der Erosion gesellschaftlicher Basisideen, traditioneller Kulturgüter und zu Legitimations- und Begründungsschwächen, da nicht mehr allen Sinnerfordernissen, z. B. in der Politik, Rechnung getragen werden kann und manche Dimensionen vernachlässigt werden müssen.

Eine der erwähnten Reduktionsstrategien ist die „symbolische Generalisierung“. „Symbol“ bzw. „symbolisch“ definiert Luhmann somit wie folgt:

Symbol bzw. symbolisch soll dabei das Medium der Einheitsbildung bezeichnen, der Begriff Generalisierung ihre Funktion der operativen Behandlung einer Vielheit. Ganz grob skizziert handelt es sich darum, daß eine Mehrheit einer Einheit zugeordnet und durch sie symbolisiert wird. Dadurch entsteht eine Differenz von operativer (oder prozessualer) und symbolischer Ebene, die ein selbstreferentielles Operieren überhaupt erst ermöglicht.⁵⁴

Unter Anlehnung an das evolutionär bedingte Bedürfnis, die begrenzten mentalen Kapazitäten effizient zu nutzen, wird deutlich, dass bereits auf der unteren Ebene der *unit acts*, aus denen sich komplexere Systeme zusammensetzen, ein Symbolisierungsprozess einsetzen muss, um das Gesamtsystem nicht bereits auf der subsystemischen Ebene an seine Grenzen zu führen. Luhmanns Theorie der selbstreferentiellen Systeme eignet sich diesen Ansatz dahingehend an, dass sie zusätzlich zu der Analyse der Interdependenzen in sensorischen und motorischen Prozessen auch die Notwendigkeit der Selbstsymbolisierung von Gegebenheiten innerhalb sozialer Systeme berücksichtigt. Das heißt, dass jede Gegebenheit, die sich uns über unsere Sinne erschließt, nicht nur im Augenblick des Vorkommens gegenwärtig sein muss um erlebt zu werden und Handlungen auslösen zu können, sondern auch einen Selbstbezug herstellen muss, um bei Bedarf in ähnlichen oder gleichen Lebenssituationen bei der Interaktion mit gleichen oder ähnlichen Kommunikationspartnern wieder abrufbar zu sein. Dieses „Wiederverfügbarsein“ geschieht durch symbolische Generalisierungen und ist

⁵⁴ Luhmann, Niklas (1985²): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 135. An dieser Stelle verweist Luhmann zusätzlich noch auf Talcott Parsons, für den derlei symbolische Generalisierungen sogar essentiell für jegliche Kommunikation sind. Auch die Psychologie kennt „Generalisierung“ als die Voraussetzung für den Gebrauch des Gedächtnisses; ein Verständnis, dass sich hier auch in der soziologischen Perspektive wieder findet. Vgl. dazu Lindsay, Peter H./Norman, Donald A. (1981): Einführung in die Psychologie. Informationsaufnahme und -verarbeitung beim Menschen. Berlin/Heidelberg/New York: Springer, S. 308/309.

Voraussetzung für kommunikatives Handeln. Der zu Beginn formlose Fluss von Erlebnissen wird mit unterscheidbaren Identitäten durchsetzt, die von reduktiver Natur sind, um soziale Interaktion zu strukturieren, ohne sich jedes auch nur ansatzweise neues Erlebnis Punkt für Punkt neu erarbeiten zu müssen.⁵⁵ Symbolische Generalisierungen entstehen somit – und hier sehen wir die Anbindung an die Anthropologie und im Folgenden die Verbindung zum Politischen Kulturverständnis von Aaron Wildavsky – im konkreten Umgang mit Dingen und Ereignissen. Sie garantieren Wiederzugänglichkeit und sind die Vorstufe für höherwertige Sinnaggregationen wie Pauschalbeziehungen, Typenvorstellungen oder auch das Verstehen von heterogenen Begrifflichkeiten durch Sprache. Auch für Luhmann ist Sprache mehr als ein Netz von Zeichen, denn schließlich weist Sprache nicht auf die Existenz eines Objektes oder Ereignisses hin wie ein bloßes Zeichen, sondern sie generalisiert Sinn mithilfe von Symbolen. Im Rahmen von Kommunikation ist sie dabei an die Verwendung von lautlichen und/oder optischen Zeichen gebunden.

Symbolische Generalisierungen helfen uns, das Komplexitätsgefälle zwischen Umwelt und System zu überwinden, indem sie das Auflösungsvermögen, das jede Sinndimension theoretisch bereithält, einschränken und uns zwingen, auf eine höhere Aggregationsebene zu blicken. Dabei müssen sie logischerweise, um multiple Gültigkeit zu besitzen, von den konkreten Umständen ihres Zustandekommens unabhängig sein. Sie schaffen einen „Sinnmoment“, innerhalb dessen bestimmte Aspekte aus allen Dimensionen zu einem sinnvollen Ganzen zusammenfließen. Wäre man sich stets der unüberblickbaren Vielfalt in allen Dimensionen bewusst, wäre dies nicht möglich. Ebenso ist dies die Voraussetzung für das logische Lösen von Problemen und für die Analyse eines Sachverhalts trotz auftretender Widersprüche, ohne in Selbstzweifel ob des ersten aufgetauchten Widerspruchs zu verharren. Er wird inkorporiert, so dass „die Sinnwelt den Charakter selbstreferentieller Geschlossenheit erreicht.“⁵⁶

Zentral hierbei ist noch Luhmanns Verständnis von „Erwartung“, denn sie bestimmt den Einsatz symbolischer Generalisierungen:

⁵⁵ Vgl. Luhmann (1985²), S. 133 – 136. Luhmann benutzt zur Veranschaulichung das sehr plastische Beispiel der Mülleimer, deren Leerung man am Geräusch erkennt, und die Fähigkeit den anderen auch ohne Worte oder Namen wiederzuerkennen.

⁵⁶ Ebd., S. 138.

Symbolische Generalisierungen verdichten die Verweisungsstruktur jedes Sinnes zu Erwartungen, die anzeigen, was eine gegebene Sinnlage in Aussicht stellt. Und ebenso gilt das Umgekehrte: Die in konkreten Situationen benötigten und bewährbaren Erwartungen führen und korrigieren die Generalisierungen.⁵⁷

Insbesondere Verhaltenserwartungen konstituieren somit die Struktur sozialer Systeme, welche insgesamt als generalisierte Verhaltenserwartungen bezeichnet werden können. Anhand von Erwartungen entscheiden wir unbewusst, wie weit generalisiert werden muss, um mit der gegebenen Situation zurechtzukommen. Individuen betrachten die Verweisungsstrukturen ihrer Sinne nur in verdichteter Form mithilfe von Zwischenselektionen bezüglich eines engeren Referenzrahmens. Andernfalls könnten keine Entscheidungen getroffen werden aufgrund eines wahrscheinlichen *information overflow*. Symbolische Generalisierungen werden somit durch ein Erwartungsnetz umschlossen und bestätigt, oder – bei Ausbleiben des Erwarteten – modifiziert. Auf ihrer Basis vollzieht sich die Selektion aus einer Gesamtheit von Möglichkeiten, da sie die Komplexität des Sachverhaltes auf einer höheren Aggregationsstufe abzubilden sucht. Zudem überbrücken sie Diskontinuitäten, so dass Erwartungen sich veränderten Umständen anpassen können, ohne komplett neu formuliert werden zu müssen. Diese gleichzeitige Einschränkung des Möglichen bei simultaner Sichtbarmachung anderer Möglichkeiten nennt Luhmann *organized complexity*, welche an die Prinzipien evolutionärer Aufbauprozesse anknüpft.⁵⁸

Ergänzend kann hier noch Jürgen Habermas angeführt werden. In seinen wegweisenden Ausführungen zur Theorien kommunikativen Handelns setzt Jürgen Habermas die wirklichkeitsstrukturierende Wirkung von Symbolen in Beziehung zur den allgemeinen Voraussetzungen für kulturelle Überlieferungen. Er zeigt also die Bedingungen auf, unter denen Symbole ihre Funktion erfüllen können. Es sind dies

⁵⁷ Ebd., S. 139.

⁵⁸ Vgl. ebd., S. 140 und im Detail auch S. 417 – 421. Hier geht Luhmann noch einmal auf die Bedeutung der Ausdifferenzierung von Erwartungsstrukturen zur Vermeidung von Chaos ein. Sicherheit in seinem Sinne ist somit die in Generalisierungen eingebaute Erwartung der Wahrscheinlichkeit des Eintreffens des Erwarteten. Erwartungen und die mit ihnen verbundene Sicherheit des Eintreffens bestimmen deshalb den Zeithorizont unseres Handelns: je unsicherer das Eintreffen der Erwartung, desto begrenzter der Planungshorizont.

- a) die Bereitstellung von formalen Konzepten für objektive, subjektive und soziale Aspekte der Welt, die einerseits Gleichartigkeiten aufzeigen, aber auch Differenzierungen und Abstrahierungen zulassen;
- b) die mögliche Infragestellung der Überlieferung durch Selbstreflexivität;
- c) die Möglichkeit der kulturellen Überlieferungen sich in gesellschaftlichen Subsystemen wie Kunst, Wissenschaft usw. institutionalisieren zu lassen, um sich in der Gesellschaft verankern zu können;
- d) das Potenzial der kulturellen Überlieferung, zielorientiertes Handeln unter Vermeidung ständiger kommunikativer Neuorientierung zu ermöglichen.⁵⁹

8. Zwischenfazit zu Kapitel II

Im vorangegangenen Kapitel wurde versucht, sich des weiten Konzepts des Symbols anzunähern. Es sollte deutlich geworden sein, dass der Hang, die Realität mithilfe von Symbolen zu kodieren und darzustellen, eine der ureigensten mentalen Handlungsformen der Menschen ist. In ihrer kognitiven Dimension dienen sie der Fassbarmachung unserer komplexen Lebensrealität und auf der emotionalen Ebene rufen Symbole Gefühle und Wertungen hervor.⁶⁰

In Übereinstimmung mit den Ausführungen zur Anthropologie, Psychologie und Psychoanalyse kann als Kern der Symbolisierung der Assimilierungsprozess von neuen Erfahrungen gelten, die mit bereits gemachten Erfahrungen verglichen werden und bei gewisser Ähnlichkeit aus Gründen der Aufwandsminimierung mit dem Bekannten gleichgesetzt werden; das Neue drückt sich somit durch das Alte aus. Mit Morris können wir sagen, dass eine Erfahrung eine andere oder mehrere symbolisiert und deshalb über sich selbst hinausweist. Die Reaktion auf das Symbol entspricht in jedem Fall der Reaktion, die auch der originäre Stimulus auslösen würde.⁶¹ Symbole sind stets relativ einfache Ideen. Gedanken konstituieren sich somit als Sequenz von Symbolen aus dem mentalen Repertoire, das sich mit der Zeit ausbildet. Symbole erlauben die Kontrolle gegenwärtigen Verhaltens ohne die Gegenwart des tatsächlichen Sachverhaltes, denn der Geist interpretiert neue Stimuli auf der Grundlage bereits verinnerlichter Symbole, die für Erlerntes stehen. Als Wahrheit wird somit das erachtet, was – wenn auch nur scheinbar – mit dem Bekannten überstimmt. Beide Perspekti-

⁵⁹ Vgl. Habermas (1981a), S. 109.

⁶⁰ Vgl. Opp de Hint, Manfred (1987): Denkbilder in der Politik. Der Staat in der Sprache von CDU und SPD. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 45.

⁶¹ Vgl. Morris (1993), S. 102.

ven – Symbol und Original – scheinen somit gleich wahr zu sein. Das Symbol wird nicht bewusst als „Platzhalter“ wahrgenommen, da die Präsenz des Originals unbewusst ergänzt wird. Real ist, was als real erfahren wird, und somit ist auch das scheinbar Reale offen für Irrtum oder absichtliche Täuschung.⁶² Resümierend lässt sich also mit E. Moersch die zentrale Bedeutung der Symbolbildung für die Herausbildung des menschlichen Ichs festhalten, die genetisch in uns codiert ist und uns zu allen Zeiten bis heute ein bestimmtes Muster der Erkenntnisgewinnung und –interpretation aufzwingt und uns für symbolische Handlungen empfänglich macht.

Wahrheit, Irrtum, Täuschung: Hier scheint die Anbindung von Naturwissenschaft zur Philosophie zu liegen. In Bezug auf Symbole können die Evolutionsforschung und Psychologie zwar zwischen Faktum, Interpretation und Wertung unterscheiden, doch ist die Wahrheit lediglich eine Funktion in Abhängigkeit von den Naturgesetzen und der Vorhersagbarkeit ihrer Wirkung. Doch über die abstrakte Wertigkeit von verinnerlichten Symbolen lassen sich nur schwer Aussagen machen. Die Philosophie hingegen ist die logische Erweiterung bei der Analyse symbolischer Prozesse. Hier können schließlich zusätzlich zu den biologischen Prämissen auch die Spezifika der umgebenden Kultur und des einzelnen Individuums im Umgang mit Symbolen gewürdigt werden. Philosophie behandelt die Interpretation von Fakten anhand von Symbolen, und sie tut dies mit Bezug auf die primären menschlichen Wertvorstellungen. Dass die Fähigkeit des Menschen, sich selbst Symbole zu definieren, zu unseren ureigensten Charakteristika zählt, formulierte schon Immanuel Kant. Diese Fähigkeit, die er als *facultas signatrix* bezeichnet, ist inmitten der rein intellektuellen und rein sinnlichen Erkenntnis zu verorten:

Gestalten der Dinge, sofern sie nur zu Mitteln der Vorstellung durch Begriffe dienen, sind Symbole, und die Erkenntnis durch dieselben heißt symbolisch oder figürlich.⁶³

Spätestens durch Cassirer wird aber auch deutlich, dass Symbole mehr sind als reine „Erkenntnisvehikel“, da sie auch rein subjektiv etwas über den Geist offenbaren, der sie formt. Dem Menschen besonders ist das Symbolische System, das sich zwischen Merk- und Wirknetz schaltet und somit eine notwendige Anpassung

⁶² Vgl. Morris (1993), S. 101 – 105.

⁶³ Kant wird zitiert in Cassirer (1954a), S. 245.

sung des Menschen an seine Umwelt darstellt, da wir sie nicht unvermittelt erfahren können. Der Mensch erkennt sich und seine Umwelt somit nur in einem symbolischen Universum und in einem Stadium innerer Konversation. Ist der Mensch auch ein *animal symbolicum*, so spielt der Verstand dennoch eine ordnende Rolle, damit unser symbolisches Universum nicht aus den Fugen gerät.

Die zentrale Aussage des Höhlengleichnis ist, dass wir die Welt nur als Schatten in Form von Symbolen erfahren und sogar einen Unwillen dagegen besitzen, uns der ungleich aufwendigeren Erfahrung der Realität selbst zu stellen, auch wenn dies heißt, auf die Kenntnis des Ultimativen zu verzichten. Selbst wenn wir in der Lage sind unter Anleitung dem Gefängnis unserer symbolischen Welt zu entkommen, sind wir in der Regel kaum besser dran, denn in dem Moment, in dem wir unserem inneren Drang nachgeben, unsere neugewonnenen Erfahrungen mit den noch Verblendeten zu teilen, sind wir mit der Übermacht an Ignoranz und Bequemlichkeit derer konfrontiert, die mit ihrem symbolischen Universum zufrieden sind, da sie ja nichts anderes kennen, so wie die Menschen in entwickelten Mediengesellschaften nichts anderes kennen als die durch die Medien vermittelte und reduzierte Realität.

Schließlich wurden noch die Auswirkungen von Symbolen auf soziale Systeme beleuchtet. Symbole ermöglichen den Brückenschlag zwischen an sich unendlich ausdifferenzierbaren Sinndimensionen, indem sie Möglichkeiten reduzieren und viele Aggregationsebenen solange ausblenden, bis Individuen in der Lage sind, einen Sachverhalt in seiner Gänze – wenn auch symbolisiert – zu erfassen, ohne ihn Punkt für Punkt abarbeiten zu müssen. Nur so können wir kommunizieren und mit anderen interagieren, denn ohne diese symbolischen Generalisierungen könnte der Einzelne sich nicht für eine Handlungsalternative entscheiden, sondern bliebe in Selbstreflexion erstarrt. Zentral sind hierbei Erwartungen, die aus unseren durch Generalisierungen gebündelten Sinneseindrücken entstehen und unserem Handeln Sicherheit geben.

Für den weiteren Verlauf der vorliegenden Arbeit soll als Synthese aus dem oben Gesagten „Symbol“ abschließend wie folgt definiert werden:

Unter einem Symbol verstehen wir ein Objekt oder auch einen Sachverhalt, der über sich selbst hinaus auf etwas Anderes, Abstrakteres verweist. Der Drang, Symbole zu formen, ist eines der ureigensten menschlichen Charakteristika und ist genetisch in uns codiert. Kulturelle Überlieferungen in ihrer Erscheinungsform als Symbole helfen uns, die Wirklichkeit mit all ihren möglichen Sinndimensionen generalisierend als Lebenswelt zu erfassen und verhin-

dern somit eine Erfahrungsüberflutung. Nur durch sie und ihre Eigenschaft der Wiederabrufbarkeit und der mit ihnen verbundenen Erwartungen werden reibungslose Interaktion und Kommunikation unter bislang neuen Rahmenbedingungen möglich. Wir unterscheiden nicht mehr zwischen der „realen Realität“ und der durch ein Symbol vermittelten Realität. Beide erscheinen uns gleichwertig, und – wie die Gefangenen in Platons Höhlengleichnis – ziehen wir die bequemere, reduzierte Symbolwelt der unverhüllten Wirklichkeit vor, da dies den Verständnisaufwand minimiert.

III. Macht

Power in practice may be ephemeral, lasting one day or less, but the concept of power is not ephemeral. Power may be mysterious, but there is nothing mysterious about the concept of power. The concept of power can be understood. [...] Power is the ability to affect something or to be affected by something.⁶⁴

- John R. Silber (1979): „The Conceptual Structure of Power“ -

Was den Menschen zu einem politischen Wesen macht, ist seine Fähigkeit zu handeln; sie befähigt ihn, sich mit seinesgleichen zusammenzutun, gemeinsame Sache mit ihnen zu machen, sich Ziele zu setzen und Unternehmungen zuzuwenden, die ihm nie in den Sinn hätten kommen können, wäre ihm nicht diese Gabe zuteilgeworden [...]. Alle dem Leben zugeschriebenen schöpferischen Qualitäten, die sich angeblich in Macht und Gewalt manifestieren, sind in Wahrheit einzig der Fähigkeit zu handeln geschuldet.⁶⁵

- Hannah Arendt (1970): *Macht und Gewalt* -

Synopsis:

Im zweiten Kapitel soll sich mit einem weiteren für diese Schrift zentralen Begriff beschäftigt werden, nämlich dem der Macht. Zu Beginn soll „Macht“ eingeordnet werden in ihr Bedeutungsumfeld und in Relation gesetzt werden zu Begriffen wie „Stärke“, „Recht“, „Legitimation“, „Gewalt“, „Kontrolle“ etc., bevor anschließend namhafte Machttheoretiker wie Arendt, Weber, Luhmann und Foucault beleuchtet werden.

1. Macht: Eine Einführung

Der Theoretiker Robert Dahl wird mit dem Diktum zitiert, dass das Studium der Macht aufgrund der nahezu uferlosen Komplexität und Allgegenwärtigkeit des Untersuchungsgegenstandes mit einem bodenlosen Sumpf vergleichbar ist.⁶⁶

Macht als Abstraktum scheint nicht nur die Basis menschlichen Miteinanders zu sein, sondern gleichzeitig auch die Wurzel allen Übels, was die Besessenheit von Politikern und Wissenschaftlern mit dem Machtphänomen erklärt.⁶⁷ Trotz alledem scheinen sich einige Überzeugungen politische Macht betreffend hartnäckiger zu halten als andere. Dass Politik beispielsweise zuallererst Machterwerb und

⁶⁴ Silber, John R. (1979): The Conceptual Structure of Power – A Review. in: Harward, Donald W. (Hrsg.): Power: Its Nature, Its Use, and Its Limits. Cambridge (Mass.): Schenkman, S. 191.

⁶⁵ Arendt, Hannah (1970): Macht und Gewalt. München/Zürich: Piper, S. 81/82.

⁶⁶ Vgl. Debnam, Geoffrey (1984): The Analysis of Power. A Realist Approach. London: Macmillan, S. xi.

⁶⁷ Vgl. Cuthbertson, Gilbert (1968): Political Power. Houston: William Marsh Rice UP, S. 1 sowie Hammer, Felix (1979): Macht. Wesen – Formen – Grenzen. Königstein (Ts.): Peter Handstein, S. 1.

Machterhalt bedeutet, wusste Machiavelli bereits im 16. Jahrhundert. Bis heute ist sie eines der entscheidendsten Motive menschlichen Handelns und auch die Basis des staatlichen Gewaltmonopols. Der Staat als Organisationsform des Gemeinwesens ist Verwalter der Macht, die formell beim Volke liegt. Symbolische Politik nun, ohne späteren Ausführungen vorgreifen zu wollen, stellt eine mögliche Dimension dar, mithilfe derer der Staat und seine Organe versuchen, Macht auszuüben.

Zwar gibt es Machtbeziehungen nicht nur in der Politik, doch sind Politiker besonders bekannt dafür, dass sie in Machtkategorien denken. Macht, das ist für einen Politiker die Sicherung der eigenen Position, die auf der Herstellung von Mehrheiten für die eigenen Pläne und Vorstellungen basiert. Macht ist zugleich auch die Fähigkeit, sich mit gegnerischen, politischen Gruppen auseinandersetzen zu können und gegebenenfalls die eigenen Visionen auch gegen deren Willen durchzusetzen, sofern man dazu den durch die Mehrheit im Volk erzeugten Rückhalt besitzt. Diesen besonderen Umstand formulierte schon Max Weber. Für Weber war die wissenschaftlich verwertbare Definition von Macht diejenige, dass Macht jede Chance ist, innerhalb sozialer Beziehungen den eigenen Willen gegen den Willen anderer durchzusetzen. Explizit meint Weber jede Chance.⁶⁸ Diese Machtdefinition scheint in allen Lebensbereichen Gültigkeiten zu besitzen, in denen es Autoritätsstrukturen gibt. Macht – nach Webers Verständnis – ist also wertfrei, ethisch blind und universell analysierbar. Jedwede Ethik der Macht müsste von außen an sie herangetragen werden.⁶⁹

Ein anderes Machtverständnis ist das von Hannah Arendt. Webers Machtverständnis ist von Über- bzw. Unterordnung geprägt, von Ursache und Wirkung. Arendt hingegen geht von einem Machtinteraktionismus aus und von gegenseitiger Abhängigkeit der Individuen innerhalb von Machtgefügen. Zentral für

⁶⁸ Vgl. Plessner, Helmuth (1962): Die Emanzipation der Macht. in: Niedersächsische Landeszentrale für Politische Bildung (Hrsg.): Von der Macht. Hannover: Gebrüder Jänecke, S. 20; Hauser, Richard (1962): Die Macht nach katholischer Ethik. in: Niedersächsische Landeszentrale für Politische Bildung (Hrsg.): Von der Macht. Hannover: Gebrüder Jänecke, S. 188 und schließlich Goehler, Gerhard (2000): Constitution and Use of Power. in: Goverde, Henri et al. (Hrsg.): Power in Contemporary Politics. Theories, Practices and Globalizations. London/Thousand Oaks/ New Delhi: Sage, S. 41.

⁶⁹ Anthropologische Basis all jener Über- und Unterordnungsverhältnisse war natürlich die Grundstruktur einer patriarchalisch organisierten Familie, deren Muster sich auf höher entwickelte Herrschaftssysteme übertrug. Vgl. dazu Lichtenstein, Ernst (1962): Macht und Erziehung. in: Niedersächsische Landeszentrale für Politische Bildung (Hrsg.): Von der Macht. Hannover: Gebrüder Jänecke, S. 63.

ihre Thesen ist der Unterschied zwischen „Macht“ und „Stärke“. Stärke besitzt ihr zufolge jeder Mensch in gewissem Maße, da sie naturgegeben ist und durch Werkzeuge in physischer und Lernen in geistiger Sicht noch ausgebaut werden kann. Diese Nutzung von Werkzeugen hat im Laufe der Evolution zugenommen und zu einer arbeitsteiligen Gesellschaft geführt. Jene Werkzeuge aber bleiben Instrumente, die keine Macht begründen können. Macht hingegen besitzt man nicht von vornherein, sondern sie stellt sich ein, wenn Individuen als Gruppe interagieren und sich innerhalb dieser Gruppe Hierarchien ausbilden. Macht ist somit eine Form intrakollektiver Kommunikation, die aus gemeinsamen Wollen und Handeln entsteht.⁷⁰ Zerstreut sich die Gruppe, zerstreut sich auch individuelle Macht; nur durch die Einbettung in Institution wie z. B. einem Staatsapparat erfährt sie eine relative Festigung und Dauerhaftigkeit. Dennoch durchdringen sich Macht und Stärke dahingehend, dass Stärke die Vorausbedingung für Macht ist, sobald der physisch-materiell oder auch psychisch-intellektuell Stärkere als Führer eines Kollektivs anerkannt und Macht auf ihn übertragen wird. Im Militär geschieht dies durch Waffenstärke, in der Gesellschaft oft durch wirtschaftliche Stärke, so dass Mischungsverhältnisse zwischen Stärke und Macht entstehen, denen dennoch weiterhin ein kommunikatives Element anhaftet, das nicht aus der Stärke stammt. Die anderen Mitglieder des Kollektivs respektieren und akzeptieren die Stärke des anderen, worauf sich dessen Macht begründet. Würden die übrigen Individuen der Gruppe, entgegen zu erwartender Nachteile, dies jedoch nicht tun, wäre auch die Macht des Stärkeren dahin. Arendt folgert daraus, dass Macht die Summe der sozial vermittelten Möglichkeiten ist, die jemand in sozialen Interaktionen einsetzen kann.⁷¹

Exkurs: Macht - ein Bedeutungsfeld im Fokus

Aufbauend auf einem kommunikativen Verständnis von Macht, tut sich ein ganzes Feld von Begriffen auf, die eng mit dem Machtbegriff verknüpft sind. Alle politischen Machthaber streben nach **Legitimation**, um ihren Anspruch auf die Macht und deren Ausübung zu rechtfertigen. Die Geschichte hat gezeigt, dass dies nur durch Stärke, zumeist in militärischer Form, dauerhaft nicht zu erreichen ist. In Kombination von militärischer Gewalt und Legitimation vor den eigenen Bürgern hat schon manches autoritäre Regime einen Weg gefunden, seine Existenz über Jahrzehnte hinweg zu sichern. Letzten Endes jedoch siegte zumeist

⁷⁰ Vgl. Debnam (1984), S. 71 und Goehler (2000), S. 41.

⁷¹ Vgl. Sutor, Bernd (1997): Kleine politische Ethik. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 93/94.

die legitime Macht des Volkes über die militärische Stärke illegitimer Machthaber und nötigte Diktatoren dazu, ihre Stellung zu räumen. Besonders in den freien politischen Ordnungen, die im Zentrum der vorliegenden Schrift stehen, entwickelte Mediendemokratien nämlich, ist die kommunikativen Natur von Macht beinahe mit Händen greifbar, hängt sie doch in entscheidendem Maße von dem Konstrukt der **öffentlichen Meinung** ab. Einmal legitimiert, sind Machthaber nicht von der Verpflichtung entbunden, ihre Machtbasis beim Volke stets auf neue im politischen Diskurs zu verteidigen. Macht zu speichern ist nicht möglich; sie muss immer neu per Kommunikation errungen werden. Wo es versäumt wird, die Ausübung von Macht in angemessenem Maße zu kommunizieren, erodiert Legitimation und somit die Machtbasis demokratischer Gesellschaften. Zwar mag das Phänomen der öffentlichen Meinung schwer fassbar sein, doch kommt ihm mehr und mehr eine überragende Bedeutung zu, wenn sich eine politische Ordnung vor ihren Wählern rechtfertigen und gegen ihre politische Opponenten verteidigen will.⁷²

Essentiell im Rahmen einer Betrachtung von Macht ist auch ihre Verbundenheit mit **Recht**. Im modernen Demokratieverständnis ist man zu der Überzeugung gelangt, dass Macht ohne Recht inhuman, Recht ohne Macht gleichwohl wirkungslos ist, so dass sich die Politik der Aufgabe verschrieben hat und verschreiben musste, dem Recht zur Macht zu verhelfen, indem es auch die eigene Macht durch rechtstaatliche Normengefüge bändigt. Der Rechtsaspekt kommt immer dann zu kurz, wenn Stärke und Macht verwechselt werden.⁷³ Nutzt ein Regime seine militärische Stärke, um seine Bürger zu beherrschen, so bleibt das Recht auf der Strecke, denn dies sind nur Exekutivmechanismen von Stärke, die an das viel wesentlichere Konzept der Macht angegliedert sind. Es hat den Anschein, als stünden Macht und Recht somit in einem Gegensatz zueinander, da sich beide hemmen und gleichzeitig stützen müssen, um nebeneinander existieren zu können. In der Tat ist es jedoch so, dass Recht auch nur eine andere Erscheinungsform von Macht ist – im Falle eines Gesetzes nämlich in Worte gefasste Macht⁷⁴ - wenn es sich um Recht handelt, auf das sich eine Gesellschaft kommunikativ geeinigt hat und dem es sich freiwillig beugt. Latent gestützt wird ein solches Rechtsgerüst parallel von Mitteln der Stärke, die den Vollzug und die Einhaltung der Rechtsordnung gegebenenfalls erzwingen können.

Hier zeigt sich ein weiteres wichtiges Konzept in Bezug auf Macht, nämlich **Gewalt**. Auch bei der Betrachtung von Gewalt finden wir eine auf der Unterscheidung zwischen Macht und Stärke beruhenden Ambivalenz. Gewalt bezeichnet zum einen das objektive Vermögen im Sinne einer Befugnis oder Kompetenz eines Individuums *qua* Amt. Solche Gewalt ist institutionalisierte Macht, auf die sich kommunikativ geeinigt wurde und die somit allgemein akzeptiert ist, da sie auf sozialem Konsens beruht. Davon unterscheiden müssen wir strengstens die physische Gewaltanwendung als Ausfluss von ungezügelter Stärke. Politik

⁷² Vgl. Sutor (1997), S. 94/95 und Hook, Sidney (1979): The Conceptual Structure of Power – an Overview. in: Harward, Donald W. (Hrsg.): Power: Its Nature, Its Use, and Its Limits. Cambridge (Mass.): Schenkman, S. 15.

⁷³ Zum Verhältnis von Macht und Recht vgl. Hippel, Ernst von (1962): Recht und Macht. in: Niedersächsische Landeszentrale für Politische Bildung (Hrsg.): Von der Macht. Hannover: Gebrüder Jänecke, S. 71.

⁷⁴ Vgl. Reich, Charles (1979): Power and the Law. in: Harward, Donald W. (Hrsg.): Power: Its Nature, Its Use, and Its Limits. Cambridge (Mass.): Schenkman, S. 163 sowie Rehnquist, William H. (1979): The Nature and Exercise of Power. in: Harward, Donald W. (Hrsg.): Power: Its Nature, Its Use, and Its Limits. Cambridge (Mass.): Schenkman, S. 181.

innerhalb eines Staates macht logischerweise nur Sinn, wenn sie unter dem Primat von Gewalt im ersteren Sinne steht, nämlich der Institutionalisierung von kommunikativer Macht. Der Staat ist ein institutionalisiertes Gemeinwesen, dessen Organe mit ihren legitimen Befugnissen zu seinem Erhalt beitragen. Physische Gewaltmittel spielen dabei nur insoweit eine Rolle, als dass sie das letzte Mittel der Institutionen sind, um Recht auch gegen Widerstand durchsetzen zu können. Diese Verbundenheit von Macht und Stärke soll der zwischen Menschen immer vorhandenen Möglichkeit eruptiver Gewalt entgegenwirken, denn ein Staat, der sich gegen Rechtsbrecher nicht zur Wehr zu setzen weiß, ist instabil. Somit kann man unter Verweis auf Max Weber festhalten, dass der Staat alleine das Monopol legitimer Gewalt hat, da diese die Vorbedingung für inneren Frieden ist.

Macht in ihrer Erscheinungsform als Durchsetzungsinstrument in Bezug auf eigene Interessen und Ideen kommt auf allen Ebenen des sozialen Miteinanders vor, egal ob es sich um Interessenverbände, Parteien oder auch Staatenverbänden handelt. Verwirken jene Gruppen ihre Möglichkeit, die Interessen ihrer Angehörigen zu schützen, verlieren sie auch ihre Macht, die dann an andere Großgruppen übergeht; ein Machtvakuum gibt es somit nicht, nur eine Umverteilung von Macht.

In der Natur von Macht als Kommunikationsmechanismus liegen aber auch die Möglichkeiten des **Machtmissbrauchs** begründet, die ihrerseits wiederum die Notwendigkeit von **Machtkontrolle** auf Basis einer machtpolitischen Ethik gebietet. Mächtige Großgruppen sind nur in der Lage, ihrer Verantwortung gerecht zu werden, wenn sie sich in der Öffentlichkeit durch einzelne Personen repräsentieren lassen. Diese Repräsentanten heben sich aus der Gruppe heraus, denn sie erhalten aufgrund ihrer exponierten Stellung mehr Macht, auch wenn die Gruppe sich darauf in demokratischer Weise verständigt hat. Diese Macht drückt sich in Verfügungsgewalt über die Gruppenressourcen, Handlungskompetenzen und auch Informationsvorsprünge aus und garantiert die Effizienz des Handelns kollektiver Akteure. Allerdings besteht immer die Gefahr, dass Macht sich von ihrer Basis löst und zum Selbstzweck wird, indem Kontrollmechanismen versagen. Die Repräsentanten sind dann versucht, die ihnen übertragene Macht nicht mehr nur zum Vorteil des eigenen Kollektivs zu nutzen. Der „Wille zur Macht“ nach Nietzsche als psychologisches Phänomen scheint der menschlichen Natur eigen zu sein.⁷⁵ Macht dient dann im negativen Sinne allerdings nur der Befriedigung von materieller Gier und Selbstgefälligkeit und wird mit allen Mitteln ausgebaut. Besonders hierin liegt das Konfliktpotential der Politik, denn sie ist neben all ihren sinnvollen Charakteristika latent stets auch auf Machtsicherung angelegt, um die Führungsposition einer bestimmten politischen Großgruppe nachhaltig sichern zu können.

⁷⁵ Vgl. Thomae, Hans (1962): Der „Wille zur Macht“ als psychologisches Problem. in: Niedersächsische Landeszentrale für Politische Bildung (Hrsg.): Von der Macht. Hannover: Gebrüder Jänecke, S. 129. Für J. Burckhart ist Macht die bestimmende Triebkraft des Individuums, doch bleibt seine Sicht von Macht stets negativ gefärbt. Er ist davon überzeugt, dass das Individuum früher oder später seine Macht zum eignen Vorteil und somit zum Bösen gebrauchen wird. Vgl. ebd., S. 131 und auch Thielicke, Helmut (1962): Die Macht als theologisches Problem. in: Niedersächsische Landeszentrale für Politische Bildung (Hrsg.): Von der Macht. Hannover: Gebrüder Jänecke, S. 169 sowie zu den negativen Implikationen von Macht Imbusch, Peter (1998): Macht und Herrschaft in der Diskussion. in: Imbusch, Peter (Hrsg.): Macht und Herrschaft. Sozialwissenschaftliche Konzeptionen und Theorien. Opladen: Leske + Budrich, S. 10.

Eine **Ethik der Macht**, die sich der Einsicht stellt, dass mächtige Akteure nicht gleichzeitig moralisch unfehlbare Akteure sein müssen, scheint somit geboten zu sein. Uneingeschränkt auf subjektive Ideen wie gutem Willen, Freundschaft oder Uneigennützigkeit von Politikern zu vertrauen - Grundlagen des *good governance* also -, scheint eher fahrlässig zu sein. Deswegen benötigen wir objektivierbare Kriterien, an denen sich möglicher Machtmissbrauch messen lässt, wie z. B. Kriterien der Gerechtigkeit. Im weitesten Sinne umfassen solche Kriterien in etwa den Grundrechtskatalog der BRD mit seinen unabänderlichen Elementen der Redefreiheit, Koalitionsfreiheit, dem Wahlrecht, der Gewaltenteilung, dem Rechtsstaat u. v. a. m. Für das Verhältnis von mächtigen Großgruppen wie Parteien, Interessenverbänden oder Staaten scheinen sich Aspekte der Vertragsgerechtigkeit als Maßstab anzubieten. Es sind dies im besonderen Faktoren wie Gegenseitigkeit in Form von Akzeptanz auch von abweichenden Interessen, Gleichgewichtigkeit aller beteiligten Akteure, Zumutbarkeit vor dem Hintergrund des faktischen Könnens und schließlich Mäßigung im Machtgebrauch, um Misstrauen vorzubeugen.

Auf einen gemeinsamen Nenner gebracht und wertfrei formuliert, ist Macht also das menschliche Vermögen, menschliches Verhalten zu lenken.⁷⁶

2. Machttheorien

2.1. Max Webers transitives Machtverständnis:

2.1.1. *Interdependenzen zwischen Macht und Herrschaft bei Weber*

Weber, bis heute einer der einflussreichsten deutschen Soziologen, hat eine detaillierte Herrschaftssoziologie ausgearbeitet, die sich auch einer Definition von Macht annimmt, denn schließlich ist Macht für Weber eine der realsten sozialen Größen überhaupt. Im Einklang mit Nietzsche ist Weber der Überzeugung, dass Macht die fundamentalste und universellste Einflussgröße interpersonellen Verhaltens darstellt.⁷⁷

Gemäß der schon zitierten Definition nach der Macht bedeutet, dass ein Individuum innerhalb einer sozialen Beziehung die eigenen Ziele auch gegen Widerstand durchzusetzen vermag, wird zweierlei deutlich. Zum einen erkennen wir, dass Macht nach Weber im Grunde bedeutet, dass ein Individuum die Chance besitzt, einem anderen Individuum innerhalb einer asymmetrischen Machtbeziehung den eigenen Willen unter Umgehung möglicher abweichender Absichten

⁷⁶ Vgl. Jahrreiß, Hermann (1962): Macht, Macht-Denken und Völkerrecht. in: Niedersächsische Landeszentrale für Politische Bildung (Hrsg.): Von der Macht. Hannover: Gebrüder Jänecke, S. 83.

⁷⁷ Vgl. Hennen, Manfred/Prigge, Wolfgang-Ulrich (1977): Autorität und Herrschaft. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 66/67 und Brennan, Catherine (1997): Max Weber on Power and Social Stratification. An Interpretation and Critique. Aldershot: Ashgate, S. 71.

des Gegenübers aufzuzwingen⁷⁸ und dass Weber Macht sowohl als negativ als auch als rettend ansieht. Negativ ist sie, da sie die Gesellschaft in ein starres Herrschaftskorsett zwingt, und rettend ist sie, weil sie trotz ihrer asymmetrischen Verteilung zugleich jedem Individuum einen Handlungsspielraum zugeht, der nicht durch eine Herrschaftsordnung vordefiniert ist, da er Herrschaft als „Chance, für einen Befehl bestimmten Inhalts bei angebbaren Personen Gehorsam zu finden“ definiert.⁷⁹ Oder anders: Herrschaft bedeutet die Möglichkeit, einen Untergebenen zur Internalisierung der Ziele und Absichten des Herrschenden zu veranlassen. Der Untergebene adaptiert die Wünsche und Ziele des Herrschenden als seine eigenen. Essentiell ist dabei auch das Konzept der Disziplin, die Weber als die Chance definiert, dass jedweder Befehl aus Gewohnheit oder Tradition unverzügliche, dem Befehl entsprechende Reaktionen des Gehorsams auslöst, in der sich die Herrschaftsbeziehung manifestiert.⁸⁰

Herrschaft ist somit der Sonderfall von Macht. Subjektiv sinnhaftes Handeln in der Ausübung von Machtbeziehungen bedeutet für Weber den Kern alles Sozialen und somit auch die Basis für Macht, die ebenfalls dem sozialen Bereich zuzuordnen ist, während Herrschaft eher negativ als sinnentleerter Sonderfall von Macht und gleichzeitig als ihr Gegenspieler dargestellt wird. Herrschaft bedeutet ein automatisiertes Gemeinwesen, welches auf dem Prinzip des uniformen Gehorsams basiert, der einen tieferen Sinn zu entbehren vermag. Herrschaft - so Weber - ist schwächer als Macht, da sie sich nicht gegen Widerstand durchzusetzen braucht; eine gewisse Bereitschaft zu Fügsamkeit und Gehorsam ist bei ihr Voraussetzung. Übertragen auf eine staatlich-politische Struktur folgt daraus für Weber das Modell eines (modernen) Verwaltungsstaates. Weber nennt dies auch „[den] rationalen Staat als anstaltsmäßige[n] Herrschaftsver-

⁷⁸ Vgl. Brennan (1997), S. 72/73. Dabei ist es zunächst einmal sekundär, worauf diese Chance zur Willensdurchsetzung beruht. Brennan interpretiert diese Machtdefinition dahingehend, dass Macht nicht nur die Durchsetzung des eigenen Willens ist, sondern explizit die Durchsetzung des eigenen Willens trotz des Widerstandes anderer. Der springende Punkt bei Weber scheint hier zu sein, dass Widerstand nicht nur die Vorbedingung für Machtausübung ist, sondern dass die Ausschaltung von Widerstand geradezu das essentielle Charakteristikum von Machtbeziehungen ist. Vgl. ebd., S. 76.

⁷⁹ Weber, Max (1986): *Domination by Economic Power and by Authority*. in: Lukes, Steven (Hrsg.): *Power*. Oxford: Basil Blackwell, S. 33; Neuenhaus, Petra (1998): *Max Weber: Amorphe Macht und Herrschaftsgehäuse*. in: Imbusch, Peter (Hrsg.): *Macht und Herrschaft. Sozialwissenschaftliche Konzeptionen und Theorien*. Opladen: Leske + Budrich, S. 77 unter Verweis auf Weber, Max (1980⁵): *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*. Tübingen: J. C. B. Mohr, S. 28.

⁸⁰ Vgl. Brennan (1997), S. 80, 83.

band mit dem Monopol legitimer Gewaltsamkeit.⁸¹ Hier liegt Herrschaft als auf Disziplin und Gehorsam basierende Reinform institutionalisierter Macht vor.⁸² Macht jedoch muss im Gegensatz dazu flexibel und nicht monolithisch sein, da sie sich gegen entgegengesetzte Ambitionen anderer Gruppen und Individuen behaupten muss.⁸³ Das zwar objektive aber uniforme Verwaltungsstaatsmodell erscheint Weber somit ungenügend, ohne eine „mächtige“ Person im eigentlichen Wortsinn an der Spitze.

2.1.2. Macht und Legitimation von Herrschaft

Wie aber vollzieht sich Macht in ihrer starren Erscheinungsform als Herrschaft innerhalb eines politischen Systems? Worauf basiert der zu erwartende Gehorsam eines Herrschenden, der nach Webers Definition ja auch gleichzeitig ein Mächtiger ist? Bedeutend scheint hier der bekannte Dreiklang von Typen der Herrschaftslegitimation, nämlich die rational-legale, die am häufigsten verbreitet ist, die traditionale und die charismatische Herrschaft.⁸⁴ Die rational-legale Herrschaft basiert auf geltendem Recht und Glauben an die Legalität von bestimmten Herrschafts- und Administrationsstrukturen. Rational ist sie deswegen, weil die ihr zugrunde liegenden Rechtsfiguren in den Augen des Gesetzgebers einen sinnvollen Zweck erfüllen. Dabei spielt der Inhalt oder die etwaige moralische Kritikwürdigkeit des erlassenen Regelwerks keine primäre Rolle; es ist ein technisches Legitimationswerkzeug, das der ständigen Kontrolle unterliegt.⁸⁵ Machtausübung durch Herrschaft lässt sich somit weitestgehend nicht vermeiden bzw. minimieren. Sie würde an dem gleichzeitigen Streben nach Rechtsgleichheit,

⁸¹ Weber, Max (1956): Staatssoziologie. Berlin: Duncker & Humboldt, S. 27. Nur dem Staat obliegt somit das Gewaltmonopol. Nur er als institutionalisierte Macht der Gesellschaft darf physische Gewalt anwenden. Eine unterschiedliche Auffassung von Gewalt werden wir im folgenden Unterkapitel zu Hannah Arendt kennenlernen. Allerdings erkennt Weber auch die Gefahr, dass ein formalisierter, gesichtsloser Verwaltungsstaat jedem dient, ohne sich an ethische Maßstäbe zu halten, solange das Grundprinzip der Rationalität gewahrt bleibt. Der Verwaltungsstaat, so Weber, würde jeden unterstützen, der zur Garantie des Fortbestandes des Berufsbeamtentums die notwendigen Gewaltmittel besitzt. Vgl. dazu Weber, Max (1991): Zur Neuordnung Deutschlands. Schriften und Reden 1918 – 1920. Tübingen: J. C. B. Mohr, S. 27.

⁸² Vgl. Brennan (1997), S. 85.

⁸³ Vgl. Neuenhaus (1998), S. 77/78 und Hennen/Prigge (1977), S. 71.

⁸⁴ Vgl. Brennan (1997), S. 81.

⁸⁵ Vgl. Weber (1956), S. 99 – 110; Neuenhaus (1998), S. 78/79; Hennen/Prigge (1977), S. 73 und Brennan (1997), S. 90 sowie auch bei Hösler, Joachim (1998): Vom Traum zum Bewußtsein einer Sache gelangen – Analyse und Kritik von Macht und Herrschaft durch Karl Marx und Friedrich Engels. in: Imbusch, Peter (Hrsg.): Macht und Herrschaft. Sozialwissenschaftliche Konzeptionen und Theorien. Opladen: Leske + Budrich, S. 45 – 60.

welche auf einer formalisierten und entsubjektivierten Verwaltung beruht, und der Notwendigkeit von Einzelfallentscheidungen, die die Verwaltung auf Dauer überlastet, scheitern.⁸⁶

Die für Herrschaft notwendige Fügsamkeit und somit auch die Vorbedingung von Macht ist also nicht tatsächliche Legitimität, sondern der Glaube an die Richtigkeit des Legitimitätsanspruchs, die nicht immer auf empirisch beweisbaren Fakten basieren muss. Wichtig ist allein eine plausible Selbstrechtfertigung des Herrschaftsanspruches vor den Beherrschten.⁸⁷ Dies kann also auch auf anderem Wege passieren als einer kontrollierbaren und objektiven Gesetzgebung, z. B. durch den Glauben an eine bestimmte, den Herrschaftsanspruch legitimierende Tradition, die dem Machthaber *qua* Geschichtsschreibung und einem legitimierten Wertesystem die Kompetenz der Machtausübung zuschreibt, was natürlich Spielraum für eine gewisse Willkür des Machthabers lässt.⁸⁸

Eine weitere Form eher subjektiver Herrschaftslegitimation, die besonders vor dem Hintergrund des Erkenntnisgegenstandes der Symbolischen Politik und der Medienwirksamkeit politischen Handelns an Signifikanz gewinnt, ist Webers dritter Typus, nämlich der der charismatischen Herrschaft. Einer solchen Machtperson wird Herrschaft nicht aufgrund eines legalen Rahmenwerks zugestanden, sondern sie basiert auf einer natürlichen Autorität und deren Ausstrahlung, die den Bürgern den Glauben an die Fähigkeiten des Herrschenden gibt und die sie annehmen lässt, er werde schon in ihrem Sinne handeln. Unterliegt dieser Glaube einer gewissen Rationalisierung, also beispielweise der Möglichkeit, dem Glauben an die Autorität auch durch Wahlen Rechnung zu tragen, wird die Anerkennung der charismatischen Autorität nicht mehr als Folge ihrer Legitimierung, sondern als Legitimationsgrundlage betrachtet. Dies hat einerseits eine Anbindung an den rational-legalen Herrschaftstypus und andererseits demokratische Aspekte, wo Machtausübung zwar durch einen rechtlich genormten Wahlvorgang legitimiert wird, die Wahl aber auch zunehmend von der zur Wahl stehenden Persönlichkeit und ihrer natürlichen Autorität abhängt. Würde eine Person im politischen Wettkampf oder auch nach einer legitimen Wahl sein Cha-

⁸⁶ Vgl. Neuenhaus (1998), S. 79.

⁸⁷ Vgl. Brennan (1997), S. 82.

⁸⁸ Vgl. Neuenhaus (1998), S. 80 und Winckelmann, Johannes (1952): Legitimität und Legalität in Max Webers Herrschaftssoziologie. Tübingen: J. C. B. Mohr, S. 25.

risma verlieren und damit den Glauben der Bürger in seine Befähigungen schwächen, so müsste er mit wachsendem Widerstand gegen seine Herrschaft rechnen.⁸⁹

Etwas spitzfindig doch durchaus pointiert formuliert Robert Greene:

Eine unsichtbare Kraft zwingt die Objekte zu ihm [...]. Doch nimmt man den Ausgangsmagneten weg, fällt alles auseinander. Machen Sie sich zu dem Magneten, der unsichtbaren Kraft, die die Sehnsüchte der Menschen anspricht und sie aneinander bindet. Wenn sie sich erst einmal um Sie geschart haben, kann keine Macht Sie Ihnen entwinden.⁹⁰

2.1.3. Macht in der Politik

Innerhalb eines starren Herrschaftsgefüges ist Macht die Chance auf die individuelle Durchsetzung des eigenen Willens. Macht bietet also im Gegensatz zur Herrschaft die Möglichkeit, Widerstände zu brechen; das Wort Machtkampf drängt sich hier auf; für Weber ist dies ein Kampf um individuelle Freiheit. Politisch gesehen und vor dem Hintergrund einer etablierten Herrschaftsordnung ist die Ausübung von Macht also eine Variable, ein instabiles Moment, eine Art „amorphe“ Größe.⁹¹ Macht ist also ein Residuum von Subjektivität in einem mechanisierten Herrschaftsablauf und kann von Individuen benutzt werden, um die bestehende Ordnung zu verändern. Interessant ist dabei Webers Zugeständnis, dass sich diese herausragenden Individuen dabei durchaus staatlicher Gewaltmittel bedienen, um eben jenes Staatsgefüge zu beeinflussen. So plädiert Weber durchaus für charismatische Führungspersönlichkeiten, die den automatisierten „Herrschaftsstaat“ mit seiner Verwaltung zu steuern wissen und ihm nicht – oder nur zum Teil – selbst unterworfen sind, so dass sie eigenen Wertvorstellungen auch gegen die Regeln der Verwaltung durchzusetzen vermögen. Nur so kann der Staat zumindest im Ansatz dynamisch und flexibel bleiben. Das individuelle Moment ist bei Weber für die Ausübung von Macht entscheidend. Die Gesellschaft selbst ist eben keine amorphe Masse, sondern eine Ansammlung von In-

⁸⁹ Vgl. Brennan (1997), S. 90; Goehler (2000), S. 51; Neuenhaus (1998), S. 80; Hennen/Prigge (1977), S. 73 – 75 und Winkelmann (1952), S. 26 – 38. Weber scheint hier die Demokratie allerdings eher gering einzuschätzen, da sie ein reines „Abfallprodukt“ charismatischer Herrschaft ist, bei welchem dem Verhältnis zwischen Führer und Gefolgschaft lediglich die Fiktion der Wahl hinzugefügt wird.

⁹⁰ Greene, Robert (1999): Power. Die 48 Gesetze der Macht. München/Wien: Carl Hanser, S. 281.

⁹¹ Vgl. Neuenhaus (1998), S. 81, 86.

dividuen, die sich aus obigen Motiven den bestehenden Herrschaftsstrukturen beugen. Dennoch muss den Individuen die Möglichkeit offen stehen, die Strukturen zu verändern, am besten auch auf das Verhalten anderer bezogen und nicht auf egoistische Erwägungen.⁹²

2.1.4. Kritische Würdigung

Der Staat im Sinne Webers ist lediglich eine Hülle für Macht und Herrschaft und hat keinen anderen Zweck. Eine kritische Analyse findet kaum statt, und obwohl seine Erkenntnisse für uns von großer Wichtigkeit sind, lässt sich darüber hinaus eine reine Beschreibung der Fakten Macht betreffend feststellen. Weiterhin dürfte das sehr aggressive Macht- und Herrschaftsverständnis Webers aufgefallen sein. Herrschaft ist für ihn blanker Gehorsam und Fügsamkeit, während er Macht zwar als positive individuelle Kraft ansieht, ihr aber gleichzeitig das eher abschreckende Bild einer charismatischen Führergestalt gibt, die aufgrund natürlicher Autorität den Verwaltungsstaat auf der Basis individueller Werte bändigen soll. Es kommt die Frage auf, ob diese willkürliche Machtausübung wirklich so viel besser ist, als ein automatisierter, aber zumindest „entwillkürlicher“ Verwaltungsapparat. Macht vollzieht sich bei Weber nur in Ausnahmeständen, wenn der charismatische Führer sich über die rigide Herrschaftsstruktur des Staates hinwegsetzt. Alltagspolitik scheint im Machtverständnis Webers keinen Platz zu haben. Dies muss sie aber, um moderne politischen Willensbildungs- und Kommunikationsprozesse erklärbar zu machen, denn schließlich ist Politik ein alltägliches Machtphänomen und nicht nur eine Ansammlung formalisierter Verwaltungsakte. Beschreibt Weber Macht also als dynamische Kraft, so erscheint sie in seinen Thesen selbst doch als eher eindimensional und unflexibel als Waffe ge-

⁹² Vgl. ebd., S. 81/82, 85, 87 und Weber (1956), S. 73, 75 – 77. Offensichtlich ist Webers Machtverständnis stark von Nietzsches „Wille zur Macht“ geprägt, nach dem jedes Individuum zur Macht strebt. Man erkennt weiterhin, dass Webers Ansatz stark ideengeschichtliche Prägung besitzt. Sowohl materielle wie auch ideelle Interessen und auch menschliche Ideen bestimmen das Wirksamwerden von Macht und Herrschaft als Sonderfall der Macht. Interessen bestimmen primär das Handeln der Menschen, doch haben seit jeher Ideen in der Form von Weltbildern den Rahmen geschaffen, innerhalb dessen sich die Ausformung von Interessen dynamisch vollzieht. Vgl. dazu Vollrath, Ernst (1993): „Macht“ und „Herrschaft“ als Kategorien der Soziologie Max Webers. in: Gebhardt, Jürgen/Münkler, Herfried (Hrsg.): Bürgerschaft und Herrschaft. Zum Verhältnis von Macht und Demokratie im antiken und neuzeitlichen politischen Denken. Baden-Baden: Nomos, S. 222 - 224.

gen einen starren Herrschaftsstaat. Ethische Maßstäbe zur Machtausübung im von der Herrschaft unterscheidbaren Einzelfall fehlen bei Weber nahezu völlig.⁹³

Im Vergleich zu den folgenden Analysen Hannah Arendts ist Webers Machtverständnis rein transitiv im Sinne eines Über- bzw. Unterordnungsverhältnisses, wobei die Machtverteilung symmetrisch oder auch asymmetrisch sein kann, doch Dominanz bleibt das definierende Charakteristikum.⁹⁴

Weiterhin vollziehen sich Webers Analysen von Herrschaft als rationalisierter Machtform im engen Rahmen eines abendländisch-technischen Rationalitätsverständnisses.⁹⁵ Dass dieses keineswegs allgemeinverbindlich sein muss, unterstreicht Herbert Marcuse, der auch das destruktive Potential in der technischen Fokussierung auf die Beherrschung von Mensch und Natur sieht, auf die die abendländische Rationalität angelegt ist. Rationalität allein kann und darf kein Legitimationsgrund für Herrschaft sein, da sich damit auch die unethischsten Herrschafts- und somit letztendlich auch Machtinstrumente rechtfertigen ließen. Die Brauchbarkeit von Webers Thesen, von der grundlegenden Natur der Macht einmal abgesehen, stellt sich also durch den starren, für Weber unauflösbaren Antagonismus von Herrschaft und Macht ohne flankierende ethische Maßstäbe selbst in Frage.⁹⁶

2.2. Hannah Arendts intransitives Machtverständnis:

2.2.1. Macht und Gewalt bei Arendt

Hannah Arendt gilt bis heute als eine der einflussreichsten politischen Denkerinnen des 20. Jahrhunderts, und ihre Arbeiten haben wesentlich zum Verständnis extremer Machtstrukturen beigetragen. Besonders ihre Werke über Ursprünge und Naturell des Totalitarismus sind bis heute wegweisend bei der Analyse nationalsozialistischer oder stalinistischer Strukturen. Dabei bediente sich Arendt nie einer bis ins letzte durchorganisierten Argumentationsstruktur, sondern baute

⁹³ Vgl. Neuenhaus (1998), S. 88.

⁹⁴ Vgl. Goehler (2000), S. 43/44.

⁹⁵ Vgl. hierzu z. B. Weber (1956), S. 17/18. Zu Details über Webers Interpretation des okzidentalen Rationalismus siehe Münch, Richard (1982); *Theorie des Handelns. Zur Rekonstruktion der Beiträge von Talcott Parsons, Emile Durkheim und Max Weber*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 451 – 464.

⁹⁶ Vgl. Neuenhaus (1998), S. 88 – 91.

stark auf die Mündigkeit des Lesers, die wesentlichen Aussagen ihrer Texte von sich aus zu begreifen.⁹⁷

Wie in der allgemeinen Einführung zur Macht bereits angedeutet, verdankt der politische Diskurs Hannah Arendt insbesondere die feine Unterscheidung von Gewalt und Macht, die oftmals bei anderen Autoren gleichgesetzt werden. Dies bedeutet schließlich, dass man auch die moderne Staatsmacht, die ja gestaltgewordene Volkssouveränität ist, mit Unterdrückung gleichsetzen würde. Gegründet ist diese Interpretation besonders auf die kritische Würdigung von Webers Idee des Staates als alleinigen Eigners eines legitimen Gewaltmonopols. Macht – so zitiert Arendt – kann auch beschränkte und institutionalisierte Gewalt sein.⁹⁸ Nach ihr rührt diese Gleichsetzung von Macht und Gewalt aus der menschlichen Geschichte selbst her. Von der alttestamentarischen Gottesmacht als Gewalt, den Menschen zu schaffen und wieder zu vernichten, bis hin zu den absolutistischen Herrschaftsformen, die den Aufstieg der souveränen europäischen Nationalstaaten begleiteten. Aber aus der griechisch-römischen Tradition leitet sich auch ein anderes Prinzip her, nämlich das der Herrschaft des Gesetzes basierend auf der Macht des Volkes. Gehorsam, der vorher durch Gewaltandrohung garantiert wurde, basierte nun auf Regeln, die zuvor vom Volke gebilligt worden waren und somit eine ganz neue Dimension von Legitimation besaßen. Macht konnte nur durch die Zustimmung der Regierten, durch Konsens konstituiert werden und wurde illegitim, sobald diese wechselseitige Beziehung verletzt wurde.⁹⁹ Macht hängt somit seit jener Zeit von Mehrheiten ab und von der Aufteilung auf mehrere Institutionen, wohingegen Gewalt nur von den ihr zur Verfügung stehenden Werkzeugen abhängt.¹⁰⁰

⁹⁷ Vgl. Villa, Dana R. (2000): Introduction: the development of Arendt's political thought. in: Villa, Dana R. (Hrsg.): *The Cambridge Companion to Hannah Arendt*. Cambridge: Cambridge UP, S. 1. In diesem Aufsatz Villas findet sich auch ein sehr konziser Abriss der wesentlichen Schriften Hannah Arendt.

⁹⁸ Dieses Diktum von d'Entrèves wird zitiert in Arendt (1970), S. 39. Zum Vergleich der Thesen Webers und Arendts siehe auch Habermas, Jürgen (1986): *Hannah Arendt's Communications Concept of Power*. in: Lukes, Steven (Hrsg.): *Power*. Oxford: Basil Blackwell, S. 75/76.

⁹⁹ Vgl. Habermas, Jürgen (1978): *Politik, Kunst, Religion*. Stuttgart: Reclam, S. 103 und Habermas, Jürgen (1987): *Philosophisch-politische Profile*. Erweiterte Ausgabe. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 229/230.

¹⁰⁰ Vgl. Arendt, Hannah (1986): *Communicative Power*. in: Lukes, Steven (Hrsg.): *Power*. Oxford: Basil Blackwell, S. 63 und Haugaard, Mark (2000): *Power, Ideology and Legitimacy*. in: Goverde, Henri et al. (Hrsg.): *Power in Contemporary Politics. Theories, Practices, Globalizations*. London/Thousand Oaks/New Delhi: Sage, S. 60.

2.2.2. Macht, Stärke, Kraft, Autorität und Gewalt

Ebenso irritierend ist die teilweise synonyme Verwendung von Begriffen wie „Macht“, „Stärke“, „Kraft“, „Autorität“ und eben „Gewalt“ im Bereich politischer Analysen. Wenn von „Macht“ gesprochen wird, meinen wir in Übereinstimmung mit der Definition Arendts die Fähigkeit, im Namen einer Gruppe zu handeln, da Individuen dazu von den Mitgliedern der Gruppe ermächtigt wurden. Macht hat man also nicht allein, sondern nur im Rahmen kollektiver Interaktion.¹⁰¹ Endet diese Interaktion, endet auch das Machtverhältnis. Eine mächtige Person im engeren Sinne ist also jeder, der die Interessen einer größeren Gruppe mit deren Zustimmung vertritt und die Macht jedes einzelnen Mitgliedes statthafterhaft verwaltet. „Stärke“ hingegen kann eine einzelne Person besitzen und bezieht sich auf eine besonders prägnante Eigenschaft, die diese Person anderen überlegen macht, aber dennoch gegen die Macht der vielen nicht ankommen würde. Die Stärke eines Individuums ist also der Macht von Vielen stets unterlegen. „Kraft“ bezieht sich nach Arendt lediglich auf physikalische oder gesellschaftliche Bewegungen, die Energie entfalten. „Autorität“ bezeichnet weiterhin die Fähigkeit, andere zum Gehorsam zu bewegen, ohne dass man sie überreden oder gar zwingen müsste. Autorität konstituiert sich somit in der Anerkennung der eigenen Fähigkeiten durch andere und ist somit verquickt mit Konzepten wie – „Vertrauen“ und „Respekt“. In Kombination mit Gewaltanwendung verwirkt jeder Amtsträger unverzüglich seine Autorität. Gewalt beruht somit nicht mehr auf Gehorsam durch Respekt, sondern hat bloßen instrumentellen Charakter. Sie ist mit dem Konzept der Stärke dahingehend verbunden, dass sie ein Werkzeug darstellt, um menschlichen Stärken zu potenzieren. Gewalt ist nur kurzfristig rational, da mit ihr nur kurzfristige Ziele erreicht werden können. Die Vernunft erleidet eher Schaden durch das Auftreten von Gewalt, da die unmittelbare An-

¹⁰¹ Vgl. Becker, Michel (1998): Die Eigensinnigkeit des Politischen. Hannah Arendt über Macht und Herrschaft. in: Imbusch, Peter (Hrsg.): Macht und Herrschaft. Sozialwissenschaftliche Konzeptionen und Theorien. Opladen: Leske + Budrich, S. 169 – 172. Vgl. dazu auch Haller, Ernst (1962): Macht in der Wirtschaft. in: Niedersächsische Landeszentrale für Politische Bildung (Hrsg.): Von der Macht. Hannover: Gebrüder Jänecke, S. 105 und Kateb, George (2000): Political action: its nature and advantages. in: Villa, Dana R. (Hrsg.): The Cambridge Companion to Hannah Arendt. Cambridge: Cambridge UP, S. 132/133.

wendung von Gewalt keinen langfristigen Planungshorizont und somit streng vernunftgemäße Entscheidungen erlaubt.¹⁰²

2.2.3. Gewalt in Staat und Politik

Es gab und gibt keinen Staat, der sich nachhaltig nur auf Gewalt stützen könnten. Dies scheint überraschend zu sein und ist doch eine wichtige Feststellung. Selbst autoritäre Regime, die ihr Volk mit Gewaltmitteln unterdrücken, sind auch Machtbeziehungen im eigentlichen Sinne, also auf Respekts- und Loyalitätsbeziehungen im engsten Führungskreis angewiesen, um funktionieren zu können. Der Unterschied zu demokratisch legitimierten Systemen ist lediglich der, dass diese Art von Respekt sich auf eine viel breitere Basis, nämlich der einer Wählermehrheit stützt. Dies ist der wahrscheinlich zentralste Legitimationsmechanismus westlicher Demokratien. Macht ist somit Teil aller politischen Systeme; Gewalt – von legitimer staatlicher Gewalt zur Durchsetzung geltenden Rechts abgesehen – jedoch nicht. Macht besitzt laut Arendt einen Selbstzweck; sie ist absolut, auch wenn sie zur Erreichung sekundärer parteipolitischer Ziele eingesetzt wird. Und da der Mensch ein politisches Wesen ist – diese Überzeugung teilt Arendt mit Aristoteles – wird er stets versuchen, sich der Macht zu bedienen, um seinen politischen Ambitionen Rechnung zu tragen.¹⁰³ Macht muss sich deswegen zwar nicht ständig rechtfertigen, doch sie muss sich ihrer Legitimation sicher sein, oder sie vergeht und wird schlimmstenfalls durch eine Gewaltherrschaft in Form eines totalitären Regimes oder einer Terrorherrschaft ersetzt.¹⁰⁴

¹⁰² Vgl. Arendt (1970), S. 36 – 48, 78 sowie Hammer (1979), S. 20, 30 und auch Hook (1979), S. 5. Zum Thema der Gewalt und ihre Verstrickung mit Krieg und Revolution vgl. auch den kurzen Auszug von Sorel, George (1999³): Apologie der Gewalt. in Münkler, Herfried (Hrsg.): Politisches Denken im 20. Jahrhundert. Ein Lesebuch. München/Zürich: Piper, S. 284 – 286.

¹⁰³ Vgl. Brunkhorst, Hauke (2000): Equality and elitism in Arendt. in: Villa, Dana R. (Hrsg.): The Cambridge Companion to Hannah Arendt. Cambridge: Cambridge UP, S. 183 und auch Waldron, Jeremy (2000): Arendt's constitutional politics. in: Villa, Dana R. (Hrsg.): The Cambridge Companion to Hannah Arendt. Cambridge: Cambridge UP, S. 201.

¹⁰⁴ Vgl. Arendt (1970), S. 49, 51 – 53 und auch Arendt, Hannah (1999³): Macht und Gewalt. in: Münkler, Herfried (Hrsg.): Politisches Denken im 20. Jahrhundert. Ein Lesebuch. Zürich/München: Piper, S. 280/281. Bemerkenswert ist auch, dass Arendt Gewalt- und Terrorherrschaft nicht gleichsetzt, obwohl auch dies gemeinhin üblich ist. Terrorherrschaft ist eher die nächste Stufe der Gewaltherrschaft, die anfängt, wenn alle Feinde mit Gewalt vernichtet wurden und die absolute Kontrolle über den Staatsapparat erlangt wird. Vgl. dazu Arendt (1970), S. 56. Eine Darstellung und Bewertung von Arendts Totalitarismustheorie, die das oben Gesagte noch vertieft, findet sich bei Canovan, Margaret (2000): Arendt's theory of totalitarianism: a reassessment. in: Villa, Dana R. (Hrsg.): The Cambridge Companion to Hannah Arendt. Cambridge: Cambridge UP, S. 25 – 43 sowie bei Kohn, Jerome (2003):

Bringt man die zentrale Aussagen Hannah Arendts bezüglich der Natur von Macht auf einen Nenner, so meint der Begriff Macht „*wir-wollen-und-wir-können*“.¹⁰⁵ Gewalt tritt zuweilen an die Stelle von Macht, wenn Macht sich ihrer Legitimation beraubt sieht, und versucht, ihr Überleben mit instrumenteller Gewalt zu sichern. Doch dies führt zum Verschwinden von Macht, die einzig auf einer Gruppendynamik und dem damit verbundenen Respekt und Vertrauen innerhalb einer Gruppe beruht. Schließlich bleibt zu sagen, dass sich mithilfe von Gewalt keine wirkliche Macht konstituieren lässt, sondern nur vernichten lässt. Was folgt, ist eine Gewalt- und schließlich eine Terrorherrschaft, die nicht nur die physische, sondern auch die moralische Existenz ihrer Opfer zerstört und deren Funktionslogik Hannah Arendt Zeit ihres Lebens untersucht hat.¹⁰⁶

2.2.4. Schlussbemerkung: Transitive vs. intransitive Macht

Während Weber Machtverständnis ein Nullsummenspiel von transativer Über- und Unterordnung war, erkennen wir schnell, dass Arendts Machttheorie am besten als intransitiv zu klassifizieren ist. Die Gemeinschaft ist bei ihr eine Art Machtgenerator, denn durch das Zusammenspiel mehrerer werden die gegenseitigen Machtbeziehungen zum Vorteil der Gruppe – im Idealfall – verstärkt. Macht ist selbstreferentiell und bezieht sich auch auf die Gruppe als Ganzes. Macht erzeugt Gegenmacht, die sich gegenseitig beeinflussen und verstärken, da Webers starres Gerüst von unbedingtem Gehorsam und Disziplin wegfällt. Macht ist

Arendt's Concept and Description of Totalitarianism. in: Grunenberg, Antonia (Hrsg.): Totalitäre Herrschaft und republikanische Demokratie. Fünfzig Jahre *The Origins of Totalitarianism* von Hannah Arendt. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 95 – 119.

¹⁰⁵ Arendt (1970), S. 86 (Hervorhebung im Original).

¹⁰⁶ Vgl. ebd., S. 57 und Kallscheuer, Otto (2003): Denken ohne Geländer. Hannah Arendts Wahrnehmung des Totalitarismus als Durchbruch zu politischem Denken. in: Grunenberg, Antonia (Hrsg.): Totalitäre Herrschaft und republikanische Demokratie. Fünfzig Jahre *The Origins of Totalitarianism* von Hannah Arendt. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 25. Nach den Ansichten von Roy T. Tsao lässt sich der Totalitarismus nach dem Modell Arendts in die drei Phasen des Rassenimperialismus, des wahren Totalitarismus und schließlich der Ideologie- und Terrorherrschaft einteilen, die allesamt die Folge der Entkopplung von Gewalt und Macht nach dem von Arendt erarbeiteten Muster sind. Siehe dazu Tsao, Roy T. (2003): The Three Phases of Arendt's Theory of Totalitarianism. in: Grunenberg, Antonia (Hrsg.): Totalitäre Herrschaft und republikanische Demokratie. Fünfzig Jahre *The Origins of Totalitarianism* von Hannah Arendt. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 59/60, 64, 72/73. Die Schwächen von Arendts Thesen sollen hier nur am Rande bemerkt werden, nämlich dass Macht als ausschließlicher Konversationsprozess wohl ein nicht zu realisierender Idealtypus ist und sich darüber hinaus auch kein gesellschaftlicher Konsens über jegliche Form der Machtausübung herstellen lässt. Ein politisches System mit seinen Institutionen und administrativen Gewaltstrukturen könnte durch den beständigen Legitimationszwang nicht überleben. Vgl. dazu auch Habermas (1986), S- 87 – 89.

„self-empowerment“¹⁰⁷ des Kollektivs, nicht bloßes Instrument zur Zielerreichung, sondern Mittel zum eigenen Zweck. Eine politische Einheit kann nicht über einen längeren Zeitraum ohne diese Form von Macht existieren, was auch Arendts Obsession mit der Unterscheidung von Macht und Gewalt verständlich macht, die einander ausschließen.¹⁰⁸ Arendt war somit die Vorreiterin eines intransitiven Machtkonzeptes, für das sie die normativen Grundlagen erarbeitete. Ihre diesbezüglichen Thesen beeinflussten unter anderem auch die Arbeiten zum Thema Macht von Luhmann und Foucault.

2.3. Niklas Luhmanns kommunikatives Machtverständnis:

2.3.1. Macht als Kommunikationsmedium

Bereits Bertrand Russel nannte Macht „the production of intended effects.“¹⁰⁹ Wesentliche Impulse verdankt die Machtanalyse auch den Arbeiten von Niklas Luhmann, die Russels Idee der gezielten Beeinflussung des jeweils anderen mit Blick auf ein vom Beeinflussenden erwünschtes Ergebnis implizit weiterführen. Besonders durch sein Buch mit dem schlichten Titel *Macht* (1975) und dessen makrosoziologischem Ansatz hat Luhmann wesentlich zu einer fruchtbaren akademischen Diskussion über dieses diffuse Phänomen beigetragen. Interessant vor dem Hintergrund der vorliegenden Schrift ist Luhmanns Ansatz schon deswegen, da er Macht als „symbolisch generalisiertes Medium der Kommunikation“¹¹⁰ auffasst, was sich in seinem politisch-kulturellen Verständnis gut in den Theorierahmen dieser Schrift einfügt.

Basisthese Luhmanns ist, dass sich Machtbeziehungen parallel zur Ausdifferenzierung allgemeinerer kommunikativer Beziehungen in Form von Sprache und Schrift entwickeln. Beide dienen dazu, im Rahmen der eigenen Selektivität und der des Adressaten der Botschaft den eigenen Systemzustand zu kommunizieren. Am Anfang kommunikativer Beziehungen steht natürlich die Sprache selbst. Doch sie allein ist ungeeignet für die Erfassung und Darstellung aller möglichen kommunikativen Elemente. Deswegen wird Sprache in einfachen Kulturen ergänzt durch lebenswirkliche Konstrukte, die sich auf die Selbstverständ-

¹⁰⁷ Vgl. Goehler (2000), S. 45.

¹⁰⁸ Vgl. ebd., S. 45/46.

¹⁰⁹ Russel, Bertrand (1986); *The Forms of Power*. in: Lukes, Steven (Hrsg.): *Power*. Oxford: Basil Blackwell, S. 19.

¹¹⁰ Luhmann, Niklas (2003³): *Macht*. Stuttgart: Lucius & Lucius, S. 3.

lichkeiten der Kommunikation beziehen, so dass diese nicht immer wieder aufs Neue verbalisiert werden müssen. Erst in höher entwickelten Gesellschaften treten als Zusatzmechanismen für Sprache symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien auf wie *Macht* oder *Wahrheit*, die Einfluss nehmen können auf die Selektionsmechanismen anderer wie Sprache allein es nicht könnte. Die Ausbildung eines Schriftsystems ist dabei von entscheidender Bedeutung, da sie das Kommunikationspotential einer Gesellschaft potenziert, so dass direkte Verbal-kommunikation nicht mehr ausreicht. Ordnend treten also symbolisierte generalisierte Kommunikationsmedien hinzu. Diese Medien sind also Zusatzeinrichtungen zu Sprache zur Steuerung von Selektionsleistungen, also zur Steuerung der Annahme oder Verweigerung von kommunikativen Offerten durch gezielte motive Beeinflussung. Wichtig ist dabei, dass – im einfachsten Falle - beide Kommunikationspartner Selektionsleistungen vollziehen und von den Leistungen des anderen wissen. Nur so entsteht die Situation, dass Macht genutzt wird, um die selektiven Schranken des anderen zu umgehen, und eine Entscheidung nach den eigenen Wünschen beim Gegenüber herbeizuführen. Macht ist somit Steuerung der Alternativenwahl durch einen Machthaber gegenüber einem Machtbetroffenen, die aber beide mehrere Handlungsmöglichkeiten haben müssen. Macht reduziert demzufolge die Komplexität zweier einander gegenüberstehender Selektionsmodelle und ermöglicht so gezielte Beeinflussung. Reduziert die Intervention des Machthabers die Alternativenzahl des Betroffenen allerdings auf Null, so spricht Luhmann von Zwang. In diesem Moment verliert Macht ihre Funktion, zwischen zwei Selektionsentitäten zu vermitteln und wird unilateral. Der Machthaber steuert nicht mehr hin in Richtung auf eine gewünschte Alternative des Betroffenen, sondern selektiert und entscheidet selbst, da dem anderen keine Alternativen mehr offen stehen.¹¹¹

¹¹¹ Vgl. ebd., S. 2 – 9, 11. Dieser Zusammenhang von Macht und Gewalt und der Umstand, dass Gewalt die Wirkungen der Macht negiert, ist uns schon bei Hannah Arendt begegnet. Neu bei Luhmann ist die Klassifikation von Gewalt als Generalisierung des Macht-Codes. Macht wird konstituiert durch die Verteilung von Präferenzen und hängt daher inhaltlich von Präferenzkonstellationen ab. Anders formuliert: Macht konstituiert sich durch die innerhalb der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung anfallenden Präferenzkonstellationen der Individuen. Was aber, wenn die fortschreitende soziale Ausdifferenzierung zu einer Fragmentierung der Macht führt? Dann muss der Macht-Code selbst generalisiert, d. h. von der konkreten Situation, der sozialen Ausdifferenzierung, selbst unabhängiger gemacht werden. Universell und gesamtgesellschaftlich gesehen bietet sich hier als Machtgrundlage auch physische Gewalt an. In der Gestalt des physischen Zwangs, so wurde schon ausgeführt, annulliert Gewalt die Macht. Gewalt ist somit die Verbindung des symbolischen Kommunikationsmediums

Je mehr Entscheidungen zur machtmäßigen Durchsetzung dem Machthaber gegenüber einem Betroffenen mit vielen Alternativen offen stehen, desto größer ist seine Macht. Um diese komplexen interaktiven Selektionsvorgänge zu kanalisieren und nicht ständig neu austragen zu müssen, hat die Gesellschaft Substitute mit vordefinierten Machtbeziehungen und –gefallen geschaffen, wie z. B. Hierarchien und Gesetzes- bzw. Rechtsfiguren, welche die Alternativen der Akteure von vornherein festlegen, indem sie eine bestimmte Machtverteilung unterstellen. Auch Rechtssprechung und Institutionen können Teil Symbolischer Politik sein. Macht, ob direkt oder substituiert, stellt somit eine Neutralisierung des Willens des Betroffenen dar, indem sie versucht, mögliche Wirkungsketten gegen die möglichen Alternativen des Betroffenen durchzusetzen. Sie ist somit nicht bloße Ursache einer Aktion, sondern mehr ein Katalysator, der das Eintreten einer bestimmten Sachlage beschleunigt und wahrscheinlicher macht.¹¹²

2.3.2. Handlungsbezug

Gemäß den Ansichten Luhmanns unterscheidet sich Macht als Kommunikationsmedium von anderen dadurch, dass sie auf beiden Seiten der Beziehung Partner voraussetzt, die beide danach streben, Komplexität der Kommunikation durch Handeln zu reduzieren. Eine Beschreibung der Funktion von Macht als einseitiger

Macht zur organischen Ebene. Sie ermöglicht damit die Ausdifferenzierung spezifischer politischer Macht parallel zur steigenden Ausdifferenzierung der Gesellschaft. Eine Ausartung von Macht in physische Gewalt muss jedoch, laut Luhmann, stets und mit allen Mitteln verhindert werden. Vgl. ebd., S. 60/61. und Brodocz, André (1998): Mächtige Kommunikation in Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme. in: Imbusch, Peter (Hrsg.): Macht und Herrschaft. Sozialwissenschaftliche Konzeptionen und Theorien. Opladen: Leske + Budrich, S. 188/189. Dass die kommunikative Natur von Macht in der Form von Beeinflussung einer Agenda von Alternativen auch weiterhin eine große Bedeutung besitzt, zeigt sich auch in dem aktuellen Artikel des amerikanischen Politikwissenschaftlers Terry Moe, der einen stärkeren Einbezug der Analyse von Macht bei der Untersuchung von politischen Institutionen anmahnt. Bislang herrscht dabei nämlich der *rational choice*-Ansatz als Erklärungsmodell für den Zusammenschluss von Individuen und die Funktionsweise politischer Institutionen vor, der das Phänomen „Macht“ nur peripher behandelt. Siehe dazu Moe, Terry M. (2005): Power and Political Institutions. in: Perspectives on Politics, June 2005, Vol. 3/No. 2. New York: Cambridge UP, S. 227. Jenes Machtverständnis, die Beeinflussung der Entscheidungsagenda zur Beibehaltung des *status quo* - liegt besonders den Thesen von Murray Edelman zur Symbolischen Politik zugrunde wie noch zu zeigen sein wird.

¹¹² Vgl. Luhmann (2003³), S. 10, 12 und Brodocz (1998), S. 187. Luhmann unterstreicht in diesem Zusammenhang auch, wie falsch es ist, Macht einem bestimmten Individuum zuzuschreiben. Macht ist vielmehr eine codegesteuerte Kommunikation, die zwischen zwei oder mehr Partnern stattfindet. Tritt eine bestimmte Sachlage durch die Beeinflussung gegenseitiger Selektionsmechanismen ein, so ist dies genauso dem Machthaber wie auch dem Betroffenen zuzuschreiben. Traditionell wird jedoch das Zustandekommen allein dem Machthaber zugeschrieben, was die Interaktivität des Machtprozesses unberücksichtigt lässt. Vgl. Luhmann (2003³), S. 15/16.

Versuch, den Unterworfenen zur Umsetzung des eigenen Willens unter Missachtung der dem Unterworfenen zur Verfügung stehenden Alternativen zu bewegen, wäre demnach unzureichend. Auch der Machthaber selbst ist nicht unabhängig von den Konsequenzen seiner Handlungen, obwohl man ihm intuitiv das Handlungsprimat und somit eine gewisse Unverletzlichkeit zuschreibt. Auch er muss motiviert werden, denn ihm werden, basierend auf den Ergebnissen seines Tuns, gewisse Motive unterstellt und Erfolg und gerade Misserfolg allein zugeordnet:

Macht instrumentiert also nicht einen schon vorhandenen Willen, sie erzeugt diesen Willen erst und sie kann ihn verpflichten, kann ihn binden, kann ihn zur Absorption von Risiken und Unsicherheiten bringen, kann ihn sogar in Versuchung führen und scheitern lassen.¹¹³

Somit legt erst der Kommunikationsprozess selbst mit der Machtausübung die Motive fest. Vordefinierte Rollen, Positionsbeschreibungen etc. sind also nur Artikulationsmedien.¹¹⁴ Deshalb ist Macht auch sehr anfällig gegenüber Informationen, die auf eine andere als die vom Machthaber intendierte Alternativenwahl der Machtunterworfenen verweisen. Es findet dann eine Metakommunikation nicht mehr durch seine Macht, sondern über seine Machtausübung und ihre Effizienz statt, die seinen Status zu unterminieren vermag. Sobald Macht explizit formuliert werden muss – so Luhmann – ist der erste Schritt in Richtung Zwang und somit in Richtung der Vernichtung von Macht schon getan, da sich Zwang und Macht in Bezug auf die Beeinflussung der Alternativenwahl der Betroffenen ausschließen.¹¹⁵

2.3.3. Generalisierung von Macht

Macht ist ein Code, so Luhmann. Die Steigerungsmöglichkeit dieser Codefunktion knüpft an das Generalisierungspotential der Symbole des Codes an. Je höher die Generalisierung, desto größer die relative Situationsfreiheit der Machtbeziehung, so dass eine Neuorientierung von Fall zu Fall vermieden und die Effizienz der Machtausübung gesteigert werden kann.¹¹⁶ Unter Symbolisierung versteht

¹¹³ Ebd., S. 21.

¹¹⁴ Vgl. ebd., S. 19 – 21.

¹¹⁵ Vgl. ebd., S. 26

¹¹⁶ Vgl. ebd., S. 31/32. Im interaktionellen Sinne ist Macht stets ein Code, da sie der angestrebten Handlungsselektion durch eine für einen Code typische Duplizierung der Möglichkei-

Luhmann eine Vereinfachung einer komplexen Interaktionslage, die dadurch als Einheit erlebbar wird, anstatt in all ihren Details und Subeinheiten erfasst werden zu müssen. Die bereits analysierten Bedingungen für das Vorhandensein von Macht können nicht stets im Bewusstsein der Machtpartner prävalent sein, weil dies den Machtablauf behindern würde. Sie müssen als Symbole vereinfacht vorausgesetzt werden, entweder als Wortsymbole, Zeichen oder auch durch bestimmte Personen, die *qua* Identität mit Macht (auch Kraft oder Potenz genannt) ausgestattet sind: „Symbolisierung als solche ist unerlässliches Requisite der Machtbildung.“¹¹⁷

Macht drückt sich demnach in symbolisch generalisiertem Einfluss aus, der mehrere Formen annehmen kann. So bezeichnet „Autorität“ im Sinne Luhmanns eine Chancendifferenzierung durch vorheriges Handeln, d. h. dass aus zuvor erfolgreicher einflussnehmender Kommunikation eine gewisse Erwartungshaltung resultiert, die einem Individuum eine herausgehobene Stellung verleiht. Auch *Reputation* kann eine Generalisierung von Macht sein, da angenommen wird, dass rationale Gründe für die Ausübung von Macht angegeben werden können, so dass dem Handelnden relativ unkritisch gegenübergestellt wird, was ihm Freiräume schafft. „Führung“ schließlich ist nach Luhmann die Bereitschaft einem Individuum auf der Basis zu folgen, dass auch andere dies tun und getan haben, was auf einen gruppenspezifischen Aspekt hinweist. Der Führer ist nicht mehr von Folgsamkeitsbedingungen abhängig, die ein Einzelner ihm diktieren könnte. Das Individuum verliert an Bedeutung, und die gesamte folgende Gruppe müsste sich schon aufwendig organisieren, um Bedingungen vorgeben zu können.¹¹⁸ Mithilfe dieser Generalisierungsstrategien wird Macht universell einsetzbar und enteignet sich der Notwendigkeit einer direkten Interaktion, um wirksam werden zu können.

ten eine Vermeidungsalternative zuordnet. Kurz: Jedem Wollen des Machthabers wird beim Unterworfenen die Alternative des Nichtwollens zugeordnet; dieser Konflikt – auch „binärer Schematismus“ (Luhmann) genannt – wird durch Macht als Kommunikations- und Steuerungsmittel gelöst. Ebd., S. 34.

¹¹⁷ Ebd., S. 32. Vgl. inhaltlich auch S. 36/37.

¹¹⁸ Vgl. ebd., S. 75/76 und MacGregor Burns, James (1979): *Power and Politics – An Overview*. in: Harward, Donald W. (Hrsg.): *Power: Its Nature, Its Use, and Its Limits*. Cambridge (Mass.): Schenkman, S. 59/60.

2.3.4. Machtrisiken

Vor dem Hintergrund, dass Macht Einflussnahme auf Selektionsmuster und Präferenzen bedeutet, liegt ein Risiko in möglichen Fehlleistungen, besonders bei einer großen Bandbreite von Selektions- und somit Einflussmöglichkeiten. Der Verdacht liegt immer beim Machthaber, da Macht dort zentralisiert vorkommt. Es ist also die Schaffung eines Standards vonnöten, der die Einflussnahme auf die Selektionsmuster in Perspektive stellt und bewertet. Die politische Theorie entwickelter Demokratien wie jene in dieser Dissertation behandelten trägt dem durch die Schaffung einer verfassungsgebundenen Ethik ihrer Institutionen Rechnung, die die Einflussmöglichkeiten der „Mächtigen“ *ex anteriori* vordefiniert und *a posteriori* einer Prüfung unterzieht.

Liegt das Hauptaugenmerk immer auf der Situation von zuviel Macht, so sieht sich unsere Gesellschaft heute durchaus auch dem Problem von zuwenig Macht gegenüber. Mit der gesellschaftlichen Entwicklung geht ebenfalls ein rapide ansteigender Entscheidungsbedarf einher, der nicht mehr bewältigt werden kann, zumal der Entscheidungsablauf kaum mehr chronologisch-linearer, sondern simultaner Natur ist. Es ist somit nötig, Entscheidungsleistungen und -ketten sachlich wie auch zeitlich zu koordinieren und zu übertragen, damit die Effizienz von Machtbeziehungen erhalten werden kann. Intervenierend greifen dabei zwei Machttypen ein, die gerade durch die Endlichkeit der Entscheidungskapazitäten entstehen: die „Blockier“- und die „Nichtentscheidungsmacht“, wie Luhmann sie nennt. Innerhalb langer Machtketten kann die Blockiermacht den Entscheidungsprozess unterbinden und somit notwendige Entscheidungen in eigenem Interesse verzögern, während die Nichtentscheidungsmacht an den wichtigen Endpunkten der Machtketten einfach keine Entscheidung zustande kommen lässt. Kurz: Macht lässt offensichtlich werden, dass ihre faktischen Entscheidungen hinter ihren theoretischen Möglichkeiten aufgrund steigender sachlicher und zeitlicher Komplexität zurückbleiben, was ihre Bedeutung unterminiert. Das dadurch entstehende Entscheidungsvakuum lässt Raum für Krisen und Konflikte, die durch rechtzeitige Machtausübung nach Luhmanns Verständnis hätten vermieden werden können.¹¹⁹

¹¹⁹ Vgl. ebd., S. 81, 83 – 86, 88 und Brodocz (1998), S. 193.

2.3.5. Machtrelevanz und –organisation im Gemeinwesen

Es wurde bereits gesagt, dass das Bezugssystem von Macht als Kommunikationssystem die Gesellschaft ist, denn wo auch immer Menschen miteinander kommunizieren, geht es um den Austausch von Präferenzen gemäß individueller Selektionskriterien; besonders dann, wenn es um die Möglichkeit geht, sich gegenseitig zu benachteiligen in dem gegenseitigen Glauben, dadurch einen individuellen Vorteil zu erlangen. Deswegen „[ist] Macht ein lebensweltliches Universale gesellschaftlicher Existenz.“¹²⁰ Sie gehört zu den Aspekten der Gesellschaft, die zwangsläufige evolutionäre Errungenschaften darstellen von dem Weg einer archaischen zu einer hochentwickelten Gesellschaftsform, und sie betrifft nicht nur die Politik, sondern alle sozialen Beziehungen im Allgemeinen. Im Staatswesen findet sich Macht in kumulierter Form, doch im Gegensatz zu Webers legitimmem Gewaltmonopol verneint Luhmann die Existenz eines staatlichen Machtmonopols. Vielmehr ist ein Großteil sozialer Macht auf andere Institutionen in wirtschaftlichen und familiären Bereich verteilt, was problematisch sein kann, wenn diese Macht sich effektiver Kontrolle entzieht und in Gewalt ausartet, da ihr keine wir auch immer gearteten gemeinwohlorientierten Leitmuster zugrunde liegen.¹²¹

Auch wenn Macht als gesamtgesellschaftliche Universale gelten kann, so ist doch nicht immer eine Betrachtungsweise der obersten aggregierten Ebene sinnvoll, denn genauso wie die Politik, in der sich Macht vollzieht, nur ein Teilsystem der Gesellschaft ist, so vollzieht sich Macht auch in den politischen Subsystemen, die wir in Übereinstimmung mit Luhmann als Institutionen bezeichnen wollen. Die (Re-)organisation von Machtbeziehungen in kleinere Einheiten kann der verbesserten Selektionsübertragung dienen, da sich die Machtketten verkürzen. Durch die Institutionen, die sich innerhalb eines vordefinierten Organisationsschemas¹²² bewegen, kann der gesamtgesellschaftlichen Bedeutung von Macht sehr viel besser Rechnung getragen werden, als wenn die Machtausüben-

¹²⁰ Ebd., S. 90.

¹²¹ Vgl. ebd., S. 90 – 92 und Brodocz (1998), S. 190.

¹²² Luhmann definiert „Organisation“ als „eine bestimmte Weise der Systembildung durch Steigerung und Reduktion von Kontingenzen [= Zufälligkeiten, Möglichkeiten]. Dieses Prinzip setzt sich im Inneren der Organisationssysteme fort und wird ausformuliert über die Identifikation von ‚Stellen‘. Jede Stelle präsentiert einen Verknüpfungspunkt von kontingenten Verhaltensprogrammen [...], und kontingenten Kommunikationsbeziehungen mit je einer kontingenten Person.“ Vgl. Luhmann (2003³), S. 100.

den stets bei jeder Entscheidung das soziale Gesamtbild im Auge haben müssen. Somit führen – im Idealfall – die auf den Subebenen stattfindenden und später aggregierten Machtbeziehungen nicht nur zu einer Effizienz im Machtgebrauch auf den direkt betroffenen, sondern auch den nächst höheren Ebenen bis hin zum gesamten Gemeinwesen. Je nach der Bestimmung der Institutionen erfolgt in ihnen die Konvertierung des Mediums Macht in ein anderes Kommunikationsmedium. Vereinfacht gesagt, konvertiert somit ein Ministerium das gesamtsystemische Medium Macht je nach seiner Aufgabe in Wissen (Bildungsministerium) oder Wahrheit/Gerechtigkeit (Justizministerium).¹²³ Sobald Macht jedoch institutionalisiert wird, dient sie auch dem Erhalt der Institution selbst, d. h. das Potential, das Macht zum Selbstzweck wird, besteht. Macht wird nicht mehr zur Verwirklichung des Organisationsziels eingesetzt, sondern auch, um die Stellen- und Weisungsgefüge innerhalb der Organisation durchzusetzen. Macht kann somit auch Gegenmacht erzeugen, wenn sie auf einer anderen als der höchsten Betrachtungsebene stattfindet, da hier die interagierenden Einheiten in viel größerer Nähe kommunizieren, einander beeinflussen können, und es somit auch unter den Untergebenen Machtverhältnisse gibt.¹²⁴

2.3.6. Schlussbemerkung

Es wird somit deutlich, dass bei Luhmann bereits die symbolischen Aspekte von Macht und Organisation angesprochen werden. Macht selbst ist bei Luhmann als Symbol zu verstehen, das benutzt wird, um die Kommunikations- und Interaktionsbeziehungen von zwei oder mehreren Partner zu gestalten. Im Gegensatz zu bloßer Herrschaft, die er eher in agrarischen Gesellschaften ansiedelt, ist Macht eine generalisierte Fähigkeit, ein Austauschmedium, um die Alternativenwahl des Partners zu beeinflussen. Macht bezieht sich bei Luhmann nicht auf soziale Schichtung, sondern vollzieht sich besonders effektiv in formalen Organisationen, wo sie die organisatorischen Kontingenzen auf einer Subebene und schließlich in kumulierter Form auch auf der höchsten, gesamtgesellschaftlichen Ebene reduziert.¹²⁵

¹²³ Vgl. ebd., S. 101/202.

¹²⁴ Vgl. ebd., S. 107/108, 112.

¹²⁵ Vgl. Rolshausen, Claus (1997): Macht und Herrschaft. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 10. Details zu Herrschaft bei Hammer (1979), S. 22 – 24.

2.4. Michel Foucaults Machtverständnis:

2.4.1. *Machtbasis und -kategorien*

Einer der Philosophen und Gesellschaftsforscher, die sich am intensivsten mit dem Begriff der Macht und dem damit verbundenen Bedeutungsfeld von Gewalt, Strafe und der damit verbundenen Einflüsse auf die Politik beschäftigt haben, ist Michel Foucault. Der wissenschaftliche Diskurs über die Natur und das Wesen der Macht und die Möglichkeiten der Analyse ist mehr als umfangreich. Für Foucault läuft dieser Diskurs jedoch zentral auf die Frage zu:

Wie sieht diese Macht aus, die in all ihrer Gewalttätigkeit, Kraft, Schärfe und Absurdität in den letzten vierzig Jahren konkret zu beobachten war, im Zusammenbruch des Nazismus ebenso wie im Rückgang des Stalinismus. Was ist die Macht?¹²⁶

Zentraler Ansatz Foucaults bei der Beantwortung dieser Frage ist steht der Konnex traditioneller Machterklärungen zu dem, was er „Ökonomismus“ in der Machttheorie nennt.¹²⁷ In diesem Konzept fließen scheinbar die beiden Hauptströmungen, die Foucault im Diskurs über die Macht anerkennt, nämlich die rechtlich liberale Konzeption der Philosophen des 18. Jhds. und die marxistische Konzeption zusammen. Die klassische Machttheorie – so Foucault – geht davon aus, dass Macht ein Recht ist, über das man wie ein Gut verfügen kann und welches man somit auch durch einen Vertragsakt abtreten oder veräußern kann, um wahre politische Macht bzw. Souveränität zu erlangen. Politische Macht konstituiert sich somit in der Art eines Tauschvorgangs, der eine Beziehung zwischen Macht und Gütern und Macht und Reichtum herstellt. Die marxistische Machtkonzeption hingegen kennt stattdessen eine „ökonomische Funktionalität“ der Macht.¹²⁸ Gemäß des traditionellen marxistischen Weltbilds dient Macht dazu, ein bestehendes Produktionsverhältnis zu konstituieren und ein damit korrespondierendes Klassensystem zu schaffen, welches auf der Aneignung der Produktivkräfte durch eine bestimmte gesellschaftliche Gruppe beruht. Im ersten Falle erhalten wir also eine politische Macht, die formal auf Tauschprozessen und der Ökonomie beruht, und im zweiten Falle eine Macht, die ausschließlich historisch auf ökonomischen Verhältnissen fußt. Sich auf beide Kon-

¹²⁶ Foucault, Michel (1999): In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France (1975 – 1976). Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 22/23.

¹²⁷ Vgl. ebd., S. 23.

¹²⁸ Vgl. ebd., S. 24.

zepte beziehend, scheint Macht somit die Ökonomie zu stützen und in ein gesellschaftliches Ordnungsmodell zu transformieren und gleichzeitig als Art Ware getauscht zu werden und in der Gesellschaft zu zirkulieren.

Wenn wir den ökonomistischen Ansatz verlassen, so sind die Hinweise auf die Natur der Macht nach Foucault relativ rar. Wenn sie also nicht getauscht wird wie ein Gut, so wird Macht ausgeübt und existiert nur im Vollzug. Weiterhin reproduziert sie nicht nur bestehende wirtschaftliche Machtverhältnisse, sondern konstituiert selbst neue und politische Machtverhältnisse: „[...] wo vollzieht sich diese Ausübung? Worin besteht sie? Worin besteht ihr Mechanismus?“¹²⁹

Eine offensichtliche Antwort auf dieses neue, sekundäre Konglomerat von Fragen ist scheinbar einfach und für Foucaults Arbeiten typisch: Macht ist Unterdrückung; Unterdrückung von Klassen, Individuen, Instinkten usw. Eine Analyse der Macht muss also zwangsläufig eine Analyse bestehender sozialer Repressionsmechanismen sein, die sich nicht als Vertrag oder Produktionsverhältnis, sondern eher in den Kategorien von Kampf, Konflikt und Krieg erschließt. Somit wäre Macht nicht nur Repression, sondern auch Krieg; sogar ein beständiger Krieg ohne den Einsatz von Waffen.¹³⁰ Zum einen bedeutet dies, dass bestehende Machtverhältnisse die nachhaltigen Manifestierungen eines ungleichen Kräfteverhältnisses sind, wie sie sich in einem ausgefochtenen oder immanenten Krieg als Kristallisationspunkt darstellen. Politische Macht hätte demzufolge die Aufgabe, militärische Auseinandersetzungen zu verhindern, die dadurch entstehenden Kräfteverhältnisse aber im Stillen zu manifestieren und in die nationalen und internationalen Institutionen hineinzutransportieren, die der Macht als Transmissionsriemen dienen.¹³¹ Desweiteren impliziert dies, dass alle Politik mit ihren Konflikten und Auseinandersetzungen, auch wenn sie unter dem Deckman-

¹²⁹ Ebd., S. 25. Vgl. inhaltlich auch Kneer, Georg (1998): Die Analytik der Macht bei Michel Foucault. in: Imbusch, Peter (Hrsg.): Macht und Herrschaft. Sozialwissenschaftliche Konzeptionen und Theorien. Opladen: Leske + Budrich, S. 241/242.

¹³⁰ Foucault weist darauf hin, dass die Hypothese, Macht sei wie eine Art Krieg, aber nur mit anderen Mitteln, eine Umkehrung des von Clausewitz'schen Diktums aus dem 19. Jahrhundert ist, dass der Krieg lediglich die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln sei, eben ein veritables politisches Instrument und nicht nur eine unschöne *ultima ratio*. Vgl. dazu Foucault (1999), S. 26 unter Verweis auf Clausewitz, Carl von (1832): Vom Kriege. Buch I. Berlin: o. V., S. 28.

¹³¹ Wir werden bei der Beschäftigung mit Murray Edelman, einem der Wegbereiter der Symbolischen Politiktheorie, noch sehen, dass eben diese Manifestierung bestehender Machtverteilungen und sozialer Ungerechtigkeiten zentrales Motiv für die Anwendung Symbolischer Politik ist. Foucaults Thesen greifen somit zentral in die Grundüberlegungen über politischen Symbolismus ein [Anm. des Verfassers].

tel ziviler Friedfertigkeit stattfindet, lediglich ewiglich fortgeschriebene Episoden ein und desselben Krieges wären, den fortzuschreiben sie verpflichtet wäre, um sich selbst zu erhalten. Dieses ständige Verhaftetsein in einem vergangenen Krieg, das sich bemüht, selbst größte politische Umwälzungen als Fortschreibung dieses Konfliktes mit dem durch ihn manifestierten Kräfteverhältnis in Einklang zu bringen, läuft schlussendlich auf einen neuen Endkampf, eine neue militärische Auseinandersetzung unbekanntem Ausmaßes hin, die alle politischen Gegensätze ein für allemal löst.

Beide hypothetischen Kernthesen, die der Macht als Unterdrückung und die des Krieges als Grundlage bestehender Machtverhältnisse, lassen sich dahingehend vereinen, dass ethnische, ideologische oder religiöse Repression oft die politische Folge eines Krieges in Form politischen Rechts sind. Es stehen sich somit gegenüber das Verständnis des 18. Jhds., in dem Macht per Vertrag an die Souveränität in Form von politischer Macht abgetreten wird und in Unterdrückung umschlägt, wenn die vertraglichen Grenzen überschritten werden, und das Macht-Krieg-Konzept, in dem Repression eine Art „Pseudofrieden“ ist, um die durch den Krieg manifestierten Herrschaftsverhältnisse dauerhaft zu stabilisieren. Wie bereits angedeutet, vollzieht sich die Analyse von Macht demnach entweder innerhalb des Vertrag-Oppression-Rasters mit den Gegensätzen legitimer oder illegitimer Macht oder innerhalb des Krieg-Repression-Rasters mit dem Gegensatz von Kampf und Unterwerfung.¹³²

2.4.2. Macht und Legitimation/Macht und Souveränität

Über das Konzept des Krieges als machtkonstituierendes Medium, oder – wie Foucault selbst sagt – als „Grundlage der Zivilgesellschaft“ und „Prinzip und Motor der Ausübung politischer Macht“ hinaus steht ebenfalls die Ansicht zur Diskussion, dass es Aufgabe der Macht in modernen Gesellschaften ist, die politische Ordnung gegen scheinbar zersetzende Kräfte zu verteidigen. Ist dies not-

¹³² Vgl. Foucault (1999), S. 27/28. Für weitere Details vgl. auch den Aufsatz von Foucault, Michel (1991): Governmentality. in: Burchell, Graham/Gordon, Colin/Miller, Peter: The Foucault Effect. Studies in Governmentality. Chicago: Chicago UP, S. 87 – 104. Das Zentrum von Foucaults Forschung lag viele Jahre auf dem Kampf-Repressions-Modell, z. B. in Bezug auf dessen Ausformung im Strafvollzug als eine Form der Repression. Foucault selbst aber räumte Zeit seines Lebens ein, dass dieses Modell der stetigen Überprüfung bedürfe und seine Theorien deshalb keinesfalls ausgereift seien. Diese Selbstkritik setzt bereits bei den Begriffen „Krieg“ und „Unterdrückung“ als solche an, da deren Definition ebenfalls in beständigem Fluss sei.

wendig, oder auch nur ein illegitimer Unterdrückungsmechanismus? Welchen Rechtsregeln unterliegt Macht, und welche Macht kann Wahrheitsdiskurse produzieren? Kurz: Was konstituiert Souveränität, in deren Namen Recht geschaffen, Recht gesprochen und Abweichendes verbannt wird? Eine für unseren Untersuchungsgegenstand sehr zentrale Frage.

Foucault sagt, dass wir gezwungen sind, Macht über die Produktion von Wahrheit auszuüben, da dies das Ultimative ist, dass man mit Macht erreichen kann. So definiert sich auch die Rechtsmacht, deren Aufgabe es vereinfacht gesagt ist, die Bürger zu zwingen, das Rechte zu tun und die Wahrheit zu sagen. Das Rechtsgebäude westlicher Gesellschaften beruht im Wesentlichen auf der Ausgestaltung rund um die Macht: Zuerst ging es um deren Formulierung zur Begünstigung der Macht und später um ein Rechtsgebäude, um die Macht des Monarchen zu beschränken.¹³³

In Anlehnung an Foucault können somit zwei Typen von Souveränität unterschieden werden, nämlich die des Monarchen und die des Volkes. In der Regel verlief der Verfall der einen zugunsten der anderen Institution. Wenn Macht also die Souveränität bedeutet, den eigenen Wahrheitsanspruch als legitim erscheinen zu lassen, so ergeben sich daraus vier Dimensionen von Souveränität, die Foucault als die historischen bezeichnet. Bis zur Französischen Revolution war die Souveränitätsmacht nacheinander der effektive Machmechanismus der feudalen Monarchien, dann der der administrativen Monarchien, anschließend im 16. und 17. Jhd. ein auf Royalisten- und Republikanenseite umstrittenes Legitimationsinstrument und als letztes schließlich im Gewande der Volkssouveränität bis heute Grundstein der parlamentarischen Demokratien. Diese Kategorien vollziehen eine Atomisierung des Machtbegriffes nach, nämlich von einer Macht zur Zeit feudaler Monarchien, die den gesamten sozialen Korpus abdeckte, indem sie sich als Herrscher-Untertan-Dichotomie darstellen ließ, wurde die Person des Souveräns zunehmend unbedeutender, und ihre Funktion ging schließlich auf den gesamten sozialen Korpus des Staates als Versammlung von Individuen unter einer nationalen Idee über. Dieses Konzept beruhte eher auf den materiellen Voraussetzungen des Einzelnen und der damit verbundenen Möglichkeit der Emanzipation als auf der Person eines von Gott legitimierten

¹³³ Vgl. Foucault, Michel (1989): *Disciplinary Power and Subjection*. in: Lukes, Steven (Hrsg.): *Power*: Oxford: Basil Blackwell, S. 230.

Monarchen. Wenn wir also Souveränität, so wie Foucault es begrifflich tut, eher mit der alten Ordnung identifizieren, so bezeichnen wir die neue Ordnung, diesen neuen Typus der Macht, der primär materiell und nicht ideell geprägt ist, als Disziplinarmacht: die Herrschaft des Materiellen über das Materielle. Der Grund, warum die subjektive, d. h. auf eine Person zugeschnittene, Souveränität als Machtform nicht vollständig von der Disziplinarmacht aufgelöst wurde, liegt darin, dass sie weiterhin unter neuen Vorzeichen als Kritikform an der Monarchie Bestand hatte. Durch die Umbenennung in z. B. Volkssouveränität passte sie sich den neuen Gegebenheiten an. Aus ihr heraus entwickelten sich neue objektive Rechtssysteme für den Disziplinarstaat, die aber wie der *Code Napoléon* auf dem alten Souveränitätsgedanken fußen, da sie eine historische Legitimation erfuhren. Wir haben also gleichzeitig eine Aufteilung von Souveränität alter Prägung auf viele soziale Teilbereiche und Institutionen und ein enges Raster disziplinarischer Zwänge, die auf einer entsprechenden Rechtsordnung fußen. Macht vollzieht sich somit in einem freien Spiel von delegierter Souveränität und disziplinarischen Maßnahmen, die den einen Handlungsgewalt über andere geben und damit die Möglichkeit, genau das zu tun, was Weber als Macht definiert, nämlich die eignen Vorstellungen gegenüber anderen durchzusetzen. Sich der Macht zu widersetzen, so auch Foucault, ist quasi nicht möglich, es sei denn, man macht sich ihre Mechanismen zunutze und nimmt als legitimer Spieler am Machtpoker teil.¹³⁴ Die Berufung auf alte Souveränitätsgedanken in neuem Gewand, also die Volkssouveränität, bleibt erfolglos, da die Souveränität im Disziplinarstaat aufgegangen ist, und ihn begründet:

Souveränität und Disziplin, Gesetzgebung, Recht der Souveränität und Disziplinarmechanismen sind die beiden absolut konstitutiven Bestandteile der allgemeinen Machmechanismen unserer Gesellschaft. Im Kampf gegen die Disziplinen oder vielmehr gegen die Disziplinarmacht, auf der Suche nach einer nicht-disziplinaren Macht, sollte man sich besser nicht an das alte Recht der Souveränität wenden; eher an ein neues Recht, das anti-disziplinarisch, aber zugleich vom Prinzip der Souveränität befreit wäre.¹³⁵

Dennoch ist Foucault überzeugt davon, dass jede Form von Macht eine Gegenmacht hervorruft, die er Widerstand nennt. Keine Machtkonstellation bleibt un-

¹³⁴ Vgl. Foucault (1999), S. 44 – 50 und Kneer (1998), S. 244 – 246.

¹³⁵ Foucault (1999), S. 50.

angetastet und unangezweifelt, sondern erzeugt unweigerlich einen ihr zuwiderlaufenden Machimpuls.¹³⁶

Was aber sind dann die Aufgaben einer Regierung in einem Disziplinarstaat moderner Prägung? Nach Foucault ist dies das Management der Bevölkerung eines Staates samt seiner Institutionen und sozialen Prozesse. Gesellschaftliche Gruppen und auch staatliche, denn sie sind auch Teil der Gesellschaft, bedürfen demnach der Kontrolle mithilfe der Instrumente des Disziplinarstaates. Es ist somit weniger der Staat selbst, der seine Kompetenzen für den öffentlichen und auch privaten Sektor seiner Bürger definiert, sondern vielmehr die Funktionslogik des Regierens und einer Regierung selbst, welche die Aufgaben vorgibt, indem sie sie unverzichtbar macht.¹³⁷

2.4.3. Macht und normative Analyseansätze

Nach Foucault gibt es vier traditionelle Arten von Analyseansätzen, von denen es sich zuerst einmal frei zu machen gilt:

1. Aneignung:

Es wird klassischerweise davon ausgegangen, dass es in der Gesellschaft eine Gruppe von Individuen gibt, die Macht besitzt und ausübt. Nach Foucaults Denkschema ist dies das Bürgertum, die Bourgeoisie. Foucault lehnt die Vorstellung der Aneignbarkeit und des Besitzes der Macht ab. Vielmehr erstreckt sie sich seiner Ansicht nach über das ganze gesellschaftliche Spektrum über alle sozialen Ebenen, von der Kleingruppe der Familie bis zum Staatsapparat. Sie ist somit kein monolithischer Block, sondern ein System von Verbindungen und Übertragungen und zwischengeschalteten Relais. Macht ist somit höchst flüchtig, niemals nur auf einer Seite, so dass es ein Passiv-Aktiv-Schema bezüglich der Macht gar nicht gibt: Jeder besitzt Macht, nur eben in unterschiedlichem Umfang. Die Konzentration von Macht in bestimmten Schichten und Gruppen ist ein Faktum, aber eben kein unabänderliches. Foucault lehnt somit die einseitige marxistische Idee der Kopplung von Besitz/Profit und Macht ab. Sie ist vielmehr eine Strategie, der sich jeder, ungeachtet der materiellen Verhältnisse, bedienen kann.

2. Lokalisation:

Macht manifestiert sich scheinbar am häufigsten in politischer Macht, welche sich wiederum im Staatsapparat und seinen Institutionen akkumuliert. Er ist lediglich eine Gestaltwerdung, eine Hilfsstruktur, ein System von Relais, durch

¹³⁶ Vgl. Clegg, Stewart (2000): Power and Authority, Resistance and Legitimacy. in: Goverde, Henri et al. (Hrsg.): Power in Contemporary Politics. Theories, Practices, Globalizations. London/Thousand Oaks/New Delhi: Sage, S. 83/84.

¹³⁷ Vgl. Hindess, Barry (1996): Discourses of Power: from Hobbes to Foucault. Oxford: Blackwell, S. 112 und Foucault (1986), S. 242.

welche die Macht am sichtbarsten fließt. Somit kann auch ein bestimmter Machttypus nicht durch die Zerstörung des sie veranschaulichenden Staatsapparates zerstört werden. Macht muss auch von politischen Strukturen im engeren Sinne getrennt werden, da Macht nur effizient ausgeübt werden kann, wenn sie als ein Netzwerk von Beziehungen und Interdependenzen zwischen allen gesellschaftlichen Gruppen begriffen wird, ohne das selbst der mächtigste Staatsapparat nicht funktionieren kann.

3. Unterordnung:

Macht konstituiert eine bestimmte Produktionsweise und somit ein bestimmtes Über- und Unterordnungsverhältnis. Das stimmt insofern, als dass durch die bestehenden Machtverhältnisse auch ein bestimmter Rahmen geschaffen wird, innerhalb dessen sich die Produktion vollzieht. Macht kann dabei nicht als Garant, sondern nur als Konstituierung dieses Verhältnisses wirken. Macht, in der Form entsprechender Gesetzgebung, regelt die Rentenentstehung der Wirtschaft, die Arbeitsbedingungen usw. Problematisch ist allerdings, dass dieses Machtverständnis eine ausschließliche Fokussierung von Macht im marxistischen Sinne auf die wirtschaftliche Produktionsmacht und vom Menschen, dessen Existenz synonym für Arbeit ist, voraussetzt

4. Ideologie:

Macht produziert stets ideologische Wirkungen. Dies impliziert eine Dichotomie von Gewalt oder Ideologie als Machtprodukt. Aber für Foucault ist Macht auch Wissensgenerierung, welches umgekehrt und in etablierter Form die Machtausübung sichert (Verwaltungswissen, Statistik als Ermittlungswissen oder Strafverfolgung als Inquisitionswissen). Auf einen verständlichen Nenner gebracht bedeutet dies, dass jeder Amtsträger, jede statistische Erhebung und jeder Disziplinarmechanismus ein bestimmtes Wissen voraussetzt und besitzt, aber seinerseits auch Wissen generiert, welches konstitutiv auf Machtbeziehungen einwirkt.¹³⁸

Macht ist ein Netz, das sich durch alle Bereiche der Gesellschaft zieht und sich ständig im Fluss befindet.¹³⁹ Jedes Individuum besitzt in unterschiedlichem Maße Macht, auch wenn es sie durch eine Wahlentscheidung an eine Elite abgetreten hat. Macht verschwindet somit nicht, sondern sie wandert von einem zum anderen; wo ein Kollektiv Macht verliert, reichert sie sich bei einer anderen Gruppe an, so dass sich die Disziplinarverhältnisse ändern. Unsere heutige Gesellschaft mit ihren politischen Strukturen ist somit weniger ein Machtstaat als ein Disziplinarstaat mit fragilen Systemen und Subsystemen der rechtlich gefes-

¹³⁸ Vgl. Foucault, Michel (1976): Mikrophysik der Macht. Berlin: Merve, S. 114 – 123 und Foucault (1999), S. 34 – 44.

¹³⁹ Vgl. Schüring, Reiner (1996): „Die Natur selbst ist das Konkrete“ – Von der diskursiven Verfertigung des Wissens in der ökologischen Kommunikation. Konzeption einer politikwissenschaftlichen Diskursanalyse und ihre Anwendung. Hamburg: Selbstverlag, S. 85/86.

tigten Dominanz einiger über alle anderen, denen gegenüber sie ihre Vorstellungen und Ideen im Sinne Max Webers durchzusetzen vermögen.

3. Zwischenfazit zu Kapitel III

Was also nun ist Macht? Ist sie, auf den kleinsten gemeinsamen Nenner gebracht, lediglich die Fähigkeit, andere gemäß den eigenen Motiven zu beeinflussen?¹⁴⁰

Das Phänomen der Macht zeichnet sich zweifelsohne durch eine enorme Ubiquität aus. Alle Lebensbereiche werden von Machtbeziehungen durchdrungen, nicht nur die Politik. Doch gerade aufgrund dieser augenscheinlichen Allgegenwart von Macht wird sie nicht nur positiv gesehen, sondern auch als Wurzel vielerlei Übels, nämlich dann, wenn das Streben nach ihr und der Wunsch, sie zu erhalten, zum einzig handlungsbestimmenden Motiv wird.

Mit Macht einher geht ein ganzes Konglomerat von abstrakten Begriffen, die wir verstehen müssen, wenn wir uns mit der Macht im Allgemeinen und der Macht der Symbole im Besonderen auseinandersetzen wollen. Macht in jeglicher Ausformung bedarf der Legitimation, die in der heutigen Gesellschaft zumeist durch die öffentliche Meinung und deren Kanalisierung in Wahlen stattfindet. Legitim ist, was von einer Mehrheit der Öffentlichkeit (scheinbar) unterstützt wird. Legitim ist auch, was sich an vorhandenem Recht orientiert, da dieses eine abstrakte Objektivierung der Interessen des Gemeinwesens darstellt. Nur Gesetze in Verbindung mit ethischen Maßstäben, auf die sich die Gesellschaft geeinigt hat, vermögen, Macht als gemeinwohlförderndes Prinzip zu etablieren und Machtmissbrauch zu kontrollieren. Das bedeutet auch, dass legitime Machtausübung ohne Gewalt auskommen muss, es sei denn, um in letzter Konsequenz ihre ansonsten ethische und rechtlich legitime Basis gegen Feinde von innen und außen zu verteidigen.

Von Max Weber haben wir das transitive Verständnis von Macht als Willensdurchsetzung gegen Widerstand kennengelernt, der ein kreatives und zu Veränderungen befähigendes Potential innewohnt, während Macht in der Erscheinungsform eines Herrschaftsgefüges lediglich ein uniformer Verwaltungs-

¹⁴⁰ Diese sehr allgemeine Definition findet sich u. a. bei Morriss, Peter (1987): *Power. A philosophical analysis*. Manchester: Manchester UP, S. 25. Morriss selbst verweist a. a. O. darauf, dass sich der dieser Definition zugrunde liegende Denkansatz sehr häufig in der einschlägigen Literatur findet.

staat ist; ohne Gesicht, ohne Visionen und ohne ideelle Leitprinzipien. Hier regiert nur Herrschaft, die auf Gehorsam fußt. Von Weber haben wir auch das Verständnis der Wichtigkeit einer charismatischen Führerpersönlichkeit an der Spitze solch uniformer Administrationen übernommen, die das organische Überleben und die Veränderbarkeit der Gesellschaft garantieren. Akzeptanz und Legitimation fußen hierbei auf der überzeugenden Persönlichkeit des Machthabers selbst. Dachten bis in die frühen achtziger Jahre des 20. Jhds. noch viele Experten, dass die Persönlichkeit als Machtquelle zugunsten organisierterer und kontrollierbarer an Bedeutung verlieren würde, so wurden sie durch die rasante Medienentwicklung und –verselbständigung der letzten Jahrzehnte eines besseren belehrt.¹⁴¹ Die sich daraus ergebende Gratwanderung zwischen beispielsweise der Medienwirksamkeit eines Politikers und der demagogischen Dämonie einer anti-demokratischen Führerpersönlichkeit liegt auf der Hand, und dennoch können wir auch heute die Relevanz der Persönlichkeit des Machthabenden bei unserer Bereitschaft, ihm oder ihr diese Macht zu überlassen, nicht verneinen. Gerade auf diesem Faktum fußen wesentliche Merkmale mediendemokratischer Prozesse wie eben Symbolische Politik.

Eine tiefe Einsicht in die intransitiven Aspekte von Macht verdanken wir den Thesen Hannah Arendts, für die Macht ein zutiefst kommunikativer Prozess ist und nicht nur eine manifestierte Form der Über- und Unterordnung. Macht kann nur durch ein Kollektiv generiert und einem oder mehreren Individuen statthalterhaft anvertraut werden, was bis heute die Basis eines demokratischen Gemeinwesens ist. Macht basiert somit auf Mehrheiten und nicht – wie es in vielen Epochen üblich war – auf Gewalt. Gewalt – so Arendt – verleiht keine Macht, sie negiert sie geradezu. Macht hängt von der Zustimmung einer Gruppe ab, welche wiederum auf Konzepten wie Autorität, Vertrauen und Respekt fußt. Macht ist der Antipode von Gewalt, wo das eine ist, kann das andere nicht sein. Kein Staat – so Arendt – der ausschließlich auf Gewalt basiert, kann überleben, da ihm wahre Macht fehlt. Gewalt schließlich ist Macht ohne Legitimation, ohne Rationalität, die ins Verderben des Totalitarismus und der Terrorherrschaft führt.

¹⁴¹ Vgl. John K. Galbraith in Galbraith, John K. (1983): *The Anatomy of Power*. Boston: Houghton Mifflin, S. 38 – 45 oder auch Galbraith, John K. (1986): *Power and Organization*. in: Lukes, Steven (Hrsg.): *Power*. Oxford: Basil Blackwell, S. 214 – 219.

Einen explizit kommunikativen Ansatz in Bezug auf ein Verständnis von Macht als integraler Bestandteil von Politik finden wir bei Niklas Luhmann. Der Soziologe bezeichnet Macht als ein symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium, mit dessen Hilfe wir unser Gegenüber bei der Wahl der ihm zur Verfügung stehenden Handlungsalternativen gemäß unseren Motiven zu beeinflussen suchen. Die Wahl verbleibt – anders als beim Zwang – beim Unterlegenden, doch der Machthabende versucht, ihn zu steuern; je größer die Zahl der Alternativen, desto größer der Steuerungsaufwand und desto größer die Macht im Erfolgsfalle. Macht ist somit ein Katalysator, der die Wahrscheinlichkeiten zugunsten des Machthabenden zu verändern vermag. Macht konstituiert sich erst im Kommunikationsprozess, so dass vordefinierte Machtpositionen nur Hilfskonstrukte sind. Es gibt aber generalisierte Formen von Macht, z. B. Autorität, Reputation und Respekt, die auf zuvor gemachten Erfahrungen erfolgreicher Beeinflussungsprozesse und damit einhergehender Kompetenz beruhen. Die Gefahren von Macht liegen eher in zuwenig als zuviel Macht, im Falle, dass die fortschreitende Ausdifferenzierung der Gesellschaft die bestehenden Machtbeziehungen überfordert. Macht strukturiert nach Luhmann aus diesem Grunde auch die Form des Gemeinwesens, indem sie sich in Institutionen sammelt, die die endlosen Machtketten zwischen Individuen verkürzen, da sie sich auf einzelne Aufgaben innerhalb des sozialen Ganzen konzentrieren können. Macht – auf allen Ebenen – dient somit der Reduktion von Kontingenzen und der Herabsetzung sozialer Komplexitäten.

Schließlich haben wir noch die Thesen Michel Foucaults zum Thema Macht betrachtet. Von all seinen Thesen scheint doch vor allem die Aussage für unseren Erkenntnisgegenstand relevant zu sein, dass Macht kein monolithischer Block ist, sondern ein System von Verbindungen zwischen Einheiten. Macht ist also etwas Flüchtiges, das nie nur auf einer Seite oder bei einer Person anzusiedeln ist. Jeder besitzt Macht, doch bei manchen Personen, Gruppen oder Schichten kumuliert sie sich und führt dort – so Foucault – zur Unterdrückung und Repression; kurz: zu Disziplinarverhältnissen. Macht existiert jedoch nie ohne Gegenmacht, und jedes Disziplinarverhältnis erzeugt Widerstand. Der Staat und seine Politik sind somit nur Hilfskonstrukte, durch die Macht fließt, denn Macht findet sich überall in der Gesellschaft in unterschiedlichem Maße.

Für unsere weiteren Überlegungen wollen wir folgendes Surrogat aus den Ausführungen des vorangegangenen Kapitels zum Thema Macht festhalten:

Macht ist ein allgegenwärtiges Phänomen, das auch – aber nicht nur – ein integraler Bestandteil von Politik ist. Macht, das Streben nach ihr und der Wille, sie zu erhalten, sind seit jeher Basiselemente menschlicher Motivation. Sie ist ein generalisiertes Kommunikationsmedium intransitiver Natur, mithilfe dessen versucht wird, andere Individuen gemäß eigener Vorstellungen zu lenken. Dies bedeutet auch, dass jeder – nicht nur die politischen Eliten – die Macht hat, zwischen politischen Handlungsalternativen zu wählen. In demokratischen Systemen tritt das Individuum seine Macht an politische Institutionen ab, die in seinem Namen handeln und somit die Machtketten und gesellschaftlichen Kontingenzen auf ein überschaubares Maß reduzieren. Die Bereitschaft, die eigene Macht abzutreten, hängt in großem Umfang nicht nur von empirischen Fakten ab, sondern in mindestens ebenso großem Umfang von der Persönlichkeit dessen, dem wir unsere Macht anzuvertrauen gedenken, damit er oder sie unserer kollektiven Interessen in den politischen Kommunikations-, Selektions- bzw. Machtprozessen im In- und Ausland effektiv zum Ausdruck bringt. Wo diese Macht nicht freiwillig abgetreten oder im Nachhinein missbraucht wird, beraubt sie sich ihrer eigenen Legitimation und schlägt um in Zwang oder Gewalt.

IV. (Massen-)Kommunikation, (Massen-)Kultur und (Massen-)Medien

Das Zauberwort heißt Kommunikation. Es ist ein Wort ohne Widerspruch.¹⁴²

- Klaus Hansen (2005): „Nicht das Erreichte zählt, das Erzählte reicht“ -

Die Realität geht im Hyperrealismus unter, in der exakten Verdoppelung des Realen [...] und von Medium zu Medium verflüchtigt sich das Reale [...] – nicht mehr Objekt der Repräsentation, sondern ekstatische Verleugnung und rituelle Austreibung seiner selbst: hyperreal.¹⁴³

- Jean Baudrillard (1982): *Der symbolische Tausch und der Tod* -

Synopsis:

In diesem Kapitel geht es um Kommunikation, ihre Basiseinheiten, ihre kulturellen Interdependenzen und ihre Analyseansätze im massenmedialen Umfeld. Aufgrund der engen Verbindungen zum folgenden Kapitel „Mediendemokratien“ wurde versucht, Überschneidungen weitestgehend zu vermeiden. Dieses Kapitel ist eher abstrakt kulturell ausgerichtet, während das nächste Kapitel konkret auf reale, mediokratische Kommunikationsmechanismen und die systemischen Funktionen von Massenmedien eingehen wird.

1. Einleitung: Die Evolution der Kommunikationsformen

Menschliche Kommunikation dient der Schaffung und dem Erhalt von Zugehörigkeit, insbesondere vor dem Hintergrund politisch-kultureller Besonderheiten.¹⁴⁴

Menschliche Kommunikation hat sich evolutionär entwickelt; eine Entwicklung, die mit Mimik und Gestik und lautlichen Äußerungen begann und erst nach einem Evolutionsschub die Sprache hervorbrachte. Interessant ist es festzustellen, dass diese komplexere Form der Kommunikation die nonverbale nicht nur nicht ersetzte, sondern sie im Gegenteil noch aufwertete. Watzlawick bezeichnet diese Symbiose als „Inhalts-“ (Sprache) und „Beziehungsaspekt“ (Mimik, Gestik) von

¹⁴² Hansen, Klaus (2005): Nicht das Erreichte zählt, das Erzählte reicht. Kommunikation als Verblödung. Eine Polemik. in: Knilli, Friedrich/Matzker, Reiner/Zielinski, Siegfried (Hrsg.): Medienwissenschaft. Teil 7: Öffentlichkeit, Partizipation, Politische Kultur. Frankfurt am Main/New York: Peter Lang, S. 147.

¹⁴³ Baudrillard, Jean (1982): *Der symbolische Tausch und der Tod*. München: Matthes & Seitz, S. 113/114.

¹⁴⁴ Vgl. Hausendorf, Heiko (2000): *Zugehörigkeit durch Sprache. Eine linguistische Studie am Beispiel der deutschen Wiedervereinigung*. Tübingen: Niemeyer, S. 3/4 und Hoinle, Marcus (1999): *Metaphern in der politischen Kommunikation. Eine Untersuchung der Weltbilder von CDU und SPD*. Konstanz: Hartung-Gorre, S. 23/24.

Kommunikation, Niklas Luhmann als „Reflexivität von Kommunikation“.¹⁴⁵ Es wird dies gemeinhin damit begründet, dass die nonverbalen Kommunikationsaspekte – die „weichen“ Bestandteile sozusagen – die harten Informationen mit Glaubwürdigkeit, Relevanz u. ä. versehen. Dinge, die wir gelernt haben, mit Hilfe der Körpersprache auszustrahlen und beim Gegenüber zu deuten.¹⁴⁶ Bei der immer größer werdenden Durchsatzrate von Information pro kommunikativer Einheit der verbalen Kommunikation bedürfen wir eines immer besseren Selektionsnetzwerkes, um der Informationsflut Herr zu werden.¹⁴⁷ Mit anderen Worten: Die verbale Kommunikation wird auf einer metakommunikativen Ebene vorstrukturiert und auch um nichtverbale Aspekte erweitert. Nimmt man als nächsten Evolutionssprung das Auftauchen von Medien (in ihrer Gesamtheit) an, so erhöht sich die kommunikative Komplexität erneut und verlangt nach ausgeprägteren metakommunikativen Mechanismen. Es erfolgt in diesem Stadium des räumlichen und zeitlichen Auseinanderfallens von Senden und Empfangen der Medienbotschaft ein Rekurs auf die interpersonelle Kommunikation mit ihren verbalen und nonverbalen Elementen aus früheren Entwicklungsstufen. Luhmann beschreibt dies prägnant damit, dass Kommunikation stets weitere Kommunikation nach sich zieht; je mehr Kommunikation, desto mehr Kommunikation über Kommunikation.¹⁴⁸

Die Meta-Kommunikation wird also zu einer Aufsichts- und Steuerungsmacht der medialen Kommunikation. Dieser Vorrang von Mimik, Gestik und der Wirkung des gesprochenen Wortes auch bei der medialen Massenkommunikation ist eine der wichtigsten Voraussetzungen für das Funktionieren von medien-demokratischer Politischer Kommunikation wie sie Gegenstand dieser Arbeit ist.

¹⁴⁵ Watzlawick, Paul/Beavin, Janet/Jackson, Don D. (1969): Menschliche Kommunikation: Formen, Störungen, Paradoxien. Bern/Stuttgart/Wien: Huber, S. 53 – 56 sowie Luhmann (1987), S. 199, 210, 221 – 223.

¹⁴⁶ Vgl. Scherer, Klaus R./Wallbott, Harald G. (1979): Nonverbale Kommunikation: Forschungsbereiche zum Interaktionsverhalten. Weinheim/Basel: Beltz, S. 27 – 30; Argyle, Dan (1987): Körpersprache und Kommunikation. Paderborn: Jungfermann, S. 122 – 125.

¹⁴⁷ Mit diesem Selektionsnetz wird die Anzahl der Informationen reduziert. Dies ist notwendig, weil sich die Wichtigkeit von Informationen nach dem Ausmaß bemisst, in dem sie uns neue Handlungsmöglichkeiten eröffnen. Da logischerweise nicht alle Informationen für uns handlungsrelevant sein können, ja, sein dürfen, da wir sonst überlastet würden, müssen selektive Mechanismen greifen, um diese *input-output*-Asymmetrie zumindest ansatzweise auszutarieren. Vgl. dazu Postman, Neil (1985⁴): Wir amüsieren uns zu Tode. Urteilsbildung im Zeitalter der Unterhaltungsindustrie. Frankfurt am Main: Fischer, S. 88.

¹⁴⁸ Vgl. Luhmann, Niklas (1996): Die Realität der Massenmedien. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 149 sowie Luhmann, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 141.

Sie erklärt, warum politisch-kulturelle Gestalt wichtiger sein kann als Gehalt und warum – wenn wir den Gehalt der Botschaft doch wahrnehmen – er von der „weichen“ Meta-Kommunikationsebene vorselektiert und beeinflusst wird. Diesem Wirkungsmechanismus entspricht die Absicht von Symbolischer Politik.

2. „Medien“, „Massenkommunikation“ und ihre kulturelle Einbettung

2.1. Definition von „Medien“ und „Massenkommunikation“:

Es scheint unzweideutig zu sein, was man sich unter „Medien“ im modernen Sinne vorzustellen hat: Zeitung, Radio, TV und das Internet. Was aber verbindet all diese Medien miteinander? Der Medienforscher Hartley definiert in Ergänzung zu den Deutungsversuchen Luhmanns im vorangegangenen Kapitel „Medium“ wie folgt:

A medium [...] is simply any material through which something else may be transmitted. Artists use 'medium' (a clear transparent liquid that 'transmits' pigments) in painting. A psychic medium is one who purports to transmit messages between the world of the living and that of the dead [...]. Media of communication are therefore any means by which messages may be transmitted. Given the promiscuousness of human semiosis, just about anything can transmit a message, from a length of string to with cans at either end to a wall.¹⁴⁹

In der allgemeinen Analyse wurde diese weite Definition jedoch auf die elektronischen Massenmedien eingengt, weshalb die Erweiterung um eine Definition für „Massenkommunikation“ – ebenfalls nach Hartley – sinnvoll scheint:

The practice and product of providing leisure entertainment and information to an unknown audience by means of corporately financed, industrially produced, state-regulated, high tech, privately consumed commodities in the modern print, screen, audio and broadcast media, usually understood as newspapers, magazines, cinema, television, radio and advertising; sometimes including book publishing [...] and music [...].¹⁵⁰

Die elektronischen Massenmedien sind somit der Versorgung eines möglichst breiten Publikums mit Informationen aber auch unterhaltenden Inhalten gewidmet. Seit Beginn des 20. Jhds. – dem Jahrhundert der Mediatisierung der

¹⁴⁹ Hartley, John (2002³): Communication, Cultural and Media Studies. The key concepts. London/New York: Routledge, S. 142.

¹⁵⁰ Ebd., S. 138.

Gesellschaft schlechthin – bis heute sind Massenmedien vor allem dadurch gekennzeichnet, dass sie eine zentralisierte *one-to-many*-Kommunikation darstellen mit den Charakteristika des standardisierten Inhalts, der hohen Kapitalkosten, der Notwendigkeit zur technischen Innovation und der Tendenz, in Genrekategorien zu denken. Dabei sind Medien kommunikative Einbahnstraßen, denn trotz der Bereitschaft, jedes Publikumssegment zu erreichen, kann das Publikum nur sehr begrenzt kreativ auf die Medieninhalte einwirken.¹⁵¹ Eine weitere Strategie, um möglichst viele Leser, Zuhörer etc zu erreichen, ist die seit jeher beliebte wirtschaftliche Form der Quasi-Monopolbildung oder der vertikalen Integration von Medienunternehmen.¹⁵²

Einzig und allein im Bereich der modernen Online-Medien ist eine gewisse Interaktivität möglich, die es den Medienkonsumenten erlaubt, jederzeit ihre Präferenzen als *consumer feedback* in das Mediensystem einzuspeisen, so dass die Medienmacher auf die Publikumswünsche reagieren können, sofern sie sich als ökonomisch machbar erweisen. Die *one-to-many*-Kommunikation hat sich also durch diese neue Medienform seit den 1990ern verstärkt in eine *many-to-many*-Kommunikation interaktiver Natur gewandelt. Diese gesteigerte Möglichkeit der Interaktivität, die den Medienmachern direkt die Wirkung des von ihnen aufbereiteten Medieninhalts präsentiert, hat auch zur Ausprägung eines sogenannten Online-Journalismus geführt, der die traditionelle Natur des Journalisten als bloßem Informationssammler verändert hat. Wie später noch erklärt werden soll, hat sich mit den neuen Medienformen ein selbstbewusster Journalistentyp entwickelt, der sich vielmehr als „Informationsaufbereiter“, ja sogar als „Informationsmanipulierer“ versteht, dessen Ziel nicht nur die Versorgung des Publikums mit Inhalten ist, sondern auch die Hervorrufung bestimmter Reaktionen und Emotionen beispielsweise zum Zwecke der verbesserten Gewinnmaximierung für sein Medien. Auch die klassischen Massenmedien wie Print und Rundfunk treten somit verstärkt in eine Phase der Interaktion mit ihrem Publikum ein, deren Ergebnisse sie in ihre Angebote integrieren, um noch mehr Konsumentenschichten zu erreichen.¹⁵³

¹⁵¹ Vgl. ebd., S. 138.

¹⁵² Vgl. ebd., S. 142.

¹⁵³ Vgl. ebd., S. 143 und auch Berg, Klaus/Ridder, Christa-Maria (Hrsg.): Massenkommunikation VI. Eine Langzeitstudie zur Mediennutzung und Medienbewertung 1964 – 2000. Baden-Baden: Nomos und besonders S. 78 – 80.

2.2. Massenkommunikation und (Massen-)Kultur:

Den traditionellen Massenkommunikationsmedien, vor allem dem privatwirtschaftlich organisiertem Fernsehen, haftete stets das Stigma der Beförderung kultureller Verflachungstendenzen an. Schon allein dieser Kritikpunkt zeigt bereits eine gewisse Doppelfunktion von Medien in ihrer kulturell-sozialen Einbettung auf. Zum einen sind Medien als klassische Kulturproduzenten und Träger deutungskultureller Inhalte zu bezeichnen wegen ihrer Funktion, Inhalte und Sinndeutungen zu generieren, und zum anderen „wirken sie mit der Verbreitung von Medieninhalten auf gesellschaftliche Werte und Normen, Überzeugungen und Einstellungen ein – sei es stabilisierend oder verändernd“.¹⁵⁴

Was aber genau verbirgt sich hinter „Kultur“? „Kultur“ wird oft mit Aspekten des hochkulturellen künstlerischen Schaffes gleichgesetzt. Diese Definition greift jedoch zu kurz. Folgt man beispielsweise der Kulturdefinition der UNESCO, die wiederum auf das Diktum von Raymond Williams zurückgreift, nach dem Kultur „a whole way of life“¹⁵⁵ ist, so erkennt man:

Die Kultur kann in ihrem weitesten Sinne als die Gesamtheit der einzigartigen geistigen, materiellen, intellektuellen und emotionalen Aspekte angesehen werden, die eine Gesellschaft oder eine soziale Gruppe kennzeichnen. Dies schließt nicht nur Kunst und Literatur ein, sondern auch Lebensformen, die Grundrechte des Menschen, Wertsysteme, Traditionen und Glaubensrichtungen.¹⁵⁶

Es ist ein weithin verbreiteter Allgemeinplatz, dass sich das Wesen der menschlichen Kultur und des menschlichen Zusammenlebens wesentlich mit dem Erscheinen und der Verbreitung moderner Massenmedien verändert hat. Die Medien mit ihren mannigfachen Informations- und Unterhaltungsofferten sind zu neuen Referenzpunkten im sozialen Miteinander geworden. Nicht nur bieten sie neue Möglichkeiten und Formate, auch haben sie Medien wie Musik und Theater, die den Menschen schon seit Jahrtausenden bekannt sind, in sich

¹⁵⁴ Vgl. Wiesner, V. (1990): EG-Medienpolitik: Fernsehen in Europa zwischen Kultur und Kommerz. Berlin: Vistas, S. 160.

¹⁵⁵ Williams, Raymond (1977): Innovationen. Über den Prozeßcharakter von Literatur und Kultur. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 45.

¹⁵⁶ United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization (Hrsg.) (1982): Weltkonferenz über Kulturpolitik. Schlussbericht der von der UNESCO vom 26. Juli bis 6. August 1982 in Mexiko-Stadt veranstalteten internationalen Konferenz. in: UNESCO-Konferenzberichte, Nr. 5. München: Saur, S. 121.

aufgenommen, zunächst lediglich verbreitet und später auch ihren Erfordernissen angepasst.

Dabei verlief dieser Prozess der Transformation kultureller Transmission in mehreren Phasen: Zunächst war dies der Oralität der menschlichen Sprache überlassen, derer sich die umherreisenden Barden bedienten, um Neuigkeiten und Geschichten zu verbreiten, die die zentralen Werte der menschlichen Natur ansprachen. Spätestens aber mit der Ankunft des Buchdrucks und damit der Erforderlichkeit des Lesen- und Schreibenlernens und – wiederum später – mit der Verbreitung von Zeitschriften und Zeitungen wurden kulturelle Symbole einer breiteren Masse ¹⁵⁷ zugänglich, besonders in Großbritannien, das hierbei eine Vorreiterrolle einnahm.

Am britischen Beispiel ist auch ein weiterer medialer Transformationsprozess beobachtbar. Nach 1950, also mit dem Aufstieg des Fernsehens als neuem Hauptmedium, begann der langsame Rückgang der Auflagenzahlen; ein Prozess der in den 1980ern im sogenannten *Death of Fleet Street* mündete.¹⁵⁸ Dieser Vorgang ist charakteristisch für alle Länder, auf die der später noch näher zu definierende Terminus „Mediendemokratie“ zutrifft: Das, was wir in unserer heutigen Massengesellschaft gemeinhin als Kultur definieren, kommuniziert sich zusehends durch die elektronischen Massenmedien. Für die meisten ihrer Mitglieder sind die elektronischen Medien die Hauptinformationsquelle. Informationen, so scheint es, basieren zwar auf realen Ereignissen, werden aber den Erfordernissen des Mediums gemäß aufbereitet und vermittelt, so dass die Information nicht nur Resultat eines Ereignisses, sondern auch das medienindustrielle Endprodukt ist. Da die Medien hierbei eine Filterfunktion einnehmen, weil nicht jedes reale Ereignis identitär in Information umgewandelt werden kann, spricht der Medientheoretiker Thompson bei moderner massenmedialer Kommunikation von einer „selective reproduction of cultural forms“.¹⁵⁹ Die Transmission von In-

¹⁵⁷ Vg. Siune, Karen/Kline, Gerald F. (1975): *Communication, Mass Political Behaviour, and Mass Society*. in: Chaffee, Steven H. (Hrsg.): *Political Communication. Issues and Strategies for Research*. Beverly Hills/London: Sage, S. 66/67.

¹⁵⁸ *Death of Fleet Street* bezeichnet den Niedergang vieler vornehmlich kleinerer Zeitungsverlage, die auf und in der näheren Umgebung der Londoner Fleet Street angesiedelt waren und sich dem immer stärker werdenden Wettbewerb mit den elektronischen Medien nicht mehr länger zu stellen vermochten [Anm. des Verfassers].

¹⁵⁹ Thompson, John B. (1997): *Mass Communication and Modern Culture*. in: O'Sullivan, Tim/Jewkes, Yvonne (Hrsg.): *The Media Studies Reader*. London/New York/Sydney/Auckland: Arnold, S. 30.

formationen bewegt sich hierbei zwischen den Polen von selektiver Extraktion und kreativer Erweiterung, zwischen Reproduktion und Produktion und zwischen Wiederholung und Neuem.¹⁶⁰

3. Kommunikative Kategorisierungen

Kommunikation in ihrer einfachsten Form lässt sich als Transmission bedeutungstragender Sinneinheiten und deutungskultureller Inhalte definieren. Dabei steht Sprache natürlich im Vordergrund, doch vermag der Mensch im weitesten Sinne durch jede Handlung, Geste, ja sogar durch seine Kleidung eine Nachricht zu senden. Möglich ist dies nur von Angesicht zu Angesicht im Falle der gleichzeitigen Präsenz von Sender und Empfänger.

Die wesentlichen Kategorisierungsmerkmale von Massenkommunikation lassen sich am einfachsten in einer vierstufigen Abgrenzung von Kommunikation im Allgemeinen herleiten:

1. Indeterminiertheit:

Bei Massenkommunikation wird der Grundsatz von gleichzeitiger Anwesenheit von Sender und Empfänger durchbrochen. Es kommt zu einer Trennung von Produktion und Rezeption, da der Sender die Reaktion des Empfängers nicht zu beobachten vermag. Die Medien versuchen dies durch ausgefeilte Kommunikationsstrategien, die auf bestimmte Zielgruppen ausgerichtet sind, zu kompensieren, um so den Grad an informativer Unbestimmtheit aufgrund der Abwesenheit des Publikums auf ein Mindestmaß zu reduzieren.

2. Temporalität:

Ein weiterer konstitutiver Aspekt von Massenkommunikation betrifft ihre technischen Erfordernisse. Während alltägliche Kommunikation in sprachlicher oder direkt visueller Weise stattfindet, erlauben es Speichermedien wie Bücher, Filme, CDs, DVDs etc. Informationen mit einer Dauerhaftigkeit auszustatten, die sie im Alltag nicht haben. Dabei bestimmt die Art des Mediums die Natur der gespeicherten Information. Während Texte und Radio lediglich „eindimensionale“ Schilderungen sind, lassen sich mit visuellen Medien „multidimensionale“ Sinn-ebenen vermitteln, bei denen Sprache und Bild interagieren und so einen dichten Informationsfluss ermöglichen. Gespeicherte Information – unabhängig vom Grad der subjektiven Relevanz - besitzt zudem stets ein historisches Potenzial, da sie theoretisch die Zeiten überdauern und Eingang in unsere Geschichte finden könnte. Massenkommunikation konstituiert somit über seine zeitliche Komponente das zugrundeliegende Gewebe und die Historizität unserer Gesellschaft.

¹⁶⁰ Vgl. ebd., S. 28 – 30.

3. Ökonomie:

Massenkommunikation lässt sich auch über eine ökonomische Komponente definieren. Durch die Möglichkeit der Speicherung und gezielten Übermittlung werden Kommunikation und Information zu symbolischen Gütern, die von Institutionen produziert und verbreitet werden. Erleichtert wird dies durch die beliebige Reproduzierbarkeit der Informationen. Die Kontrolle der Reproduktionsmechanismen ist dabei entscheidend. Die Medien versuchen diese „Reproduktionsmacht“ asymmetrisch zu ihren Gunsten auszunutzen, denn nur wer die Vervielfältigung von Informationen und ihre Speicherung kontrolliert, kann ihre zielgenaue Verbreitung und ökonomische Rentabilität gewährleisten.

4. Spatialität:

Zusätzlich zur zeitlichen Komponente kann Massenkommunikation Informationen nicht nur von Zeit, sondern auch von Raum entkoppeln, indem sie Inhalte für ein breites Publikum überall auf der Welt zugänglich machen kann. Tatsächlich wird diese theoretische räumliche Unbestimmtheit aufgrund ökonomischer oder auch staatlicher Interessen eingeschränkt. Ökonomisch gesehen sollen Informationen nur einer bestimmten Zielgruppe zugänglich gemacht werden, und staatlich gesehen können politische Regime ein Interesse daran haben, die räumliche Zirkulation von Informationen einzuschränken, die sie als für ihren Erhalt potentiell gefährlich erachten.¹⁶¹

Die „Masse“ als Publikum ist hierbei durchaus ein vielschichtiges Gebilde. Die durch Massenkommunikation verbreiteten Informationen werden nicht von allen gleich aufgenommen und verarbeitet, was die Arbeit der Sender und der Medien als Vermittler natürlich schwieriger macht. Die Masse setzt sich vielmehr aus Individuen zusammen, die sich durch ihre Herkunft, Bildung usw. voneinander unterscheiden. Zwar lassen sich gewissen Clusterungen innerhalb des Gesamtpublikums durchführen, doch ist es dennoch weit davon entfernt, einheitlich zu sein. Informationen werden somit vor dem Hintergrund dieser Vielschichtigkeit aufgenommen und interpretiert, so dass eine vorbestimmte Wirkung von Massenkommunikation nur schwer zu erreichen ist, es sei denn sie wird punktgenau auf ein homogenes Teilpublikum hin produziert. Jene zumeist negativ konnotierte Medienmacht bezieht sich allerdings eher auf die Fähigkeit, durch massenkommunikative Prozesse bestimmte Wirkungen beim gesamten – bei-

¹⁶¹ Vgl. Thompson (1997), S. 31 – 33 sowie allgemeiner McQuail, Denis (1997): Audience Analysis. Thousand Oaks/London/New Delhi: Sage, S. 9 – 11.

spielsweise nationalen – Publikum zu induzieren und ist nur sehr schwer herstell- und nachweisbar.¹⁶²

4. Analyseansätze: Die Ideologie der Medienbotschaft

4.1. Produktion und Diffusion, Konstruktion und Perzeption:

Die Analyse massenmedialer Kommunikation bezieht sich also offensichtlich auf sinntragende Einheiten, die vom Publikum aufgenommen und interpretiert werden. Der erste Analyseansatz kreist somit um die Frage der Produktion und Diffusion massenkommunikativer Informationen innerhalb eines institutionalisierten Rahmengenüges. Aspekte dieser Analyse sind vor allem die Organisation der Medien, Besitzverhältnisse, Aufsichtsmöglichkeiten, technologische Produktions- und Transmissionsmittel, Erwartungen an das Publikum und nicht zuletzt die Zielsetzungen der Medienverantwortlichen (Stichwort: redaktionelle Linie). Neben den relativ einfach zu erhebenden Informationen wird die über das institutionelle Rahmengenüge massenmedialer Institutionen geht es hier um die Regeln, Annahmen und Vorgänge innerhalb der Produktion von Informationen bzw. deren Umwandlung von „Rohinformation“ in medientaugliche Informationseinheiten. Diese Regeln, Annahmen usw. helfen uns dabei, die Codes zu verstehen, auf die sich die Medien beziehen und die sie zu vermitteln suchen. Am Ende einer solchen Analyse steht ein erweitertes Verständnis der Produktionsumstände von Informationen als bedeutungstragende symbolische Konstrukte

Weiterhin von Interesse ist die Analyse der mediengerechten Konstruktion von Nachrichten. Dies geschieht in der Form der formalen und der von Diskursanalyse geprägten symbolischen Bedeutungsstrukturen, die durch die Medien artikuliert werden. Beispiele sind hier die Analyse von Syntax übertragener Sprache, die Beziehung von Wort und Bild, Humor, Sexualität der Bilder etc. Es geht also zentral um den Inhalt der transmittierten Botschaften, wobei die reale Wirkung zunächst außen vorbleibt und die intendierte Wirkung zu untersuchen ist. Diese Analyseaspekte werden den Kern der nationalen Fallbeispiele Symbolischer Politik und deren Analyse sein.

Die reale Wirkung der Medienbotschaft ist schließlich Dreh- und Angelpunkt des dritten Analyseansatzes, den wir in Anlehnung an Thompson als Ana-

¹⁶² Vgl. Thompson (1997), S. 33.

lyse von Rezeption der Nachrichten bezeichnen wollen. Die Medienwirkungsanalyse ist das breiteste Forschungsfeld in diesem Zusammenhang überhaupt und beschäftigt sich mit den Kurz- und Langzeitwirkungen von Medienbotschaften auf das Publikum und reziprok natürlich auch auf den Input aus dem Publikum hinein ins politische System im Falle der Politischen Kommunikation. Zusätzlich kann hierbei noch auf die soziale Vielschichtigkeit und die davon abhängenden Rezeptionsweise des Publikums Bezug genommen. Wer rezipiert was mit welcher Vorbildung, unter welchen Umständen und in welcher Gesellschaft mit welcher Aufmerksamkeitsspanne? Und dies wäre nur eine mögliche Kombination von Fragestellungen, wobei die Informationen zu deren Beantwortung sehr aufwendig zu erheben sind. Im Vordergrund steht eine Einsicht in die Interpretationsmodi des Publikums: Was wird als explizit Gesagtes oder nur implizit Gemeintes wahrgenommen und wie werden die Informationen in das Leben des Zuschauerindividuum integriert?

4.2. Die Ideologie der Medienbotschaft als Erkenntnisgegenstand:

Alle drei Analyseansätze führen auf einen bestimmten Punkt zu, nämlich das Verständnis der Ideologie der Medienbotschaft. Lange Zeit konzentrierte sich dieses Erkenntnisinteresse auf die Umstände der Produktion von Informationen im Rahmen einer „kulturellen Industrie“, die kapitalistischen Imperativen gehorcht, z. B. in den Schriften Adornos und Horkheimers. Sie postulieren vor allem die Abstumpfung des Publikums durch beständige Wiederholung und die draus resultierende Vereinnahmung durch das kapitalistische Gesamtsystem, das sich so selbst erhält und reproduziert. Ebenso einseitig in Bezug auf die ideologische Komponente massenmedialer Informationsvermittlung ist die schlichte Konzentration auf semiotische Analysen der Zeichen und Bilder, ohne auf die Vielseitigkeit des Publikums einzugehen.¹⁶³

Einen Ausweg aus diesen defizitären Analysen bietet vielleicht der interdisziplinäre Ansatz der vorliegenden Schrift, da nicht nur die institutionellen Rahmenumstände der Massenmedien und Inhalt und symbolische Konstruktion der Botschaften, sondern auch die Politische Kultur eines nationalen Kollektivs untersucht werden soll, welche die Interpretation der Informationen durch das Publikum beeinflusst. Produktion, Konstruktion und Rezeption mit ihren diversen

¹⁶³ Vg. ebd., S. 34 – 37.

Analysemöglichkeiten bilden somit einen Dreiklang zum fundamentalen und dynamischen Verständnis von massenmedialer Kommunikation und somit auch von Symbolischer Politik, die sich vornehmlich in der Arena der Massenmedien abspielt.¹⁶⁴

5. (Massen-)kommunikative Basiseinheiten

5.1. Zeichen und ihr Verhältnis zur realen Welt:

Nach allgemeiner Betrachtung von Kommunikation, ihre Mediengebundenheit und ihre kulturelle Gebundenheit und vor dem Einstieg in die detaillierte Analyse massenmedialer Kommunikationsbeziehungen in westlichen Mediendemokratien scheint es geboten, dass wir die Basiseinheiten und grundlegenden „Spielregeln“ betrachten, wie sie für jegliche Art von Kommunikation und somit auch der massenmedialen Kommunikation relevant sind. Schließlich vollzieht sich Symbolische Politik als Kommunikationsmechanismus genau innerhalb dieses Bezugsrahmens und verwendet dessen zeichenspezifische Grundmuster, deren Analyse man Semiotik nennt. Im Wesentlichen befasst sich die Semiotik mit demselben Erkenntnisgegenstand wie auch Teile der Politischen Kommunikationswissenschaft, nämlich mit dem Verhältnis zwischen dem Zeichen und dessen Inhalt einerseits und der Kombination von Zeichen zu sprachlichen (oder visuellen) Codes andererseits.¹⁶⁵

Aus dem Bereich der Linguistik unter Federführung des Franzosen Ferdinand de Saussure ist bereits seit dem 19. Jhd. der Zusammenhang von Zeichen und Inhalt bekannt, der genauso für symbolpolitische Handlungen (Zeichen) und deren weitergehende Bedeutung (Inhalt) gilt wie für seine ursprüngliche sprachliche Anwendungsebene. Hierbei ist das „Bezeichnende“ (*signifier*) das physische Objekt (Geräusch, Bild etc.) und das „Bezeichnete“ (*signified*) das mentale Konzept, das bezeichnet wird. Zusammen bilden diese Ebenen das „Zeichen“ (*sign*) als bedeutsames Ganzes. Wichtig ist hierbei auch, dass bei getrennter Betrachtung nicht notwendigerweise ein direkter Zusammenhang zwischen *signifier* und *signified* besteht, der auf ihre Beziehung hinweist. Ihre Korrelation ist also mehr

¹⁶⁴ Vgl. Schwender, Clemens (2001): Medien und Emotionen. Evolutionspsychologische Bausteine einer Medientheorie. Wiesbaden: DUV.

¹⁶⁵ Vgl. Fiske, John/Hartley, John (1994): Reading Television. London/New York: Routledge, S. 22.

oder weniger zufällig, höchst kulturabhängig und von Menschen ersonnen und so schließlich zu seiner Konvention geworden.¹⁶⁶

Essentiell ist die Unterscheidung zwischen „ikonischen“ und „arbiträren Zeichen“. Bei ikonischen Zeichen besteht der nicht selbstverständliche Zusammenhang zwischen Zeichen und Inhalt (z. B. eine Fotografie), da das Zeichen den gemeinten Inhalt genau abbildet, d. h. der Inhalt die Gestalt des Zeichens ihm entsprechend beeinflusst. Man nennt dies auch „motivierte Zeichen“. Der Verallgemeinerungsgrad eines solchen Zeichens ist dementsprechend hoch, da es von den meisten Menschen verstanden wird. Je höher der Grad an naturgetreuer Repräsentation, desto weniger soziale und kulturelle Konventionen sind nötig, um das Zeichen verständlich zu machen, da es sich aus sich selbst heraus erklärt.¹⁶⁷ Das extreme Gegenteil eines motivierten ist das vollständig arbiträre Zeichen, dessen Bestandteile lediglich durch kulturelle Konvention verbunden sind. Worte sind das beste Beispiel, denn eine bestimmte Buchstabenfolge hat nichts, was auf den bezeichneten Gegenstand oder die dahinterstehende Idee verweist. Lediglich durch Konvention verbinden wir eine bestimmte Laut- und Buchstabensequenz mit einem Objekt der realen Welt. Solche Zeichen sind somit höchst „unmotiviert“.

Die elektronischen Massenmedien, die Symbolische Politik transportieren, befördern in der Regel ikonische Zeichen, die aus sich selbst heraus verstanden werden, und weniger kultureller Konventionen als Hilfsgerüst bedürfen. Dies ist jedoch nur scheinbar der Fall, denn durch die häufiger Wiederholung eines natürlich begründeten Zeichens, erfährt es eine kulturelle Konventionalisierung und steht plötzlich nicht mehr für einen konkreten Inhalt, dem es ursprünglich einmal zugeordnet war, sondern hat sich durch sein wiederholtes Auftreten in bestimmten Situationen oder Szenen mit einem ganzen inhaltlichen Bedeutungsfeld „aufgeladen“, mit dem es von nun an arbiträr per Konvention verbunden ist.

Dies ist der Dreh- und Angelpunkt der Verbindung von Symbolen und ihrer Verbreitung durch die Massenmedien: Die Natur der massenmedialen Zeichensprache als solche, basiert auf der Wiederholung von Zeichen, so dass – auch wenn sie ursprünglich ikonisch und motiviert sind – diese schließlich un-

¹⁶⁶ Vgl. Pietraß, Manuela (2003): Bild und Wirklichkeit. Zur Unterscheidung von Realität und Fiktion bei der Medienrezeption. Opladen: Leske + Budrich, S. 77 – 80.

¹⁶⁷ Vgl. ebd., S. 83 – 90.

ausweichlich eine Konventionalisierung erfahren. Dies bringt eine inhaltliche Aufladung mit sich, die der abstrakten, verweisenden Bedeutungsebene von Symbolen entspricht. Mit anderen Worten: Die Erfordernisse und Vorlieben massenmedialer Wirklichkeitsrepräsentation harmonieren mit der Natur von politisch-kulturell bedingten Symbolen.¹⁶⁸

5.2. Hierarchie der Bedeutungsebenen: Mythen und Denotationen:

Wichtiger noch als die Beziehung von Zeichen zu ihrer umgebenden Realität ist die Frage nach der Bedeutung, die sie tragen, und was genau sie über die reale Welt aussagen. Die Bedeutung, bei der ein Zeichen in sich selbst vollkommen ist, das Bezeichnende also das Bezeichnete meint, ist nur eine der drei unterscheidbaren Bedeutungsebenen, die sich anhand ihres Abstraktionsniveaus unterscheiden. Auf der zweiten Ebene hängt die Bedeutung eines Zeichens stark von seiner Verwendung durch ein kulturelles Kollektiv ab. Fiske benutzt in seiner wegweisenden Arbeit das Beispiel der Fotografie eines Autos. Auf der ersten Ebene ist das Bild das Zeichen für ein Auto, auf der zweiten Ebene verweist es auch auf Bedeutungsinhalte, die wir mit einem Auto verbinden: Mobilität, Freiheit, Stärke etc. Auf die Spitze getrieben kann dieses Zeichen auf der dritten Hierarchieebene auch zu einem zu einem kulturellen Sinnbild für das ganze Kollektiv werden. In Fiskes Beispiel also ist ein Auto oder das für es stehende Zeichen Sinnbild einer industriellen und materialistischen Gesellschaft. Dieses hohe Abstraktionsniveau funktioniert allerdings nur in unserem Kollektiv, da wir der Mobilität tatsächlich eine derart hohe Bedeutung beimessen und sie mit Fortschrittlichkeit gleichsetzen.¹⁶⁹

Zentral für unseren Erkenntnisgegenstand ist dabei die zweite Hierarchieebene, auf der einem Zeichen abstrakte, aber dennoch relativ naheliegenden Bedeutungsinhalte durch das Kollektiv beigeordnet werden, die es im normalen Kommunikationsverlauf *per se* nicht hat.

Der Literatur- und Kulturkritiker Roland Barthes unterscheidet dabei zwei Funktionen von Zeichen auf der zweiten Hierarchieebene: die mythologische und die Konnotationsfunktion. Für Symbolische Politik besonders relevant ist der mythologische Aspekt: In dem Moment, in dem ein Zeichen über den konkreten

¹⁶⁸ Vgl. Fiske/Hartley (1994), S. 23 – 25.

¹⁶⁹ Vgl. ebd., S. 25.

Verweisungsgegenstand hinaus mit kulturell definierten Inhalten aufgeladen wird, mutiert es vom Zeichen zum Bezeichnenden jener mit ihm verbundenen Werte. Es transzendiert somit seine ursprüngliche Bedeutungsebene erster Ordnung. Das Cluster von kulturellen Bedeutungen auf der zweiten Ebene nennt Barthes „Mythos“. Dieser Mythos wird von der ikonischen Qualität des Zeichens erster Ordnung gestützt, dessen er sich als Bezeichnendes bedient. Ein spezifisches Zeichen vermag also eine konzeptuelle Bewegungskette von Assoziationen in Gang zu setzen, die ihren Ursprung in den Werten des kulturellen Empfängerkollektivs hat; es wirkt somit metonymisch: ein Teil steht für ein übergeordnetes Ganzes. Die elektronischen Medien tragen dieser Mythenbildung durch ihre Dynamik Rechnung. Vorgefasste Mythen werden beständig zur impliziten Vermittlung komplexer Informationen wiederholt, da durch einige aufgewertete Bilder ein ganzes Bedeutungsgeflecht vorausgesetzt werden kann und nicht jedes Mal neu erklärt zu werden braucht. Dadurch sehen sich Mythen einem Test ihrer Validität ausgesetzt. Nur wenn sie auf Dauer kulturelle Wertvorstellungen zu versinnbildlichen vermögen, ist ihr Einsatz in den Medien effektiv. Ändern sich die Werte, und die Mythen präsentieren ein veraltetes Gesellschaftsbild, wird die durch sie transportierte Nachricht abgewertet, obwohl sich an ihrem Wahrheitsgehalt nichts geändert hat.

Der zweite Aspekt eines Zeichensystems der zweiten Hierarchieebene ist das konnotative Charakteristikum eines Zeichens. Auf der ersten Ebene denotiert es lediglich einen Sachverhalt; beliebt ist hierbei das Beispiel eines Uniformabzeichens als Hinweis auf den Rang. Auf der zweiten Bedeutungsebene konnotiert dasselbe Abzeichen aber vielmehr auch den Respekt gegenüber diesem Rang oder die Erwartungen, die wir gegenüber dieser Person haben, d. h. es steht für Werthaltungen und Gefühle. Denotation ist somit bloße visuelle Übertragungsleistung des Gehirns, wohingegen Konnotationen mithilfe menschlichen Zutuns kommuniziert werden. Die elektronischen Massenmedien benutzen hierzu technische Effekte wie Beleuchtung, Kamerawinkel, Musik etc.¹⁷⁰

¹⁷⁰ Vgl. ebd., S. 26 – 29. Es sollte bemerkt werden, dass sich elektronische Medien bei der Transmission von Konnotationen auf Basisemotionen beschränken müssen, da ihnen nicht das ausgefeilte Instrumentarium des Films oder der räumliche und zeitliche Spielraum eines Romans zur Verfügung steht, der viel komplexere und subtilere Konnotationen kommunizieren kann.

Fügen sich mehrere Mythen als von einem Kollektiv geteilte gebündelte Wertvorstellungen und Emotionen auf der dritten Bedeutungsebene von Zeichen schließlich intersubjektiv vergleichbar zusammen, so reden wir mit Barthes von „Mythologie“ oder auch von einer „Ideologie“. Sie sind ein institutionalisiertes Set von kollektiven Reaktionen auf bestimmte Zeichen der höheren Bedeutungsebenen, dem wir uns durch unser kulturelles Erbe unterwerfen, mithilfe dessen wir die Realität interpretieren und an das u. a. Politische Kommunikation und auch Symbolische Politik appellieren kann und muss, um effektiv zu sein. Es sind dies die wiederkehrenden Charakteristika der bereits diskutierten Symbolbildung, die durch die weiteren Bedeutungsebenen besonders von visuellen Zeichen ihren Niederschlag in den Basisregeln kommunikativen Verhaltens gefunden haben.

Zeichen mit ihren Charakteristika sind ideal geeignet, um in die Rahmen massenmedialer Kommunikationskanäle so viel Information wie möglich einzuspeisen. Es braucht nur noch das gesagt zu werden, was nicht implizit durch die inhaltlich aufgeladenen Bilder kommuniziert wird. Darüber hinaus können auch Botschaften vermittelt werden, die gar nicht explizit ausgesprochen werden, aber dennoch dem Publikum latent übermittelt werden sollen.

5.3. Die Anordnung von Zeichen der (massenmedialen) Kommunikation:

Die Anordnung von Zeichen innerhalb eines kommunikativen Prozesses ist von großer Wichtigkeit, da sich durch sie grundlegend die Bedeutung wandeln kann, die durch die Zeichen kommuniziert werden soll. Wie auch bei der Kommunikation durch geschriebene Sprache, so können die Zeichen visueller Kommunikation „paradigmatisch“, d. h. vertikal, und „syntagmatisch“, d. h. horizontal, angeordnet werden. Ein Paradigma ist dabei ein durch politisch-kulturelle Gegebenheiten vorstrukturiertes Feld von Zeichen (z. B. die Buchstaben des Alphabets), aus dem für eine bestimmte Position, an die das Zeichen gerichtet werden soll, eines ausgewählt wird, wohingegen ein Syntagma die kettenartige Verknüpfung von Zeichen entlang einer durch Regeln strukturierten Ebene zu einem sinnvollen Ganzen (z. B. ein Wort) ist. Abseits von phonetisch und grammatikalisch vorgegebenen Paradigmen gibt es auch per Konvention festgelegte Zeichencluster, die für die Kommunikation in einem bestimmten Zusammenhang oder über einen gewissen Themenbereich adäquat scheinen. Diese nennt man „Register“.

Die Zeichen oder auch zusammengesetzte Mythen eines Paradigmas oder Register zeichnen sich dadurch aus, dass eine gewisse Ähnlichkeit zwischen ihnen herrscht, da sie zum selben Paradigma gehören, aber gleichzeitig und mindestens ebenso wichtig auch eine Unterschiedlichkeit existiert. Durch die Definition eines Zeichens über das, was es nicht ist, entscheiden wir, welches Zeichen innerhalb des Paradigmas wir in einer Kommunikationssituation auswählen.

Auch die visuellen Medien wie das Fernsehen sind als Zeichen innerhalb des Paradigmas „Massenmedien“ zu bezeichnen. Sie stehen dabei neben vielen anderen konventionellen oder elektronischen Medien. Warum also entscheiden sich Politiker zumeist für das Medium Fernsehen, wenn sie etwas kommunizieren möchten? Mit anderen Worten: Was unterscheidet das Zeichen „Fernsehen“ von anderen Zeichen/Medien im gleichen Paradigma? Diese Frage lässt sich mit den bisher gewonnenen Erkenntnissen leicht beantworten: Durch seine Bildhaftigkeit und seine technischen Möglichkeiten ist das Fernsehen besonders dazu geeignet, einfache ikonische Zeichen allein durch bloße Wiederholung zu generalisieren und ihnen dadurch eine neue, kulturell definierte Bedeutung zu verleihen. Bislang ist dies die unterscheidendste Eigenschaft von Fernsehen im Vergleich zu anderen Medien im massenmedialen Paradigma.¹⁷¹ In diesem Sinne formuliert Pross zu Recht:

Zwar ist er [der Zuschauer] selber nicht leiblich dort, wo das Symbol steht, aber er bezieht das Symbol auf seine Anwesenheit, so ist er doch *symbolisch* dort, wo er *nicht ist*. Dieses *symbolische Paradox* macht den Zauber des Fernsehens aus.¹⁷²

Massenmediale Kommunikation, genau wie Kommunikation im Allgemeinen, weist auch Syntagmen auf. Allerdings sind diese komplexer als einfache

¹⁷¹ Vgl. ebd., S. 33 – 36. Die Aufspaltung übergeordneter Paradigma in kleine Unterparadigma ließe sich noch weitertreiben. So ist ein bestimmtes Medium nicht nur Zeichen des Paradigmas „Massenmedien“, sondern auch ein eigenes Paradigma, beispielsweise mit unterschiedlichen Genres (Spielfilm, Talk-Show, Dokumentation usw.). Auch die Wahl des einen oder anderen Genres nähme wiederum Einfluss auf die Art der Darstellung der kommunikativen Inhalte und somit auch auf deren Perzeption durch die Zuschauer. Vgl. dazu ebd., S. 36 und auch Tulloch, John (1990): *Television Drama. Agency, audience and myth*. London/New York: Routledge, S. 38 – 53. Also scheinbar ist – um mit dem Medienkritiker McLuhan zu sprechen – doch das Medium ein Teil der Botschaft: „the medium is the message.“ Vgl. McLuhan, Marshall (1964): *Understanding Media. The extensions of man*. London/New York: Routledge, S. 7.

¹⁷² Pross, Harry (1975): *Wiederkehr des Symbolismus? Die elektronischen Medien und die Identitätsgrenzen*. in: Schatz, Oskar (Hrsg.): *Die elektronische Revolution. Wie gefährlich sind die Massenmedien?* Graz: Styria, S. 93/94 [Hervorhebungen bei Pross].

Syntagmen wie z. B. Sätze, die wie lineare Ketten konstruiert werden. Besonders in den modernen elektronischen Massenmedien können mehrere Syntagmen parallel transportiert werden, was die inhaltliche Aufladung der Zeichen, die bereits diskutiert wurde, natürlich potenziert. Das Ergebnis ist ein sehr dichtes und komplexes Bedeutungsgeflecht, das mithilfe einiger Bilder kommuniziert werden kann. Ein einziges Bild, welches die Aktion eines Politikers zeigt, enthält mehrere bedeutungstragende Einheiten, die wir als „Seme“ bezeichnen. Sie sind quasi die Untereinheiten eines Zeichens. Jedes Sem muss zuvor aus dem ihm übergeordneten Paradigma gewählt werden, bevor es an die ihm zugewiesene Stelle des visuellen Syntagmas tritt usw. Bei komplexen visuellen Zeichen muss eine Bedeutungsanalyse nicht erst auf der Ebene des Zeichens ansetzen, sondern auf der der Seme, also beispielsweise warum dieses Sem und nicht ein anderes desselben Paradigmas gewählt wurde usw., denn die Veränderung eines Sems ändert die komplette syntagmatische Bedeutung.

Dies mag auf den ersten Blick und in theoretischer Betrachtung sehr komplex erscheinen, doch sollte klar geworden sein, welches kommunikative Potential sich die Massenmedien damit sehr einfach nutzbar machen können. Paradigmatische Analysen massenmedialer Kommunikation wie z. B. des Fernsehens müssten also an technische Darstellungsmethoden anknüpfen. Wenn wir eine Einstellung als ein Zeichen betrachten, so wären alle Variationen in Beleuchtung, Vergrößerung, Kamerawinkel etc. Teile des übergeordneten Paradigmas. Schließlich muss aus diesem Paradigma eine Einstellung für die Szene gewählt und die weitere syntagmatische Sequenz eingefügt werden. Syntagmatische Analysen erfolgen dann auf der Ebene der Abfolge von Einstellungen und der Verbindung der einzelnen Zeichen in chronologischer Folge.

5.4. Massenmediale Kommunikationscodes:

Die vertikale und horizontale Anordnung von Zeichen zu bedeutungstragenden Zeichennetzen entlang bestimmter Regeln wird auch als Code bezeichnet. Dies ist eine weitere Dimension des Zeichens zusätzlich zu der Analyse seiner Struktur, nämlich die Analyse seiner sozialen Funktionen. Die dargestellten Strukturen und Codes können schließlich nur funktionieren, wenn sie die soziale Realität eines Kollektivs darstellen und somit ein Konsens über ihre Gültigkeit herrscht, zumal diese Codes dynamisch sind und somit der ständigen Bestätigung bedür-

fen. Ihre Konventionalisierung ist es, die einer Gesellschaft Kohäsion verleihen. Während logische Codes wie sie in der Wissenschaft gebraucht werden, z. B. in der Genetik, vollständig auf Konventionen und Konsens basieren, neigen die für uns interessanteren ästhetische Codes dazu, weniger konventionalisiert zu sein, da sie durch den dargestellten Sachverhalt erkannt werden können. Dennoch hängt auch ihre Gültigkeit von ihrer Verbreitung ab. Massenmedien müssen also entweder vorhandene Codes nutzen, oder sich auf das Risiko einlassen, avantgardistisch neue Codes zu etablieren, was ihnen aufgrund ihrer technischen Möglichkeiten gelingen kann. Normalerweise aber hängen die verwendeten Codes stark von den Zuschauern, Zuhörern oder auch Leserexpectationen ab. Fiske und Hartley führen hier ein Beispiel aus dem Fernsehen an, nämlich dass Experten in TV-Diskussionen eher im Halbprofil gezeigt und damit als solche erkannt werden, wohingegen Moderatoren oder Politik in Frontansicht zum Zuschauer gezeigt werden. Die Art der Kameraeinstellung liefert also schon einen Hinweis auf den Status der Person.

Die Art und Weise der Bildung solcher Normen massenmedialer Kommunikation nennt man Kodifizierung, und sie basiert weitgehend auf der Wiederholung und Verbreitung durch die Medien. Ab einem bestimmten Punkt der Überkonventionalisierung allerdings verkommt ein Zeichen oder Zeichengeflecht bzw. Code zu einem Klischee, welches als von der Realität entkoppelt und ausschließlich als medial konstruiert angesehen wird. Zudem kann ein und dasselbe Zeichen Bestandteil mehrerer visueller Codes sein, was zu Bedeutungsüberlappungen führt. Durch derlei Überlappungen wird es immer schwieriger, sowohl für den normalen Zuschauer als auch für den Analytiker medialer Codes, eine Grenze zwischen der Realität und der durch kollektive Codes vermittelten Realität zu ziehen, zumal sich kein Beobachter vollständig außerhalb gesellschaftlicher Konventionen bewegen kann; wir erinnern uns hierbei an Platons Höhlengleichnis. Die Verwendung medialer Codes scheint die „reale Realität“ zu substantialisieren. Kurz gesagt: Obwohl die Realität der Medien und die Realität, in der wir leben, nicht deckungsgleich sind, erfahren wir sie durch ähnliche Codes, was zu Interdependenzen und Substitutionseffekten führt. Mediencodes reduzieren kulturell normierte Erfahrungen auf medientaugliche Art und Weise auf die Form einer Medienrealität, die uns allerdings aufgrund unserer Neigung, Symbole,

Metaphern und Metonyme als wirklich zu betrachten und unbewusst zu dekodieren, nicht weniger real erscheint als die unmittelbare Erfahrung es wäre.¹⁷³

Dennoch kann es Probleme beim En- bzw. Dekodieren der Zeichen geben, da im Falle massenmedialer Kommunikation, die Kommunikatoren einander nicht kennen. Gehen wir davon aus, dass die Medieneliten die Sender und wir die Empfänger sind, so liegen den Sender bestimmte Annahmen über ihre Zielgruppe vor (Status, sozialer Hintergrund. etc.). Sie werden also Codes im Einklang mit der jeweiligen Politischen Kultur wählen, von denen sie annehmen, dass wir sie deswegen zu entschlüsseln vermögen. Aufgrund der enormen sozialen Heterogenität selbst innerhalb vordefinierten Zielgruppen jedoch bleibt ein hohes Fehlerpotential bei der Dekodierung der Nachrichten, wenn die kulturellen Kontexte von Sender und Empfänger voneinander abweichen. Fiske und Hartley nennen diesen Problemfall *aberrant decoding* aufgrund zweier politisch-kulturell inkompatibler Sets von Codes. Da es aus ökonomischer und technischer Sicht nicht möglich ist, Nachrichten allen möglichen Empfängern entsprechend zu kodieren, müssen die professionellen Sender näher an die kulturellen Kernaussagen der Gesellschaft rücken, da hier die größte Wahrscheinlichkeit besteht, dass die entsprechenden Codes verstanden werden. Mit anderen Worten ist dies der Grund dafür, dass die Medien allgemeinverständliche Bilder/Zeichen, Mythen und somit Codes verwenden müssen, um ein heterogenes Publikum zu erreichen. Die Sender müssen somit einerseits ständig in Berührung mit den aktuellen Werten und Ideen einer gesellschaftlichen Mehrheit sein, um die entsprechenden verfügbare Codes zu eruieren. Andererseits schützt diese Funktionslogik die Empfänger Mehrheit davor, sich partikularen Wahrheitsinterpretationen unterwerfen zu müssen, die einzelne mächtige Senderindividuen oder -kollektive ihnen aufzwingen wollen könnten; wären diese Interpretationen ihre Codierung betreffend zu speziell, würden wir sie nicht verstehen.

Innerhalb der Medien kann also nur eine bestimmte Kultur mit sich selbst kommunizieren, denn andernfalls wären ihre Kommunikationscodes schlichtweg inkompatibel. Wir können also festhalten, dass es den Massenmedien trotz ihrer ausgefeilten technischen Möglichkeiten, die ihnen mit Sicherheit eine nicht unbedeutende Machtstellung im Luhmann'schen Sinne verschafft, dennoch nicht

¹⁷³ Vgl. Fiske/Hartley (1994), S. 41 – 48.

möglich ist, aus dem Nichts heraus neue Ideen und Werte in der Gesellschaft zu implementieren, da ihnen die entsprechenden Codes dazu fehlen. Sie müssen Impulse aus der Gesellschaft heraus in den Kommunikationsprozess integrieren, damit die Nachricht überhaupt verstanden wird. Medien sind somit eher ein Meinungs-, Werte- oder Ideenverstärker als ein entsprechender Generator.¹⁷⁴

6. Kritik der massenmedialen Kommunikation

6.1. Böse neue Medienwelt?

Die Kritik an massenmedialer Kommunikation ist so alt wie die Medien selbst. Die eindrucksvollsten Angriffe auf die Natur und die Einflüsse der elektronischen Medien stammen aus den 1960ern und 70ern. Obwohl schon nach dem Ersten Weltkrieg technisch möglich, so hatte das Fernsehen doch erst nach dem Zweiten Weltkrieg einen Aufschwung und einen Verbreitungsgrad erreicht, der eine Klassifikation als Massenmedium hätte rechtfertigen können. Während die Revolution des Informationsaustausches durch die Erfindung und Ausbreitung der Printmedien im Nachhinein als durchaus positiv empfunden wurde, da sie eine Emanzipierung der breiten Massen von etablierten Kommunikationsformen einleitete, stehen sich bei der Beurteilung der elektronischen Massenmedien seit jeher zwei Meinungspole gegenüber: Für die einen sind Medien Sinnbild und Projektionsfläche unerwünschter gesellschaftlicher Entwicklungen, und für die anderen stellen die „neuen“ Medien lediglich die Potenzierung der Möglichkeiten bisheriger Massenmedien bezüglich ihrer Informationsfunktion, gepaart mit massenwirksamer Unterhaltung, dar.

Die Angst vor eventuellen negativen Einflüssen der elektronischen Medien zu Beginn ihrer Verbreitung ist aus der Retrospektive nur dann verständlich, wenn wir uns vor Augen führen, wie revolutionär sie in den 1950ern erschienen. Sie markierten den Übergang vom mechanischen und später elektrischen Print- und Radiozeitalter zu einer Kommunikationsform, die buchstäblicherweise Raum-

¹⁷⁴ Vgl. ebd., S. 60/61. Fiske und Hartley unterscheiden hierbei drei Ebenen von Sender-Kommunikatoren: Auf dem untersten Aggregationslevel steht das Bild des Moderators, Schauspielers etc. beispielsweise auf dem Bildschirm. Diesem übergeordnet ist auf dem zweiten Level ein Verlag, Fernseh- oder Radiostation als professionelle Codierer und schließlich – auf der dritten Ebene die gesamte Kultur selbst als Makrogruppe, der die Nachricht etwas bedeutet. Die Kultur kommuniziert also mit sich selbst mithilfe der professionellen Kommunikatoren der zweiten Ebene, die sich dem Publikum als Moderatoren, Autoren etc. auf der untersten Ebene schließlich präsentieren. Vgl. ebd., S. 62.

und Zeit-Relationen aufzulösen vermochte wie kein anderes Medium zuvor. Alle Medien dienen in gewisser Weise dazu, die Wahrnehmungsfähigkeiten des Menschen entlang der Dimensionen Raum und Zeit auszuweiten, so formulierte bereits 1964 Marshall McLuhan unter der These der „extensions of man“:

Today, after more than a century of electric technology, we have extended out central nervous system itself in a global embrace, abolishing both space and time as far as our planet is concerned. Rapidly, we approach the final phase of the extensions of man – the technological simulation of consciousness, when the creative process of knowing will be collectively and corporately extended to the whole of human society [...].¹⁷⁵

Moderne Medientechnologien ermöglichen es also, quasi-virtuell an jedem beliebigen Ort der Welt nahezu zeitgleich zu sein. Hier setzt jedoch auch der erste Kritikpunkt an: Inwieweit ist der Medienrezipient in der Lage, in seiner linearen Denkweise all diese simultan stattfindenden Einflüsse zu verarbeiten und ihnen durch seine Reaktionen gerecht zu werden? Die ehemalige Entkopplung von Aktion und Reaktion durch die Zeitverzögerung der Printmedien fällt weg. Aktion und Reaktion folgen nunmehr in annähernder Nullzeit aufeinander. Objektive Selbstreflexion und Reflektion über die Nachrichten als solche wird, laut Kritikern wie McLuhan, unmöglich. Dabei scheint das positive Potenzial solcher simultaner Bewusstwerdung der Effekte jeglichen Handelns auf die Welt oftmals nicht genug gewürdigt zu werden. Von einer eher publikumsmisstrauischen Perspektive aus glauben Kritiker nicht nur ein gesteigertes Verantwortungsbewusstsein durch Information beobachten zu können, sondern in höherem Maße eher eine Abstumpfung gegenüber der Informationsflut, die nahezu ungefiltert perzipiert und durch das sie umgebende Entertainmentprogramm trivialisiert wird.

Den vorteilhaften Effekten massenmedialer Berichterstattung steht auch ein anderer wichtiges Faktum entgegen, nämlich die Tatsache, dass es nicht das primäre Ziel der Medien ist, Informationen mit den ihnen zu eigenen revolutionären Möglichkeiten sinnstiftend zu vermitteln. Die aus den Künsten bekannte Interdependenz von Gehalt und Gestalt wird zugunsten einer neuen Kongruenz dieser beiden Entitäten aufgelöst: Die Gestalt der neuen Medienformen ist zugleich deren Gehalt: „the medium is the message.“¹⁷⁶ McLuhan ist der Ansicht,

¹⁷⁵ McLuhan (1964), S. 3.

¹⁷⁶ Ebd., S. 7.

dass – anders als die Zeitungen damals – die elektronischen Medien trotz all ihrer Möglichkeiten dem massenmedialen Diskurs nichts inhaltlich Wertvolles mehr beisteuern können. Sie reflektieren nur in kondensierter Weise andere Medien so wie Licht nur dann zum Träger von Informationen für das menschliche Auge wird, wenn es auf andere Gegenstände trifft. Im Vordergrund sollte deswegen als nicht stehen, welche Nachricht die neuen Medien in informativer Weise kommunizieren, sondern welche Nachricht auf sozialer Ebene Einfluss entfaltet. Die Nachricht – wenn man ihren Einfluss so umschreiben möchte wie es McLuhan tut – ist eher geprägt durch sozialen Wandel: keine qualitativ neuen Informationen, sondern nur eine quantitative Änderung von Kommunikationsmaß und –geschwindigkeit. Man könnte somit sagen, dass die neuen Medien die soziale Matrix verändern, innerhalb der sie operieren, ohne ihr qualitativ eine neue Dimension hinzuzufügen, was die Informationen angeht. Dies ist jedoch nicht die Absicht einer „bösen“ Medienwelt. Hier kommt der Dreh- und Angelpunkt vieler Medienkritiker zum Tragen, nämlich die implizite Annahme der menschlichen Unfähigkeit, sich den Erfordernissen des neuartigen Diskurses anzupassen und ihn doch vorteilhaft auf sich einwirken zu lassen. Ergeben sich also im Laufe der medialen Weiterentwicklung Probleme (zuviel Werbung, zuviel TV-Konsum, Jugendgewalt etc.), so ist man nur allzu gern bereit, dies den technischen Neuerung des Informationszeitalters zuzuschreiben. Einige Kritiker erklären die Medien für neutral und sehen das Negative eher in ihrem Gebrauch. McLuhan allerdings sieht sie als implizit narzisstisch; neue Medien wollen ihre neuen Möglichkeiten vorführen und zwingen sich uns auf, ohne dass wir uns wehren könnten. Der Zuschauer ist hierbei das passive Opfer des Medienbestrebens nach ökonomischem Gewinn und Geltung. Die kommunizierten Fakten in Nachrichten etc. sind dabei nur Tarnung und tun noch ihr Übriges, um uns vollends zu überfordern und abstupfen zu lassen durch die von ihnen durchgeführte Reizüberflutung. Sie reproduzieren nur andere Medien wie Sprache und Schrift und berauben sie gleichzeitig ihrer Großartigkeit, da wir uns auf die neuen Facetten der Medienkommunikation stürzen, ohne sich ihrer eigentlichen Wurzeln bewusst zu sein.¹⁷⁷

¹⁷⁷ Vgl. ebd., S. 8/9, 11/12, 17, 19, 21/22 und Meyer, Thomas/Ontrup, Rüdiger/Schicha, Christian (2000b): Die Inszenierung des politischen Welt-Bildes. Politikinszenierungen zwi-

6.2. Medien als gesellschaftlicher Spiegel:

Im Laufe der letzten Jahrzehnte hat sich die Kritik an den neuen elektronischen Massenmedien weiter ausgebildet und ist differenzierter geworden. Aufgrund der Verquickung mit anderen Disziplinen wie Psychologie und Soziologie konnten viele der Befürchtungen der frühen 1960er entkräftet werden. Doch auch unter den Experten dieses multidisziplinären Ansatzes stehen sich zwei Lager gegenüber. Während das eine auf der Basis von Vorwürfen wie sie schon McLuhan vorgebracht hat argumentiert und einen destruktiven Einsatz der elektronischen Massenmedien auf das Publikum besonders vor dem Hintergrund steigenden Konsums postuliert, legen andere wie z. B. der Analytiker Paul Monaco Wert auf die Fähigkeit des Menschen, sich selbst zu bestimmen und nicht nur ein passives Opfer der Mediengesellschaft zu sein. Hierbei stimmt Monaco mit Fiskes Kernthese über den bardischen Charakter von elektronischen Massenmedien moderner Prägung überein. Nach Monaco versorgen sie uns mit Geschichten; nicht mehr und nicht weniger. Hierbei berücksichtigen diese Geschichten die zentralen Konflikte, die unsere Gesellschaft umtreiben. Diese Geschichten in der absolut fragmentierten Weise zu erzählen, derer man die Medien oft beschuldigt, ist gar nicht möglich. Der simultane Gebrauch mehrerer Stilmittel, welche die visuellen Medien bereithalten, sollte nicht drüber hinwegtäuschen, dass jedes Element eines bestimmten Darstellungsparadigmas eine inhaltliche Einheit kommuniziert, die – in syntagmatischer Sequenz – eine sinnhafte Einheit ergibt.¹⁷⁸ Schließlich sind die neuen Medien zwar immer noch linear-progressiv im Ablauf, aber in ihrem Zeichengebrauch nicht so eingeschränkt wie Sprache. Weiterhin kann auch der Trivialisierung von informativen Inhalten durch zunehmende Personenfokussierung oder sogenanntem *infotainment* dahingehend begegnet werden, dass jeder Gedanke, jede Nachricht zwangsläufig jemandes Gedanken und jemandes Nachricht ist, denn Informationen drehen sich um Personen, die somit zwangsläufig ebenfalls in den Fokus der Aufmerksamkeit rücken. Darüber hinaus fehlt es diesen „Mediengeschichten“ aufgrund ihres stark stilisierten und repetitiven Charakters oft an der Kraft und Macht jener Mythen, entlang derer Men-

schen medialem und politischem Eigenwert. in: Fischer-Lichte, Erika/Pflug, Isabel (Hrsg.): Inszenierung von Authentizität. Tübingen/Basel: Francke, S. 183.

¹⁷⁸ Monaco, Paul (1998): *Understanding Society, Culture, and Television*. Westport (Conn.)/London: Praeger, S. 6/7.

schen und Kollektive seit Jahrhunderten ihre Aktionen ausgerichtet haben. Nicht jede Geschichte ist metonymisch mit der menschlichen Kultur verwoben. Moderne Medientheoretiker schreiben im Gegensatz zu ihren Kollegen dem Leser, Zuhörer und Zuschauer durchaus die Fähigkeit zu, zu unterscheiden, wann eine Geschichte an zentrale menschliche Seinsaspekte und politisch-kulturelle Sinngehalte appelliert und wann sie lediglich der Unterhaltung dient und nicht zu irgendeiner Handlung auffordert. Zwar besitzen elektronische Medien die absolute Kontrolle über die Zeit wie sie in ihnen zum Ausdruck kommt, doch heißt dies nicht, dass sie dieselbe Kontrolle über Individuen und deren Zeiteinteilung besitzen. Sie sind sich der besonderen Möglichkeiten der Medien bewusst und erkennen visuelle Stilmittel, wenn sie zum Einsatz kommen. Bei Monaco endet diese „Kritik der Medienkritiker“ in der Feststellung:

We neither are the books we read, not the television programs we watch, not the paintings we hang on our walls. To assume so ignores all the myriad individual acts of translation and transformation that must process everything we encounter, no matter through what medium it is presented to us.¹⁷⁹

Was bleibt ist die Forderung, die Darstellung der Realität in modernen Massenmedien genau wie einen literarischen Text oder ein Gemälde als Kunstform zu betrachten und sie auch so zu behandeln und zu analysieren.¹⁸⁰

6.3. Mediale Massenkommunikation als kultureller Negativismus:

Wendet man sich dem Hauptkritikpunkt von Medienskeptikern zu, nämlich der Themenwahl moderner Medien bzw. dem Hang zur Negativdarstellung von Sachverhalten, so scheint es auf den ersten Blick durchaus ein Missverhältnis zwischen wirklich wichtigen politischen Themen und beispielsweise der Darstellung des Lebenswandels prominenter Mitmenschen zu geben. Monaco hält daran fest, dass das Interesse an den eher „düsteren“ Aspekten menschlichen Zusammenleben seit jeher Bestandteil der menschlichen Natur ist und dass eine ausgiebige Beschäftigung damit nicht zwangsläufig den Schluss zulässt, dass mit unserer Gesellschaft etwas nicht stimmt. Den Medien obliegt es nun zwangsläufig, diesem Interesse Rechnung zu tragen. Auch wenn die endgültige Umsetzung dieser Themen in Boulevardmagazinen und Talkshows nicht immer eine diffe-

¹⁷⁹ Ebd., S. 12.

¹⁸⁰ Vgl. ebd., S. 9/10, 12/13, 16.

renzierte Analyse des inhaltlichen Gegenstands erwarten lässt, so ist die Beschäftigung damit nur natürlich, und eine Kultur muss ich dafür nicht entschuldigen:

While we venerate *Oedipus Rex* as a cornerstone of Western civilization, we condemn talk shows hosts like [...] Jerry Springer.¹⁸¹

Mag diese Absolution auch sehr allgemein und extrem sein, so widerlegt sie doch den Stereotypen vom passiven Medienkonsumenten, der nur Sensationen und Katastrophen vorgesetzt bekommt, weil dies den Medienmachern so gefällt. Ein am Interesse des Publikum vorbeiproduziertes kulturell anspruchsvolles Programm – Bildung per Zwang sozusagen – kann von auf Selbsterhaltung durch öffentlich Akzeptanz angelegten Institutionen wie den Medien weder funktionslogisch noch wirtschaftlich erwartet werden:

[...] the audience itself is crucially involved in the business of production. Viewers are not so much passive recipients of what television offers, but rather are active participants in the production process – in the sense that they do not simply read off the meanings implanted here but produce their own meanings through a more active process [...].¹⁸²

Auch die Nachrichten sind somit eine Erzählung von Geschichten und zwar von Geschichten, die sich mit „abnormalen“, d. h. nicht alltäglichen Ereignissen befassen. Medien für die Existenz sozialer Übel anzuklagen, ist somit kurzsichtig. Empirische Studien belegen, dass die Mehrheit von Mediennutzern, besonders Fernsehzuschauer, dem Gesehenen nicht unreflektiert glauben, sondern sehr skeptisch sind, eben weil sie wissen, welche außerordentlichen Möglichkeiten diesem Medium zur subjektiven Darstellung der Realität zur Verfügung stehen. Die Bereitschaft, gesehene Verhaltensmuster nachzuahmen, ist selbst bei Jugendlichen von zweifelhafter empirischer Nachprüfbarkeit. Durch die selektive Hervorhebung gewalttätiger Darstellungen in den Medien und unter Vernachlässigung positiver „vorbildlicher“ Verhaltensweisen, die ebenfalls gezeigt werden, scheint jedoch die Korrelation zwischen mehr Gewalt im TV und mehr Gewalt in der Gesellschaft eine naheliegende und überzeugende zu sein. Allein die Eindimensionalität dieser Erklärungsversuche sollte vor dem Hintergrund der

¹⁸¹ Ebd., S. 29.

¹⁸² Kilborn, Robert (1992): How Are Television Soaps Produced? in: Kilborn, Robert (Hrsg.): Television Soaps. London: Batsford, S. 306.

Komplexität des menschlichen Geistes und der mannigfachen Sinneseindrücke, die ihn außerhalb seiner Existenz als Medienrezipient zusätzlich prägen, zur Skepsis anhalten. Schließlich, um ein Beispiel aus der amerikanischen *popular culture* anzuführen, brach in den 1960ern, inspiriert von einer liberalen studentischen Bildungselite, eine ganze Generation zu sexueller Befreiung und der Errichtung einer regelrechten Gegenkultur auf, während das US-Fernsehen der damaligen Zeit Zungenküsse und Doppelbetten in Elternschlafzimmern von den Bildschirmen verbannt hatte.¹⁸³

Die Interpretation des Medieneinflusses und somit die Kritik der modernen elektronischen Massenmedien ist weniger vor dem Hintergrund des tatsächlichen Medieninhalts zu sehen als vielmehr mit Blick auf die Frage, wer den Einfluss der Medien interpretiert. Oftmals finden sich zu ein und demselben Medium, sogar zu ein und derselben Sendung, Berichterstattung oder Internetseite vielfältige Meinungen über deren positiven oder negativen sozialen Auswirkungen, je nachdem, welche Lobby oder welche Interessenvertretung man fragt. Die Medien sind deswegen in der Tat eher Spiegel denn Generator sozialer Problemstellungen. Medienkonsumenten sind keine undifferenzierte und geistlos passive Masse, sondern zuweilen durchaus aufmerksam und wählerisch bezüglich ihrer Konsumgewohnheiten, so dass Verallgemeinerungen über den Einfluss von Medien aufgrund der heterogenen Zielgruppe kaum seriös sind. Eine sich immer weiter wandelnde Gesellschaft, gepaart mit Medien, denen ein beträchtliches Instrumentarium neuerdings visueller Mittel zur Verfügung steht, ist keine valide Prämisse dafür, dass das eine untrennbar mit dem anderen verbunden ist.¹⁸⁴

7. Zwischenfazit zu Kapitel IV: Die Auflösung der Realität?

Wann immer Individuen Darstellungen scheinbar realer Ereignisse wie z. B. politische Handlungen und Entscheidungen in den Medien – besonders im Fernsehen – wahrnehmen, sind sie geneigt zu glauben, dass sie lediglich ein Spiegel-

¹⁸³ Vgl. Monaco (1998), S. 27 – 33. Monaco weist auch darauf hin, dass in anderen Ländern mit wesentlich freizügigerem Fernsehprogramm die Gewaltstatistiken nicht etwa explodieren, sondern eher im Gegenteil niedriger sind. Diese Argumente sollten aufgrund fehlender kultureller Vergleichbarkeit zwischen ganzen Ländern und der Art wie die jeweilige Kultur den Umgang mit Medieninhalten regelt nicht überbewertet werden, doch ist es ein weiterer Indikator für die kritikwürdige Korrelation von Medieneinfluss und negativen sozialen Auswirkungen.

¹⁸⁴ Vgl. ebd., S. 34/35.

bild einer ansonsten „realen“ Realität sind, die wir wie durch ein Fernglas beobachten. Schon Marshall McLuhan stellte in den 1960ern als eines der zentralen Charakteristika der damals noch relativ neuen elektronischen Massenmedien fest, dass das Fernsehen es uns erlaubt, zu jeder Zeit an jedem Ort der Welt zu sein und somit unseren beschränkten physischen Wahrnehmungshorizont zu erweitern; die damit verbundene Reizüberflutung bewertete McLuhan freilich äußerst negativ.¹⁸⁵ Die Thesen des Philosophen, Soziologen und Medienforschers Jean Baudrillard postuliert hingegen eine Verneinung der Existenz einer objektiv erfassbaren Realität. Alles das, was wir erfahren können, ist eine durch die Medien vermittelte, hyperreale Simulation der Realität.¹⁸⁶

Vereinfacht gesprochen besagt diese These Baudrillards, dass die klassische Verknüpfung von struktureller und funktionaler Doppelseitigkeit eines Zeichens aufgelöst wird. Der funktionale Aspekt, der bisher den Zusammenhang zwischen Bezeichnendem und Bezeichnetem beschrieb, erlischt zugunsten reiner Strukturalität. Sie definiert die Bedeutung eines Zeichens nur noch durch seine Relation zu anderen Zeichen, nicht aber durch sein Verhältnis zu einem realen Referenzpunkt und realem Inhalt - „göttliche Referenzlosigkeit“¹⁸⁷ in Baudrillards Worten. Gewohnte binäre Gegensätze wie „gut und böse“, „schön und hässlich“ werden durch nicht-lineare Codes ersetzt.¹⁸⁸ Das Resultat ist vollständige Simulation: ein unbestimmter Fluss miteinander interagierender Zeichen ohne bestimmten inhaltlichen Wert. Ihre wechselseitige Austauschbarkeit bestimmt nun ihren Wert. Diese „Metaphysik des Codes“¹⁸⁹ von heute ist der Höhepunkt einer Entwicklung, die mit der Imitation der Natur während der Renaissance und der Massenproduktion von Zeichen des Industriezeitalters ihren Anfang nahm.¹⁹⁰

Diese Thesen sind durchaus radikal. Schließlich genießt der Berufsstand des „seriösen Journalisten“ – besonders wenn er für ein nationales, traditionelles Leitmedium arbeitet - ein durchaus hohes Ansehen, was Kritik erschwerend ent-

¹⁸⁵ Vgl. McLuhan (1964): S. 5, 17.

¹⁸⁶ Vgl. Baringhorst (1995), S. 9 und Doelker (1999), S. 23 – 28 sowie Poster, Mark (2000): *Theorizing Virtual Reality: Baudrillard und Derrida*. in: Sandbothe, Mike/Marotzki, Winfried (Hrsg.): *Subjektivität und Öffentlichkeit. Kulturwissenschaftliche Grundlagenprobleme virtueller Welten*. Köln: Herbert von Halem, S. 64 – 71.

¹⁸⁷ Baudrillard, Jean (1978): *Agonie des Realen*. Berlin: Merve, S. 10.

¹⁸⁸ Vgl. Baudrillard (1982), S. 17/18, 20/21.

¹⁸⁹ Ebd., S. 90.

¹⁹⁰ Vgl. ebd., S. 112 und auch Blask, Falko (1995): *Baudrillard zur Einführung*. Hamburg: Junius, S. 29 – 33.

gegensteht.¹⁹¹ „Journalism is the art of visualization“¹⁹², bei der sich „Journalismus“ und „Wahrheit“ vereinzelt unversöhnlich gegenüberstehen können.¹⁹³ Bedenkt man zudem, inwieweit sich „gute“ Journalisten mittlerweile selbst zu Stars emporgearbeitet haben und welche Macht als „Weltbild-Konstrukteure“ auch durch die technischen Möglichkeiten des Fernsehens sie haben, so ist zumindest die Möglichkeit, dass es alternative Realitätsdeutungen zu denen der Medienmacher geben kann, nicht von der Hand zu weisen.¹⁹⁴ So sehr sich Massenmedien und Massenkultur auch bedingen mögen, so gering kann jedoch auch die Deckungsgleichheit zwischen der Lebensrealität des Rezipienten und der Realität in den Medien sein.¹⁹⁵ „Wirklichkeit“ und „Wissen“ sind trotz der Medien noch nicht eins.¹⁹⁶

¹⁹¹ Vgl. Halff, Gregor (1998): Wa(h)re Bilder? Zur Glaubwürdigkeit von Fernsehnachrichten. in: Kamps, Klaus/Meckel, Miriam (Hrsg.): Fernsehen. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 127, 130/131 und auch Brosius, Hans-Bernd (1998): Visualisierung von Fernsehnachrichten. Text-Bild-Beziehungen und ihre Bedeutung für die Informationsleistung. in: Kamps, Klaus/Meckel, Miriam (Hrsg.): Fernsehen. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 213. Die Doppelrolle des Journalisten als Mediator und Erzeuger von Realität am Beispiel der Berichterstattung über den 11. September 2001 beleuchtet auch Haller, Michael (2002); Journalismus im Medien-Theater. in: Schicha, Christian/Brosda, Carsten (Hrsg.): Medien und Terrorismus. Reaktionen auf den 11. September 2001. Münster/Hamburg/London: LIT, S. 46 – 52.

¹⁹² Hartley, John (1992): The Politics of Pictures. The creation of the public in the age of popular media. London/New York: Routledge, S. 140.

¹⁹³ Vgl. ebd., S. 146 – 149 und Hommes (1975), S. 126/129.

¹⁹⁴ Vgl. Weischenberg, Siegfried/Scholl, Armin (1998): Die Wahr-Sager. Wirklichkeiten des Nachrichtenjournalismus im Fernsehen. in: Kamps, Klaus/Meckel, Miriam (Hrsg.): Fernsehen. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 137, 146 und Meckel, Miriam (1998): Nachrichten aus Cyburbia . Virtualisierung und Hybridisierung des Fernsehens. in: Kamps, Klaus/Meckel, Miriam (Hrsg.): Fernsehen. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 202 – 212 sowie Hommes (1975), S. 123. Verstärkend kommt noch die Marktbeherrschung durch große Nachrichtenagenturen wie *Reuters* und *AP* hinzu, worauf aber hier nicht weiter eingegangen werden soll. Zu diesem Themenkomplex sei empfohlen Stirnberg, Uwe (1998): Globale Giganten. Die Rolle der Agenturen am Beispiel Reuters TV und APTV. in: Kamps, Klaus/Meckel, Miriam (Hrsg.): Fernsehen. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 147 – 166.

¹⁹⁵ Willemsen, Roger (1998): Nachrichten von Nirgendwo. Plädoyer für eine kopernikanische Wende der Nachricht. in: Kamps, Klaus/Meckel, Miriam (Hrsg.): Fernsehen. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 302. „Kopernikanisch“ bezieht sich auf eine von Winfried Schulz eingeführte Metapher, nach der die „ptolemäische“ Sicht der Medienwirkungsforschung auf eine „Spiegelfunktion“ der Medien und ihre passive Vermittlerrolle als Fremdkörper im gesamtgesellschaftlichen System abstellt, offensichtlich z. B. bei Elisabeth Noelle-Neumann, während die von Schulz postulierte „kopernikanische Wende“ den Interdependenzprozess zwischen Medien und Gesellschaft als Suprasystem anerkennt, innerhalb dessen die Medien nicht nur passive Informationsvermittler sind, sondern realitätsbildend wirken, und zwar gemäß ihrer eigenen Funktionslogik. Davon wird auch im folgenden Kapitel noch zu reden sein. Vgl. Schulz, Winfried (1989): Medien und Realität. Die „ptolemäische“ und die „kopernikanische“ Auffassung. in: Kaase, Max/Schulz, Winfried (Hrsg.): Massenkommunikation. Theorien, Methoden, Befunde. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 140 – 146 und dazu Meyer/Ontrup/Schicha (2000b), S. 183/184.

V. Mediendemokratien als Bezugsrahmen

So inszenieren Politiker Medien- und damit werbewirksame Auftritte [...]. Auch hier zeigt sich vielmehr die Parallele zu kommerziellen Werbespots, die wenig oder nichts über den Nutzen der zu verkaufenden Produkte, umso mehr aber über die mit ihnen assoziierten Gefühlsbilder sagen.¹⁹⁷

- Rüdiger Voigt (1989): *Mythen, Rituale und Symbole in der Politik* -

Selten ist so deutlich geworden wie an diesem Tag, wie das tatsächlich funktioniert, wenn Medien Politik machen. Die Politik benutzt Medien im Wortsinn, als Mittel, um Tatsachen zu schaffen, sie hat Medien die Bedeutung des Mitspielers gegeben. Politiker haben sich mit Zeitungen, Fernsehen und Rundfunk ein Kommunikationszentrum geschaffen, das außerhalb der parlamentarischen Institutionen die Arbeit tut.¹⁹⁸

- Matthias Greyer & Dirk Kurbjuweit (2005): „Die Mechanik der Macht“ -

Synopsis:

Aufbauend auf den Ausführungen aus dem vorangegangenen Kapitel zu Medien, Kommunikation und Massenkommunikation in ihren kulturellen Dimensionen, wird sich dieses Kapitel mit dem Phänomen der Mediendemokratie beschäftigen, welches mit seinen medienzentrierten Kommunikationsformen und seinen politischen Rollenerwartungen den Handlungsrahmen moderner Politischer Kommunikation und somit auch Symbolischer Politik in Abhängigkeit von Politischer Kultur darstellt. Es werden Entstehungsbedingungen, Charakteristika, Ausprägungen und Funktionslogik beleuchtet werden sowie der Beitrag mediendemokratischer Kommunikation zu politischer Mythenbildung. Besonderes Augenmerk soll auch auf der Interpenetration von politischer und medialer Sphäre liegen.

1. Einleitung

Dass sich Politiker in modernen, entwickelten Demokratien in ihrer politischen Darstellung und bei der Vermittlung von Inhalten mittlerweile auch an den Erfordernissen der Massenmedien orientieren müssen, dürfte niemanden mehr

¹⁹⁶ Berger/Luckmann (1991), S. 1. „Wirklichkeit“ definieren die Autoren dort als „Qualität von Phänomenen [...], die ungeachtet unseres Willens vorhanden sind“ und „Wissen“ als „die Gewißheit, daß Phänomene wirklich sind und bestimmbare Eigenschaften haben“. Siehe auch Maurer, Marcus (2003): Politikverdrossenheit durch Medienberichterstattung. Eine Paneluntersuchung. Konstanz: UVK, S. 55/56.

¹⁹⁷ Voigt, Rüdiger (1989): Mythen, Rituale und Symbole in der Politik. in: Voigt, Rüdiger (Hrsg.): Symbole der Politik. Politik der Symbole. Opladen: Leske + Budrich, S. 25.

¹⁹⁸ Greyer, Matthias/Kurbjuweit, Dirk (2005): Die Mechanik der Macht. in: DER SPIEGEL Nr. 47/21.11.05. Hamburg: SPIEGEL-Verlag, S. 27.

überraschen, denn „Politik und Inszenierung gehören längst unverbrüchlich zueinander“¹⁹⁹, und

[m]ehr denn je gilt für die Politik in demokratietheoretischer Hinsicht das Prinzip der „Legitimation durch Kommunikation“ [...] und politisch-praktisch die Regel, daß Medienpräsenz und Medienkompetenz zu einem zentralen Element politischer Stilbildung ebenso wie politischer Machtsicherung in der Mediengesellschaft geworden ist.²⁰⁰

Auch Blumler und Gurevitch sprechen bereits seit den spätern 1970ern von einer „Politischen Kommunikationskultur“, die – basierend auf der Interaktion von politischer und medialer Sphäre – sozusagen eine Subkultur der allgemeinen Politischen Kultur ist wie sie später noch ausführlich beleuchtet werden soll:

The linkages between the mass media and politics [are the] communication relevant aspects of political culture.²⁰¹

Besonders die amerikanische Politszene mit ihrer scheinbar grenzenlosen Symbolsucht und dem Verlangen der Politiker, sich als nationale Ikonen zu gerieren, stößt dabei immer wieder auf Verwunderung. Politische Kommunikation hat hier offensichtlich – so ein Diktum Sarcinellis – „immer auch mit politischer Macht zu tun“²⁰², und „Aufmerksamkeit ist das höchste Gut der Massenkommunikation“.²⁰³ Mittlerweile, so z. B. geschehen durch Vertreter der deutschen FDP auf der *Republican National Convention* 2004, schicken auch deutsche Parteien ihre Vertreter auf amerikanische „Polit-Events“, welche zu den Medienereignis-

¹⁹⁹ Bieber, Christoph (2001): Politische Online-Inszenierungen. in: Kleinsteuber, Hans J. (Hrsg.): Aktuelle Medientrends in den USA. Journalismus, politische Kommunikation im Zeitalter der Digitalisierung. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 265.

²⁰⁰ Sarcinelli, Ulrich (2001): Stilbildung und Machtsicherung – Bundespräsident und Bundeskanzler in der politischen Kommunikation. in: Diekmannshenke, Hajo/Meißner, Iris (Hrsg.): Politische Kommunikation im historischen Wandel. Tübingen: Stauffenberg, S. 93 mit Verweis auf die eigene Veröffentlichung Sarcinelli, Ulrich (1998): Repräsentation oder Diskurs? Zu Legitimität und Legitimitätswandel durch politische Kommunikation. in: Zeitschrift für Politikwissenschaft 8, H. 2. Wiesbaden: VS, S. 547 – 567.

²⁰¹ Pfetsch (2003), S. 31 mit Verweis auf Blumler, Jay G./Gurevitch, Michael (1995): *The Crisis of Public Communication*. London/New York: Routledge, S. 12. Blumler und Gurevitchs Verständnis von Politischer Kommunikationskultur knüpft in seinen Grundlagen direkt an das Politische Kulturkonzept von Almond und Verba an, welches noch diskutiert werden wird.

²⁰² Jarren, Otfried/Sarcinelli, Ulrich (1998): „Politische Kommunikation“ als Forschungs- und als politisches Handlungsfeld: Einleitende Anmerkungen zum Versuch der systematischen Erschließung. in: Jarren, Otfried/Sarcinelli, Ulrich/Saxer, Ulrich (Hrsg.): *Politische Kommunikation in der demokratischen Gesellschaft*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 13.

²⁰³ Debatin, Bernhard (2002): *Semiotik des Terrors: Luftschiffbruch mit Zuschauern*. in: Schicha, Christian/Brosda, Carsten (Hrsg.): *Medien und Terrorismus. Reaktionen auf den 11. September 2001*. Münster/Hamburg/London: LIT, S. 25.

sen gehörten, obwohl ihre systemfunktionale Bedeutung wie im Falle der amerikanischen Parteitage eher gering ist. Für die Erzeugung affektiven *supports* für den eigenen Kandidaten beispielsweise jedoch sind sie von unschätzbarem Wert für Demokraten und Republikaner gleichermaßen.²⁰⁴

Beim Betrachten dieser Veranstaltungen wird schnell deutlich, dass alles daran gesetzt wird, den Erwartungen der Bevölkerung gerecht zu werden, um ein „Produkt“ zu verkaufen. Ein wichtiges Mittel bei der Befriedigung der Erwartungen der Öffentlichkeit ist dabei das Schlüpfen in bestimmte Rollen, also die Integration von Stereotypen in die eigene Selbstdarstellung. Dabei sind die verkörperten Rollen durchaus wechselnd, da sie dem entsprechen müssen, was die Demoskopen als die relevanten Rollenerwartungen der Amerikaner ermitteln.²⁰⁵

Die Voraussetzungen politischen Rollenverhalten sind die funktionslogischen Merkmale moderner Mediendemokratien, die mit ihrer diversifizierten Medienlandschaft den Bedürfnissen nach Sichtbarmachung von Macht Rechnung tragen, die in den Eingangskapiteln erläutert wurden.

2. Die Funktionen von Massenmedien in Mediendemokratien

2.1. „Harte“, klassische Funktionen:

Mit dem Wandel der Medien hin zu massenwirksamen Kommunikationskanälen haben sich auch die Funktionen verändert, die die Politikwissenschaft den Medien innerhalb des politischen Gesamtsystems beimisst. Die klassischen, politischen Medienfunktionen – ganz im Sinne „harter“ Systemfunktionen - wurden bereits früh u. a. von Ronneberger auf Basis der Annahme der Schaffung eines „Raumes der Öffentlichkeit“²⁰⁶ formuliert als

a) **Herstellung von Öffentlichkeit:**

Die Medien bieten – unter Ablösung des ständigen *face-to-face*-Austausches – ein Forum der Meinungsbildung für die politischen Akteure, wobei theoretisch al-

²⁰⁴ Vgl. Sarcinelli, Ulrich (1987): Symbolische Politik. Zur Bedeutung symbolischen Handelns in der Wahlkampfkommunikation der Bundesrepublik Deutschland. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 175 – 177.

²⁰⁵ Nach Murray Edelman ist die Wahl zwischen zwei (scheinbaren) Fundamentalalternativen die grundlegende Voraussetzung für das Funktionieren des Polittheaters, das Veränderung dort vorgaukelt, wo in Wirklichkeit nur die Beibehaltung des *status quo* für alle Seiten beabsichtigt wird. Vgl. dazu Edelman, Murray (1988): Constructing the Political Spectacle. Chicago/London: Chicago UP, S. 49 – 51.

²⁰⁶ Ronneberger, Franz (1964): Die politischen Funktionen der Massenkommunikationsmittel. in: Publizistik 9. Heft 4. Wiesbaden: VS, S. 294 und Gellner, Winand (1998): Das Ende der Öffentlichkeit? in: Gellner, Winand/Korff, Fritz von (Hrsg.): Demokratie und Internet. Baden-Baden: Nomos, S. 11.

le die Möglichkeit haben, sich Gehör zu verschaffen, die Medien *de facto* jedoch die Meinungsbildung vorstrukturieren.

b) Sozialisationsfunktion:

Den Medien obliegt die Aufklärung aller Bürger über die grundlegenden Spielregeln innerhalb einer freiheitlich-demokratischen Gesellschaft, womit sie das öffentliche Bildungssystem ergänzen.

c) Kritik- und Kontrollfunktion:

Die Medien nehmen die Aufgabe einer „Vierten Gewalt“²⁰⁷ im Staate ein, wie sie manchmal kritisch genannt werden, indem sie Sach-, Personal- und Stilkritik an allen politischen Akteuren und deren Entscheidungen üben. Machtmissbrauch soll so verhindert werden.

d) Bildungs- und Erziehungsfunktion:

Im Vordergrund steht die Aufgabe, die Bürger zur politischen Partizipation zu befähigen. Die Medien versorgen sie in Hinblick darauf mit notwendigen Fakten und Zusammenhängen und erklären die politischen Prozesse, so dass wir innerhalb dieser agieren können.²⁰⁸

Diese Funktionslogik beruht auf einem Medienverständnis, das Rundfunk, Print und dergleichen als relativ neutrale Mittler sieht, die eine *gatekeeper*-Funktion zwischen Bevölkerung und dem Zentralen Politischen Entscheidungssystem darstellen.²⁰⁹ Sie treten damit an die Seite von Parteien und Interessengruppen, die ihrerseits dafür verantwortlich sind, den *input* aus den Bevölkerungsschichten, die sie vertreten, in das Entscheidungssystem einzuspeisen, damit er dort durch politische Mechanismen (Gesetzgebung etc.) in *output* transformiert werden kann. Die Reaktion der Bevölkerung auf diesen *output* wird dann wiederum durch die Medien den politischen Entscheidern mitgeteilt, so dass ein Kreislauf aus Information und Reaktion auf Information entsteht.

²⁰⁷ Dieser Terminus ist höchst umstritten, da er von einigen positiv im Sinne der Medien als „öffentlicher Wachhund“ benutzt wird, der eine vierte Säule des Montesquieuschen Systems darstellt, während andere ihn verwenden, um auf die Gefahr steigender Medienmacht und der Notwendigkeit, diese zu kontrollieren, hinzuweisen. Vgl. Boverter, Hermann (1993): Sind Journalisten die Vierte Gewalt? Demokratie und Medien. in: Boverter, Hermann (Hrsg.): Medien und Demokratie. Nähe und Distanz zur Politik. Konstanz: UVK, S. 127, 141/142.

²⁰⁸ Vgl. dazu Chill, Hanni/Meyn, Hermann (1998): Massenmedien. Informationen zur Politischen Bildung, Heft 260. Bonn. Bundeszentrale für politische Bildung, S. 3 – 6 sowie Bergsdorf, Wolfgang (1980): Die vierte Gewalt. Einführung in die politische Massenkommunikation. Mainz: v. Hase & Koehler, S. 75 – 9 und auch Kamps, Klaus (1999): Politik in Fernsehnachrichten. Struktur und Präsentation internationaler Ereignisse – Ein Vergleich. Baden-Baden: Nomos, S. 60 – 64. Siehe insbesondere zur den ursprünglichen Thesen Ronnebergers Burkart (1983), S. 144 – 148. Zu einer positiven Bewertung der Medien im Hinblick auf ihre bildende, realitätskonstruierende Funktion sei verwiesen auf Neuman, Russell/Just, Marion R./Crigler, Ann N. (1992): Common Knowledge. News and the Construction of Political Meaning. Chicago/London: Chicago UP.

²⁰⁹ Vgl. Rickenbacher, Iwan (1995): Politische Kommunikation. Bern/Stuttgart/Wien: Haupt, S. 14.

Es veranschaulicht dies auch die Annahme einer eher schwachen Medienwirkung, die innerhalb der Medienwirkungsanalyse von 1940 bis ca. 1970 vorherrschend war und die Annahme einer starken Medienwirkung bis 1940 ablöste. Diese hatte – wohl auch aufgrund der fehlenden Erfahrung mit massenmedialer Kommunikation – auf einer einfachen *stimulus-response*-These in Bezug auf die Publikumsreaktionen beruht. Danach wurde die Betrachtungsweise differenzierter, und bezog auch die Möglichkeit selektiver Informationsassimilation durch das Publikum mit ein, d. h. dass die Bedeutung negierender bzw. bestätigender Informationen unterschiedlich in Hinblick auf bereits bestehende Publikumseinstellungen gewertet werden. Dies relativierte die scheinbare Allmacht der Medien.²¹⁰

Erweitern lassen sich die klassischen Medienfunktionen nach Ronneberger noch um die

- e) Vermittlungsagenturfunktion**
- f) Informationsfunktion**
- g) Thematisierungsfunktion**
- h) Filterfunktion**

Diese Funktionen illustrieren den bis heute vorherrschenden Ansatz innerhalb der Medienwirkungsanalyse, nämlich den der selektiven Medienwirkung, der die Thematisierungsmacht der Medien aufgreift, die durch die Möglichkeit, bestimmte Themen auf- bzw. abzuwerten, die Macht haben zu bestimmen, worüber die Öffentlichkeit diskutiert, ohne dass diese Themen zwangsläufig die objektive relevantesten sein müssen. Die Ansätze für Kritik an dieser Medienmacht sind offensichtlich und ein vielbemühter analytischer Allgemeinplatz.²¹¹

Bereits an dieser Stelle wird deutlich, dass die Prämisse uneingeschränkter Neutralität bei der Erfüllung der *gatekeeper*-Funktion durch die Medien so nicht haltbar ist, denn schließlich müssen Standards und Regelungen existieren, anhand derer thematisiert und selektiert wird. Dies führt dazu, dass den Medien – besonders vor dem Hintergrund des schwindenden *supports* für Parteien - als

²¹⁰ Siehe dazu Brosius, Hans-Bernd (1997): Modelle und Ansätze der Medienwirkungsforschung – Überblick über ein dynamisches Forschungsfeld. Bonn: ZV Service, S. 13, 37, 20, 41, 48 und Rössler, Patrick (1997): Agenda Setting. Theoretische Annahmen und empirische Evidenzen einer Medienwirkungshypothese. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 15 sowie ausführlich Wilke, Jürgen (1986): Ansätze zu einer Wirkungsgeschichte der Medien. in: Mahle, Walter A. (Hrsg.): Langfristige Medienwirkungen. Berlin: Wissenschaftsverlag Volker Spiess, S. 21 – 26.

²¹¹ Vgl. Brosius (1997), S. 17, 41, 20.

alternative Foren der politischen Willensbildung eine größere Rolle zukommt. Die Analyse dieser gewachsenen Bedeutung der Medien im Demokratischen Prozess bringt uns zum Konzept der Mediendemokratie. Innerhalb dieses Referenzrahmens wird die Annahme der Neutralität der Medien aufgegeben, denn schließlich bedarf es zur Filterung und Thematisierung gewisser Regeln und Standards innerhalb des Mediensystems, welche auf eine zunehmende Eigendynamik dieses gesellschaftlichen Subsystems hindeuten.

2.2. „Weiche“, sozio-kulturelle Funktionen:

Neben den systemischen Funktionen sollen an dieser Stelle auch die Ansätze des vorherigen Kapitels über Kultur und Medienkommunikation nicht vergessen werden, in denen die Medienfunktionen Ronnebergers u. a. durchaus erkennbar sind. Diese Ansätze sollen an dieser Stelle als „weiche“, politisch-kulturell abhängige Medienfunktionen festgehalten werden. Besonders der Einfluss der Medien auf unser Leben ist einer der vieldiskutiertesten Sachverhalte auch der Kulturforschung. Egal, ob wir nun den Medienkritikern glauben wollen, die die zunehmende Gewaltbereitschaft unter Jugendlichen durch deren Medienkonsum zu erklären suchen, oder ob man eher mit Psychologen glaubt, die den Medien hierbei nur eine marginale Rolle zugestehen, eins ist offensichtlich: Die Medien beeinflussen in der Tat unser Leben, und wenn auch nur dadurch, dass unser Medienkonsum stetig im Steigen begriffen ist. Dies trifft nicht mehr nur in traditioneller Weise auf das Massenmedium Fernsehen zu, sondern insbesondere auf das Internet. Es scheint somit nicht abwegig anzunehmen, dass immer mehr Codes über die Medien aufgenommen und nicht nur passiv rezipiert werden, sondern auch mit und über sie kommuniziert wird, was als Reaktion auf den Medienkonsum gedeutet werden kann. Wertfrei mag man also durchaus von einer Beeinflussung des Lebens durch die Medien ausgehen.

Welche konkreten Funktionen und Einflüsse lassen sich festhalten und für den weiteren Verlauf der Untersuchungen operationalisieren? Es sind dies besonders die Forschungsansätze der amerikanischen Funktionalisten. Sie gehen davon aus, dass der Medienkonsument ein Individuum mit bestimmten psychologischen Bedürfnissen ist, die es teilweise durch die Medien befriedigt. Es sind dies nach Katz besonders kognitive Bedürfnisse:

- a) Informationsgewinnung**
- b) affektive Bedürfnisse: Freude an ästhetischer Erfahrung**

- c) **persönlich integrative Bedürfnisse: Selbstbestätigung z. B. durch „Mitredekönnen“**
- d) **sozial integrative Bedürfnisse: Kontakt zu anderen mithilfe der Massenmedien**
- e) **Spannungsabbaubedürfnisse: Ablenkung und Unterhaltung**²¹²

Ähnlich formulieren De Fleur und Ball-Rokeach zentral, dass die Medien uns

- a) **helfen, die Welt zu verstehen,**
- b) **uns befähigen, in der Welt zu interagieren und**
- c) **uns Fluchtmöglichkeiten vor Problemen und Spannungen bieten.**²¹³

In Ergänzung dazu argumentiert Wright, dass Nachrichten und Unterhaltung die Basisbedürfnisse sind, die das Individuum zu befriedigen sucht, und dass diese im Gleichgewicht stehen müssen, denn sonst würden wir von der Fülle der Nachrichten überwältigt werden und unsere Spannungen eher zunehmen als abgebaut werden. Unterhaltung ist also ein Mittel, mit der teilweise schwer zu verarbeitende Nachrichten zugänglich gemacht werden. Einige Experten leiten daraus sogar gewisse Entzugserscheinungen bei Wegfall der täglichen Mediendosis ab (*media-deprivation*).²¹⁴

Neben den Theorien vorzugsweise der 60er und 70er Jahre des vergangenen Jahrhunderts, die sich ganz der Analyse möglicher Manipulationseffekte und negativer Konsequenzen der damals noch relativ neuen elektronischen Medien widmeten, darf jedoch die mediale Primärfunktion der Kommunikation nicht vergessen werden. Das Publikum ist schließlich nicht nur eine in Zielgruppen aufgeteilte Masse, die von der Werbewirtschaft beeinflusst werden soll, sondern Teilnehmer eines Kommunikationsprozesses, in der Regel nämlich der Rezipient. Medieneinfluss via Kommunikation beruht dabei in Übereinstimmung mit McQuail auf „voluntary compliance of the receiver to the sender“.²¹⁵ In Anlehnung an die Thesen Luhmanns über Macht kann argumentiert werden, dass Macht, d. h. die Fähigkeit die Alternativen das Gegenüber zu beeinflussen, sich in kommunikativen Prozessen manifestiert. Mit McQuail lässt sich hinzufügen, dass dieser Einfluss umso größer sein muss

- a) **je ausgeprägter die „Monopolstellung“ eines bestimmten Mediums beim Empfänger ist,**

²¹² Vgl. Fiske/Hartley (1964), S. 53 und ähnlich bei Kamps (1999), S. 65 – 71.

²¹³ Vgl. Fiske/Hartley (1964), S. 53.

²¹⁴ Vgl. ebd., S. 54 - 56.

²¹⁵ McQuail wird zitiert ebd., S. 58.

- b) je höher die Übereinstimmung von Nachricht und bereits vorgefasster Meinungen des Empfängers,**
- c) je weiter die angesprochenen Themen vom Interessens- und Wissensschwerpunkt des Rezipienten entfernt sind,**
- d) je mächtiger und verlässlicher die Informationsquelle scheint und schließlich**
- e) je ausgeprägter die Akzeptanz des Kommunikationsinhaltes im sozialen Umfeld des Empfängers ist.**

Medien bieten also einen Referenzrahmen und einen Schatz an kognitiven Details und politisch-kulturellen Deutungsmustern an, mithilfe derer die Welt verstanden werden kann.²¹⁶

2.3. „Rituelle“, mythische Funktionen:

Die abstrakten kulturellen Funktionen der (elektronischen) Massenmedien dürften vielfältig sein. Dennoch scheint eine Funktion ganz besonders im Mittelpunkt zu stehen; eine Funktion, die Fiske und Hartley bereits in den 1960ern als „bar-disch“ bezeichneten.²¹⁷

Habermas definiert Mythos als Ausgangspunkt einer „symbolischen Ordnung“²¹⁸, in der die Welt abgebildet werden kann, in der Regel durch Sprache. Genau wie der Barde in der keltischen Tradition sind auch seine modernen Äquivalente Übermittler der Sprache. Sie benutzen die Sprache ihrer Zeit, um ihr Publikum mit einer Version ihrer selbst zu konfrontieren, in der sie aktuelle Strömungen und Probleme verarbeiten.²¹⁹ Ebenso verarbeitet z. B. das Fernsehen unserer alltäglichen Sinneserfahrungen in einer speziellen, wenn auch weniger formalisierten, mediengerechten Weise: „Das Fernsehen ist ein Mythenproduzent, der größte Geschichtenerzähler, den es je gegeben hat.“²²⁰

Weiterhin wussten sowohl die Barden von einst wie auch die Medienmächtigen von heute, dass ihre Nachrichten die Politische Kultur desjenigen Kollektivs befriedigen müssen, für dessen Augen und Ohren es bestimmt ist. Im Zweifelsfall stehen dabei die Bedürfnisse des Sender-Kommunikators und vor

²¹⁶ Vgl. ebd., S. 58 – 60.

²¹⁷ Vgl. auch Hicketier, Knut (1998): Narrative Navigation durchs Weltgeschehen. Erzählstrukturen in Fernsehnachrichten. in: Kamps, Klaus/Meckel, Miriam (Hrsg.): Fernsehen. Op-laden: Westdeutscher Verlag, S. 186/187.

²¹⁸ Habermas (1981a), S. 76.

²¹⁹ Vgl. Hicketier (1998), S. 188.

²²⁰ Janowski, Hans-Norbert (1993): Kommunikation als öffentliches Ritual. Mediendemokratie und Medienreligion. in: Boverter, Hermann (Hrsg.): Medien und Demokratie. Nähe und Distanz zur Politik. UVK: Konstanz, S. 45.

allem auch des „Textes“ hinter denen des Empfängers zurück. Es klingen hier die geläufigsten Kritikpunkte in Bezug auf modernen Medienberichterstattung mit, nämlich der Vorwurf, der Inhalt der Botschaft träte beständig hinter dem Erfordernis der Einschaltquoten-, Zuhörerzahlen- oder Auflagenmaximierung zurück. Es ist nicht der Autor, Regisseur oder Politiker als Produzent einer Botschaft, sondern der Vermittler, dem die Enkodierung der Botschaft entlang kultureller Konventionen des Kollektivs obliegt und der somit für den Erfolg des Kommunikationsprozesses verantwortlich zeichnet. Der bardische Mediator steht somit im Zentrum einer Kultur, deren Menschen er zu erreichen sucht. Die heutigen Massenmedien sind hoch zentralisiert und sie konstituieren für viele Menschen den gesellschaftlichen Kern des Lebens, da es primär jene Medien sind, die zu effizienter sozialer Aktion befähigen. Sie verleihen der fragmentierten Gesellschaft Kohäsion, da sie zu allen Menschen auf Basis eines allgemein verständlichen Codes spricht. Der Aufschwung der elektronischen Massenmedien wie TV und Internet im Vergleich zu den sich eher im Abschwung befinden Print(massen)medien ist ein Indiz für ein weiteres bardisches Merkmal: das Primat der oralen/verbalen Kommunikation in einer Gesellschaft, die ansonsten auf der scheinbaren Unverzichtbarkeit hoch elaborierter Texte in allen Lebensbereichen beruht. Es ist somit eine Rückkehr zu einer der frühesten Kommunikationsformen zu beobachten, die nun allerdings auf ungleich höherem technischem Niveau betrieben wird.²²¹ Durch diesen so natürlich scheinenden verbalen Diskurs gelingt es dem Barden von heute, seine Kommunikationspartner mit den zentralen Wert- und Fragestellungen des entsprechenden Kollektivs (erneut) zu verlinken. Fiske und Hartley nennen dies *clawing back*: Die Rückführung des Senders auf die zentralen sozio-kulturellen Bezugspunkte, ohne die die Reaktion ihrer Kultur auf die Realität als inadäquat empfunden würde. Die Massenmedien sind also implizit für die Aufrechterhaltung der Kultur-Realität-Beziehung der Gesellschaft verantwortlich, da sie den notwendigen Konnex zwischen beiden Entitäten darstellen. Bei diesem Prozess bedienen und bedienen sich Barden nicht immer eines expliziten und manifesten Kommunikationsinhaltes, sondern wenden effizient Mythen und Mythologien an, wie sie weiter oben in Zusammenhang mit den Thesen Roland Barthes' diskutiert wurden. Diese Mythen werden auch ohne

²²¹ Vgl. Tulloch (1990), S.65.

explizite Erklärung verstanden und ermöglichen so einen kondensierten Kommunikationsfluss. Mythologien fungieren dabei als weitestgehend unreflektierte Annahmen über die reale Welt, die die Wirklichkeitswahrnehmung vorstrukturieren und Teil der kollektiven Wahrnehmung sind. Solange sich diese Mythologien, durch die Medien transportiert, in unserem Alltagsleben wiederfinden und nicht bewusst dekonstruiert werden, sind sie ein mächtiger Kommunikationsmechanismus.

In Übereinstimmung mit Fiske und Hartley und in Ergänzung zu den eher traditionellen Medienfunktionen, können die „bardischen Funktionen“ der (elektronischen) Massenmedien wie folgt resümiert werden:

- a) **Sie artikulieren – basierend auf einem kulturellen Konsens – die Realität der Lebensumwelt.**
- b) **Durch Mythologien (rück-)verorten sie die Mitglieder der Gesellschaft in deren eigenes Wertesystem und schaffen so Kohäsion.**
- c) **Sie zentralisieren die Ideen und Taten der Mitglieder eines Kollektivs in Bezug auf den sozialen Gesellschaftskern und schaffen somit Legitimation für die Repräsentanten eines Kollektivs.**
- d) **In einer immer komplexeren Welt versichern sie eine Kultur der Validität ihrer Grundannahmen. Ein Kollektiv erhält somit die Bestätigung seines adäquaten Verhältnisses zur realen Welt.**
- e) **Im Falle praktischer Ungereimtheiten zwischen Kultur und Realität spiegeln die Medien diese wider und geben sie somit zur Überprüfung und anschließender Integration oder Ablehnung in das Verhältnis von Kultur und Realität frei.**
- f) **Sie überzeugen das Publikum, dass sie gleichzeitig Individuen, aber auch Mitglieder eines stabilen Kollektivs sind.**
- g) **Sie kommunizieren somit kulturelle Zusammengehörigkeit und integrative Sicherheit.²²²**

In jeder kommunikativen Mediensequenz werden diese Charakteristika umgesetzt. Logisch ist natürlich auch, dass die Medien hierbei nur metonymisch die zentralen sozialen Mythologien und Werte aufgreifen und ihr Publikum mit ihnen verlinken können, da die „reale Realität“ natürlich ungleich facettenreicher ist. Hier findet sich eine weitergehende Erklärung für das *agenda-setting* durch die Medien, was die Beeinflussung der öffentlichen Wahrnehmung in Bezug auf eine Vielzahl von möglichen Themen beschreibt. Ein Grund für dieses Phänomen

²²² Vgl. Fiske/Hartley (1994), S. 66/67 sowie ähnlich Kluver, Alan R. (1997). Political Identity and National Myth. Toward an Intercultural Understanding of Political Legitimacy. in: González, Alberto/Tanno, Dolores V. (Hrsg.): Politics, Communication, and Culture. Thousand Oaks/London/New Delhi: Sage, S. 53 – 58.

mag auch in der bardischen Funktionslogik der modernen Massenmedien liegen. Westliche Kulturen im Allgemeinen sind äußerst heterogen. Im Laufe der letzten Jahrzehnte ist es vielen Subkulturen gelungen, sich zu emanzipieren und zumindest ein gewisses öffentliches Forum zu erstreiten. Dennoch ist die vorherrschende Ideologie/Mythologie einer Gesellschaft die der vorherrschenden Klasse bzw. einer Elite, oder – weniger marxistisch formuliert – die des sozialen *mainstreams*. Fiske und Hartley stellen somit fest, dass die Werte und Mythen von gesellschaftlichen Randgruppen und Minderheiten nur insoweit Eingang in die Äußerungen der Barden finden wie sie sich dem bürgerlichen Standard und damit dem sozialen und politisch-kulturellen Kern des Kollektivs annähern, der der zentrale Bezugspunkt bardischer Medienkommunikation ist.²²³

Die Problematik der Verkürzung von Mediendarstellungen kann in Hinblick auf ihre bardische Natur auch als rituelle Verdichtung bezeichnet werden, die daraus resultiert, dass Medien versuchen, abstrakte Ideen (Gut und Böse etc.) in manifester Form auf die reale Welt zu projizieren. Durch diese Projektion erhalten mentale Dingzusammenhänge eine permanent fassbare Form, die eine Handhabarmachung an sich abstrakter Konstrukte ermöglicht. Ähnlich wie dies auch religiöse Rituale tun, so kondensieren auch die Medien alle abstrakten Themen, denen sie sich annehmen aufgrund ihrer metonymischen Struktur. Rituelle Verdichtung geschieht dabei entlang der als allgemein akzeptierten offensichtlichen kulturellen Grundparameter eines Kollektivs. Die Medien reflektieren somit das Leben, das von den meisten als adäquat angesehen wird. Dies mag zwar mit unterschiedlicher Schwerpunktsetzung und von Kommunikator zu Kommunikator mit unterschiedlicher Akzentuierung geschehe, doch bleiben die soziokulturellen Grundprinzipien stets sichtbar. Sind sie dies aus einer bewussten Entscheidung der Medieneliten heraus nicht, so wird die Berichterstattung oder das Programm als provokant empfunden, was ein Risiko bedeutet. Sie führt entweder zum Verschwinden in der Bedeutungslosigkeit eines unattraktiven Programmslots, zur kompletten Absetzung oder aber zur Auszeichnung mit Medienpreisen. Diese bardische Funktion der rituellen Verdichtung findet auf der bereits diskutierten dritten Bedeutungsebenen von Zeichen statt, auf welcher durch Zeichen stimulierte Mythen sich zu kollektiv verinnerlichten Mythologien fügen.

²²³ Vgl. ebd., S. 64 – 68.

Dabei können durch Medien transportierte Mythenketten durchaus im Widerspruch zueinander stehen, z. B. in den USA im Falle der allgemeinen Wahrnehmung des Mythos „Familie“ als Basiseinheit sozialen Miteinander bei gleichzeitiger Skepsis gegenüber des Mythos „Institution“ als zentralisiertes Herrschaftsinstrument, doch repräsentieren beide Mythologien legitime Ansichten, die unter dem Dach des gesellschaftlichen Mainstreams miteinander koexistieren können. Deswegen können auch beide ihren Status als kollektives kulturelles Denken behaupten, obwohl miteinander im Widerstreit stehen.²²⁴ Anhand dieser Ausführungen wird auch die zentrale Rolle der Politischen Kultur eines Kollektivs deutlich in Bezug auf die Art und Weise wie die Medien ihre Funktionen auszuüben vermögen.

3. Massenmedien als mediokratischer Kommunikationsrahmen nach Niklas Luhmann

Massenkommunikation erfolgt bereits seit Jahrzehnten mithilfe der Massenmedien; bezieht man die Printmedien mit ein, dann sogar schon seit Jahrhunderten: „Was wir über unsere Gesellschaft, ja über die Welt, der wir leben, wissen, wissen wir durch die Massenmedien.“²²⁵ Dieses Diktum Luhmanns wird heute bereits als allgemeine Wahrheit akzeptiert und ist der Grund dafür, dass es Forschungsfelder wie Kommunikationswissenschaften und Konzepte wie Mediendemokratie überhaupt gibt. Massenmedien sind neben dem politischen System eines nationalen Kollektivs der systemische Rahmen, in dem sich Politische Kommunikation und Symbolische Politik in Abhängigkeit von Politischer Kultur abspielen.

Der Monopolstellung der Massenmedien trägt auch der weitverbreitete Manipulationsverdacht durch die Medien Rechnung. Die Einflussnahme der Medien auf öffentliche Meinung und Entscheidungsfindung wird in den Wissenschaften unter wertneutraleren Begriffen wie *gatekeeping* und *agenda setting* gefasst; doch auch diese Termini deuten auf die Einflussmöglichkeiten der Medien in Bezug auf ihre selektive Natur hin. Dennoch folgt auf die allgemeine Medi-

²²⁴ Vgl. ebd., S. 68 – 70.

²²⁵ Luhmann, Niklas (2004³): Die Realität der Massenmedien. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 9 und Hoinle (1999), S. 43 sowie sinngemäß bei Hommes, Ulrich (1975): Der Schein der Wahrheit. Zur gesellschaftlichen Kontrolle der Definition von Wirklichkeit in den Massenmedien. in: Schatz, Oskar (Hrsg.): Die elektronische Revolution. Wie gefährlich sind die Massenmedien? Graz: Styria, S. 115/116.

enskepsis keine Reaktion. Schließlich ist die Rückkehr zu verlässlicheren Informationsübertragungsmechanismen kaum mehr möglich. Zudem ist fraglich, ob es solche Mechanismen überhaupt gibt. Wir sind auf Informationen angewiesen, und dieser Umstand wirkt selbstverstärkend auf das Mediengefüge ein. Aller internen und externen Medienkritik zum Trotz haben moderne Massenmedien eine Eigendynamik, die tief in der Funktionslogik moderner Industriegesellschaften verwurzelt und nicht mehr trennbar ist. Um mit Luhmann zu sprechen: Massenmedien sind Teil des sozialen genetischen Codes,²²⁶ besonders wenn man sie als all jene gesellschaftlichen Einrichtungen begreift, die sich im Rahmen der Informationsvermittlung der Technik der Vervielfältigung bedienen. Gemeinsamer Nenner ist die maschinelle Replikation von Informationen für ein disperses Publikum, bei dem der einzelne Adressat anonym bleibt und zwischen Sender und Empfänger in der Regel keine Interaktion stattfindet

Durch das technische Auseinanderfallen von Senden und Empfangen der Medienbotschaft entsteht eine sehr große Vielzahl von Kommunikationsmöglichkeiten, die der diversen Struktur und der Natur des jeweiligen Massenmediums entspricht. Begrenzt werden diese Möglichkeiten durch Annahmen über Akzeptanz und Zumutbarkeit hinsichtlich des Adressatenkollektivs, so dass es bei hinreichender Differenzierung gemäß des Medientyps, des bevorzugten (Teil-)Publikums und der technischen Optionen zu einer das Individuum vernachlässigenden Vereinheitlichung der Informationsvermittlung kommt, aus der sich der Empfänger das entsprechende herausfiltern muss, wenn er nicht passiv alles konsumieren will, was ihm präsentiert wird.²²⁷

Aufgrund der ihnen innewohnenden Eigendynamik ist es gerechtfertigt, mit Luhmann von einer Realitätsverdopplung zu reden: Zum einen gibt es die Realität des Medienapparates mit seinen internen Kommunikationsströmen und externen Informationstransmissionen, begrenzt nur durch die Endlichkeit der technischen Möglichkeiten und der Perzeptionsbereitschaft des Publikums. Weiterhin können wir von einer Art transzendentalen Realität sprechen, die sich uns durch die Arbeit der Massenmedien erschließt, d. h. wir beobachten die Welt

²²⁶ Vgl. Luhmann (2004³), S. 10. Für eine konzise Zusammenfassung der Luhmannschen Systemtheorie und ihrer Anwendung auf die Medien siehe Weber, Stefan (2003): Systemtheorien der Medien. in: Weber, Stefan (Hrsg.): Theorien der Medien. Konstanz: UVK, S. 202 – 211.

²²⁷ Vgl. Luhmann (2004³), S. 11/12.

durch die Augen der medialen Beobachter und werden zu einem „Beobachter zweiter Ordnung“.²²⁸ Diese Realitätsverdopplung im Rahmen der Massenmedien bringt zum einen eine Kommunikation über sich selbst (mediale Metakommunikation wie ich sie nennen möchte) mit sich und zum anderen die Kommunikation über das von den Medien beobachtete reale Geschehen; es ist dies gleichzeitig die Unterscheidung von selbstreferentiellen und fremdreferentiellen Mediendiskurs. Die Konstruktion der eigenen Realität tritt dabei neben die Konstruktion der Zuschauerrealität mit technischen Hilfsmitteln. Fakt bleibt, dass nach Luhmanns Thesen alle Realität eine Konstruktion für und durch die Medien ist, da der Zuschauer lediglich auf das Beobachten zweiter Ordnung beschränkt ist (operativer Konstruktivismus).²²⁹ Je komplexer das Medium und die ihm eigene Realität, desto höher der Systemaufwand – *sensemaking* – um die Realität konsistent darzustellen. Die Massenmedien sind somit ein innergesellschaftliches

²²⁸ Ebd., S. 15. Diesen Ansatz Luhmanns greift auch Otfried Jarren in seiner Kritik daran auf, dass Medien aufgrund des doch recht umfangreichen Funktionskataloges eine allgemeine gesellschaftliche Integrativfunktion zugesprochen wird; ein Umstand, der unter der Bezeichnung „Medien als vierte Gewalt im Staate“ o. ä. bekannt ist. Dies ist jedoch durchaus kritikwürdig. So schränkt Jarren dies dahingehend ein, dass Medien eher im Interaktionsraum mit den anderen intermediären Agenturen des politischen Systems - Parteien, Interessengruppen etwa – diese integrative Kraft zukommt. Sie ermöglichen somit „gesellschaftliche Selbstverständigungsdiskurse“, wenn sie „normativ auf die Abbildung politischer und sozialer Realität durch Gesetz, Konzession oder Leistungsauftrag festgelegt sind“. Vgl. Jarren, Otfried (2000): Gesellschaftliche Integration durch Medien? Zur Begründung normativer Anforderungen an Medien. in: Medien und Kommunikationswissenschaft, 48. Jahrgang 1/2000. Baden-Baden: Nomos, S. 23. Besonderen Fokus legt Jarren hierbei auf die jene Art von Integration, die durch die kommunikative Konstruktion von Realität durch die Medien zustande kommt, womit er sich Luhmanns Systemtheorie – allerdings nicht unkritisch bedient. Vgl. ebd., S. 23, 29 – 32 sowie auch Ronneberger, Franz (1985): Integration durch Massenkommunikation. in: Saxer, Ulrich (Hrsg.): Gleichheit oder Ungleichheit durch Massemedien. München: Ölschläger, S. 3 -18 und Rühl, Manfred (1985): Integration durch Massenkommunikation? Kritische Anmerkungen zum klassischen Integrationsbegriff. in: Saxer, Ulrich (Hrsg.): Gleichheit oder Ungleichheit durch Massemedien. München: Ölschläger, S. 19 – 32.

²²⁹ Vgl. Luhmann (2004³), S. 16 – 18, 20, 24, 31. Anders als Beaudrillard verneint der operative Konstruktivismus Luhmanns allerdings nicht die Existenz einer objektiven Realität, sondern er verneint nur deren Erreichbarkeit. Die Massenmedien liefern also kein Abbild der Welt als Gegenstand, sondern eine Annäherung an die Realität als sozialer Ereignishorizont. Weiterhin verbietet diese Position auch die Beurteilung, ob Medien die Realitätswahrnehmung manipulieren oder nicht, denn es fehlt der objektive Vergleichsstandard einer nicht konstruierten Realität. Streng genommen können somit auch Kommunikations- und Medienwissenschaftler in ihren Warnrufen vor der Manipulationsmacht der Medien ihre Realitätskonstruktion mit der in den Massenmedien vergleichen und die der Medien nur im Vergleich zur eigenen auf- oder abwerten. Hier kommt der „Mythos“ zum Tragen, den man mit Experten verbindet, nämlich, dass sie einen unverstellteren Blick auf die reale Realität hätten. Die Annahme des Vorhandenseins von Manipulation durch die Medien ist also zum Teil eine nicht zu vermeidende Reaktion auf die Tatsache, dass Realität wie sie wirklich ist, gar nicht vermittelt werden kann.

System, das nicht von der Gesamtgesellschaft entkoppelt werden kann, da sie sonst ihren Informationsbedarf nicht mehr befriedigen könnte.

Ein weiterer zum Verständnis der Systemfunktionalität notwendiger Aspekt moderner (elektronischer) Massenmedien ist die Erwartung der Fortsetzung von Kommunikation. Eine abschließende Darstellung der Realität, wie sie in einem bestimmten Moment ist, ist also vor diesem Hintergrund nicht sinnvoll. Vielmehr lebt jede Kommunikation von einer Kontinuitätserwartung: „Jede Sendung verspricht eine weitere Sendung.“²³⁰ Es wäre jedoch falsch, trotz der inner-systemischen Kommunikation innerhalb der Massenmedien deren Selbstreferenz von einem abgeriegelten Komplex innerhalb der Gesellschaft zu reden. Die Selbstreferenz ist für die Massenmedien rein funktional zu verstehen. Darüber hinaus binden auf der fremdreferentiellen Seite die Themen in den Massenmedien dieses Subsystem als die Gesellschaft als Ganzes an: Ein Thema wird aufgegriffen und entlang der selbstreferentiellen internen Mechanismen der Medien aufbereitet und abgestrahlt; Selbst- und Fremdreferenz wirken zusammen. Durch die Vielfalt aller möglichen Themen sind die Medien deshalb an alle gesellschaftlichen Bereiche gekoppelt. Das klassische Bild der gegenseitigen, gleichberechtigten Abhängigkeit von Politik und Medien kann mit diesem Argument teilweise entwertet werden, denn während die Medien durch ihre Themenwahl einen unbeschränkten gesellschaftlichen Nexus zur Verfügung haben, müssen andere gesellschaftliche Subsysteme (Politik, Wissenschaft etc.) ihre Informationen mit großen Anstrengung in das Mediensystem einspeisen. Hier liegt einer der Hauptgründe für die Existenz bestimmter kommunikativer Kunstgriffe wie beispielsweise Symbolischer Politik, nämlich die Erhöhung der Einspeisungswahrscheinlichkeit politisch generierter Informationen in das massenmediale Subsystem im Einklang mit politisch-kulturellen Erfordernissen. Der Erfolg eines Mediums hängt somit vom Umfang ab, in dem es in der Lage ist, die transportierten Themen im gesellschaftlichen Diskurs durchzusetzen. Nur bei einer funktionierenden öffentlichen Rekursivität folgt wirklich „eine Sendung auf die andere“. Durch das Bekanntsein bestimmter gesellschaftlich relevanter Themen beschleunigt sich der Kommunikationsprozess immer mehr. In Anlehnung an die anfänglichen Ausführungen über Symbolik als Metapher der menschlichen

²³⁰ Ebd., S. 26.

Entwicklung kann man sagen, dass die andere Themen nur insoweit aufgenommen werden können, als dass sie durch weniger komplexe, bereits bekannte Themen substituiert werden. Nachfolgende Themen nehmen vorgeschaltete Themenkomplexe – soweit für sie relevant – in sich auf und erleichtern durch diese Absorption ihr eigenes Verständnis.²³¹

Ein letzter Aspekt, der mit der thematischen Fremdreferenz der Massenmedien zusammenhängt, ist, dass Kommunikation nicht mehr von der Reaktion auf oder der Interaktion mit den vermittelten Informationen beruht, um fortgesetzt zu werden. Vielmehr ist das System der Massenmedien in der Lage, diese Operationen aus sich heraus zu produzieren, um den Kommunikationsprozess kontinuierlich fortzusetzen, ohne auf Rezipientenreaktionen angewiesen zu sein. Dabei – so Luhmann – basiert dieser Prozess auf „*schnelle[m]*“ Erinnern und Vergessen.“²³² Der zentrale Code des Mediensystems ist die Unterscheidung von „Information“ und „Nichtinformation“. Nur Informationen haben einen positiven Wert und garantieren das Funktionieren des Mediensystems. Es genügt, an dieser Stelle zu sagen, dass Informationen eine – wie auch immer klein geartete – Neuigkeit enthalten müssen, Nichtinformationen aber bereits bekannt sind.²³³ Letztere sind aber ebenfalls wichtig, da sie an die bereits erwähnte notwendige Themenverbreitung zur Beschleunigung des Kommunikationsprozesses anbinden. Wichtig ist also die Frage, ob die Medien durch ihre systeminternen Prozesse in der Lage sind, Informationen ins Gedächtnis der Bevölkerung einzuschleusen und nachhaltig zu verankern. Sobald eine Information eingebracht wurde, wird sie zur Nichtinformation, und eine erneute Einspeisung hätte einen zusätzlichen Informationswert von Null, kann aber zur Hervorhebung der Wichtigkeit der ursprünglichen Information benutzt werden. Das Mediensystem selbst erzeugt Nichtinformationen somit als „Abfallprodukt“ und muss ständig für Informationen sorgen, um seine Funktion aufrecht erhalten zu können, auch wenn dies bedeutet, alten Informationen durch geringfügige Abwandlungen oder konnotative Aufwertungen sozusagen ein *face-lift* zu verpassen und sie wieder ins

²³¹ Vgl. ebd., S. 24 – 30.

²³² Ebd., S. 35 [Hervorhebung bei Luhmann].

²³³ Details zum „Neuigkeiten-Konzept“ bei Ernst, Josef (1988): *The Structure of Political Communication in the United Kingdom, the United States and the Federal Republic of Germany. A Comparative Media Study of The Economist, Time and Der Spiegel*. Frankfurt am Main/Bern/New York/Paris: Peter Lang, S. 47 – 72.

System einzuspeisen. Dieser Bedarf und die sich selbst verstärkende Erwartung von Informationen stellen eine inner- und außersystemische Unruhe her. Mit Luhmanns Worten:

Massenmedien halten [...] die Gesellschaft wach. Sie erzeugen eine ständig erneuerte Bereitschaft, mit Überraschungen, ja mit Störungen zu rechnen. Insofern „passen“ die Massenmedien zu der beschleunigten Eigendynamik anderer Funktionssysteme wie Wirtschaft, Wissenschaft und Politik, die die Gesellschaft ständig mit neuen Problemen konfrontieren.²³⁴

4. Mediendemokratien im Fokus

4.1. „Mediendemokratie“: Ein Definitionsversuch

Einleitend scheint eine Definition dieser medial dominierten Demokratieform sinnvoll zu sein. Kamps formuliert dazu:

In den solchermaßen dimensionierten Demokratien sehen sich Politiker oder Parteien vor die Aufgabe gestellt, ein positives Bild der eigenen oder ein negatives der konkurrierenden Position in der öffentlichen Diskussion zu etablieren. Kommunikation wird zum „strategischen Spiel“ (Münch), das über politischen Erfolg oder Misserfolg entscheidet. Die Medien bieten den politischen Akteuren hierzu eine Darstellungsplattform, eine Konfliktbühne, die traditionellere Formen der Selbstdarstellung – Parlamentssaal oder Kundgebung – ergänzt.²³⁵

Bereits diese Definition deutet auf den wesentlichen Aspekt der mediendemokratischen Funktionslogik hin, nämlich den Kampf um die öffentliche Meinung durch Politiker und Medien gleichermaßen. Der Begriff „Mediokratie“ als Verkürzung von „Mediendemokratie“ selbst stammt von Thomas Meyer aus einem Buch mit dem Titel *Die Kolonisierung der Politik durch das Mediensystem*.²³⁶ Hierbei geht Meyer von einer eher einseitigen Verknüpfung von medialer und politischer Sphäre aus und zwar zum Vorteil der Medien.

²³⁴ Ebd., S. 47/48.

²³⁵ Kamps (1999), S. 52.

²³⁶ Vgl. Meyer, Thomas (2001): Mediokratie. Die Kolonisierung der Politik durch das Mediensystem. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 11 und auch Matzker, Reiner (2005): Kompetenz oder Hypostase? Mediensystem, Bildungskultur und Kulturpolitik. in: Knilli, Friedrich/Matzker, Reiner/Zielinski, Siegfried (Hrsg.): Medienwissenschaft. Teil 7: Öffentlichkeit, Partizipation, Politische Kultur. Frankfurt am Main/New York: Peter Lang, S. 29.

4.2. Entwicklungsbedingungen mediokratischer Systeme:

Zum einen führt eine verstärkte Amerikanisierung der politischen Kommunikation als exogener Einfluss zur Ausprägung eines mediendemokratischen Systems. „Amerikanisierung“ bedeutet in diesem Zusammenhang eine ausgesprochen medienorientierte Parteienkommunikation, die hauptsächlich in den Händen professioneller Politik- und PR-Berater liegt. Gängige Methoden dieses amerikanischen Kommunikationsstils sind die Vermischung von Politik und Unterhaltung (*politainment*), die die Kreation und gleichzeitige Emotionalisierung von Sachverhalten sowie die Fokussierung auf Personen als Machsträger bei gleichzeitiger Auflösung von polarisierenden Ideologien, die oft den Gehalt politischer Kommunikation bestimmten. In der zunehmenden Personalisierung liegt natürlich auch der Grund politischen Rollendenkens und –verhaltens. Ein weiterer Trend, diesmal jedoch endogen, ist die Modernisierung von Medienlandschaften in Demokratien.²³⁷ Beispielhaft seien hier der ständig fortschreitende technologische Fortschritt der Kommunikationsmethoden genannt oder auch die privatwirtschaftliche Orientierung der Medien. Weiterhin ist noch die globale Standardisierung zu nennen, die sowohl endogenen als auch exogenen Ursprungs ist, indem durch den ständigen Kontakt zwischen nationalen Kollektiven ein Wertaustausch und eine Werteangleichung stattfindet, was die politische Kommunikation jenseits aller sonstigen kulturellen Eigenheiten betrifft.²³⁸ Je weiter fortgeschritten die Ausprägung der oben genannten Entwicklungsbedingungen ist, desto weiter ist auch die Entwicklung einer Demokratie hin zu einer Mediendemokratie gediehen. Schlussendlich bleibt noch die Säkularisierung, womit insbesondere Mancini die Erosion sinngebender, gesellschaftlicher Institutionen beschreibt, was nicht nur auf die Kirchen zielt, sondern auch auf Parteien, Gewerkschaften etc.²³⁹

²³⁷ Vgl. Voss, Kathrin (2001): Amerikanisierung? – Die USA in der Berichterstattung zum Bundestagswahlkampf 1998. in: Kleinsteuber, Hans J. (Hrsg.): Aktuelle Medientrends in den USA. Journalismus, politische Kommunikation im Zeitalter der Digitalisierung. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 252 – 262.

²³⁸ Vgl. Tomlinson, John (1999): Globalization and Culture. Cambridge: Polity Press, S. 150 – 158.

²³⁹ Vgl. Esser, Frank/Pfetsch, Barbara (2003): Amerikanisierung, Modernisierung, Globalisierung. Ein programmatisches Plädoyer für die komparative Kommunikationswissenschaft. in: Donsbach, Wolfgang/Jandura, Olaf (Hrsg.): Chancen und Gefahren der Mediendemokratie. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, S. 48 – 50 und auch Hallin, Daniel C./Mancini, Paolo (2003): Amerikanisierung, Globalisierung und Säkularisierung: Zur Konvergenz von Mediensystemen und politischer Kommunikation in westlichen Demokratien. in: Esser,

4.3. Details zur Amerikanisierung der Medien

4.3.1. *Die USA: eine unpolitische Nation?*

Gemeinhin werden die USA als Mutterland einer weit diversifizierten Medienlandschaft mit stark populistischen Zügen angesehen. Als Indikator dafür mag die ständig sinkende Wahlbeteiligung dienen. Erklärungen dafür wiederum sind deren viele: komplizierte Registrierungsverfahren, eine vergrößerte Wählerschaft, geschwächte Parteien und nicht zuletzt langweilige Kandidaten, nachlassendes gesellschaftliches Vertrauen und negative Werbung. Auf der einen Seite sind Wahlwerbespots das dominierende Instrument der politischen Kommunikation in den USA. Auf der anderen Seite fördern sie jedoch auch eine gewisse Passivität des Bürgers, der sich schließlich auch nicht zum Urnengang motivieren kann.²⁴⁰ Somit scheint es offensichtlich, dass sich Amerikaner aller Altersklassen zunehmend von der Politik abwenden und auch immer weniger politisches Grundwissen besitzen. Gerade die Außenpolitik scheint kaum jemanden zu interessieren, es sei denn, essentielle amerikanische Interessen werden tangiert, so wie es beim 11. September 2001 der Fall war. Die *Brookings Institution* beispielsweise vertritt die Ansicht, dass das immer weiter steigende Freizeitangebot, nicht zuletzt auch das sonst vielgepriesene Internet, genug Möglichkeiten bietet, sich aus dem Interesse an der Politik zurückzuziehen.²⁴¹

4.3.2. *Angriff ist die beste Verteidigung: Politik als Infomercial*

Offensive Unterhaltungspolitik hat Tradition in den Vereinigten Staaten. Laut und schillernd war die US-Politik schon immer, doch erst das Fernsehen eröffnete die Möglichkeit, breite Massen zu unterhalten und gleichzeitig politische Ziele

Frank/Pfetsch, Barbara (Hrsg.): Politische Kommunikation im internationalen Vergleich. Grundlagen, Anwendungen, Perspektiven. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 35 – 43. Vgl. ebenso Holtz-Bacha, Christina (2003): Kampagnen politischer Kommunikation: Zur Internationalisierung und Konvergenz moderner Medienwahlkämpfe. in: Esser, Frank/Pfetsch, Barbara (Hrsg.): Politische Kommunikation im internationalen Vergleich. Grundlagen, Anwendungen, Perspektiven. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 249 - 253 sowie zum Abbau der Parteizentrierung zugunsten einer Medienzentrierung Kriesi, Hanspeter (2003): Strategische politische Kommunikation: Bedingungen und Chancen der Mobilisierung öffentlicher Meinung im internationalen Vergleich. in: Esser, Frank/Pfetsch, Barbara (Hrsg.): Politische Kommunikation im internationalen Vergleich. Grundlagen, Anwendungen, Perspektiven. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 208/209.

²⁴⁰ Vgl. dazu Dionne, E. J./Hess, Stephen/Mann, Thomas E. (1997): Aktuelle Strategien der Politikvermittlung in den USA. in: Hamm, Ingrid/Hamm, Thomas E. (Hrsg.): Politische Kommunikation in der Informationsgesellschaft. Ergebnisse einer deutsch-amerikanischen Workshops. Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung, S. 11/12.

²⁴¹ Vgl. ebd., S. 12/13.

zu erreichen. Die heutigen politischen Eliten müssen versuchen, sowohl die Mauer ablenkender anderweitiger Unterhaltung als auch die politisch-kulturelle Apathie und den Zynismus, den der amerikanische Durchschnittsbürger der Politik entgegenbringt, zu durchbrechen. Populismus in den Medien scheint da ein geeignetes Mittel, um politische Botschaften zu schärfen und zu vereinfachen. Das Fernsehen dient dabei als primärer Kommunikationskanal.²⁴²

Eine besonders effektive Spielart des Medienpopulismus, gerade zu Zeiten des Wahlkampfes, scheint das sogenannte *negative campaigning* zu sein, um die Nachteile des Gegners zu beleuchten. Scheinbar ist dies leichter als die eigenen Vorteile publikumswirksam darzustellen, da dies oft als langweilig empfunden wird. Natürlich führt dies zu einer härteren Gangart der politischen Kommunikation an allen Fronten, so dass sich fast alle Mitglieder der politischen Elite dieses Instrumentes bedienen (müssen) und erst kurz vor dem Wahlakt auf eine höhere Stilebene wechseln, um die eigene Wahlkampfstrategie rechtzeitig von der vermeintlich einseitigen „Schmutzkampagne“ des Gegners abzusetzen. Die *Brookings Institution* kommt zu der Einsicht, dass der moderne Medienpopulismus eher eine Reaktion auf den wachsenden öffentlichen Zynismus gegenüber der Politik ist, als eine böswillige Taktik der Politiker.

US-Senator Sam Ervin, bekannt geworden durch den Watergate-Skandal, sagte einmal:

Wenn die Gesetze gegen dich sind, schlag auf die Beweise ein.
Wenn die Beweise gegen dich sind, schlag auf die Gesetze ein. Und
wenn beide gegen dich sind, hau auf den Tisch.²⁴³

Dies scheint das Credo politischer Berater zu sein, die der Ansicht sind, dem wachsenden öffentlichen Zynismus könne nur mit wachsendem Medienpopulismus begegnet werden. Der politische Gegner ist das Ziel der neuen Taktik, und dieser wird nicht nur aufgrund seiner politischen Überzeugungen angegriffen, was rechtens wäre, sondern auch aufgrund seiner Finanzen und seines Privatlebens. Es gilt, den Gegner möglichst früh anzugreifen und dann auch nicht nachzulassen, wobei die Hauptsorgen der Wähler oft außer acht gelassen werden, da

²⁴² Allerdings trägt dieser Medienpopulismus, nicht zuletzt aufgrund der immer größer werdenden technischen Möglichkeiten, auch unerwünschte Früchte. Verzerrungen und falsche Fakten führten schließlich zur Gründung von *spot watch* und der „Wahrheitskolumne“, die den Inhalt der Wahlwerbepots überwachen sollen. Doch sowohl Kapazität als auch Effektivität dieser Interventionsmechanismen sind äußerst begrenzt (vgl. ebd., S. 13/14).

²⁴³ Ebd., S. 15.

wichtige sozial-politische Themen zumeist von nur geringem Medienwert sind. Es kann somit festgehalten werden, dass jene Charakteristika moderner Politik, die so oft beklagt werden, nicht nur das Produkt einige böswilliger politischer Genies sind, sondern mittlerweile zu integralen systemischen Bestandteilen politischer Kommunikation in den USA geworden sind.²⁴⁴

4.3.3. Die Grenzen des Medienpopulismus

Die oben dargelegten Punkte machen verständlich, dass sich die Politik auf alle möglichen alternativen, politisch-kulturell kompatiblen Kommunikationskanäle stürzt, um sich politisch unmotivierte Bevölkerungsschichten zu erschließen. Dennoch sind gerade diese Medien einer Kurzlebigkeit und Wechselhaftigkeit unterworfen, die sie von effektiven Kommunikationskanälen zu gefährlichen populistischen Instrumenten werden lassen. So erwies sich eine Konzentration republikanischer „Politikpropaganda“ auf das *talk radio* im Wahlkampfjahr 1996 als fatal, wie die nicht gerade knappe Wiederwahl Clintons bewies.

Einer gewissen Unberechenbarkeit ist auch die Einstellung der Journalisten in den Vereinigten Staaten unterworfen. Sind einige einflussreiche Journalisten auf den ersten Blick einer bestimmten politischen Denkrichtung zuzuordnen, so bewegt sich der große Teil der Massenmedien eher in der Mitte des Spektrums. Hinzu kommt, dass trotz der allgemein anerkannten liberalen Grundhaltung vieler Journalisten sie doch keine verlässlichen Zuträger des demokratischen Lagers sind. In der Regel ist die Berichterstattung ausgewogen. Dass sich dies allerdings nicht immer auch bei den Politikern rumspricht, liegt an einer teilweise fehlerhaften Wahrnehmung des eigenen Bildes in der Medien; Freund und Feind innerhalb der Medienfront sind deshalb nicht immer einfach auszumachen. Somit wird es immer schwieriger, sich der Medien in populistischer Weise zu bedienen, ohne zu riskieren, dass dies negativ auf die eigene Medienwahrnehmung zurückfällt. Dennoch erweist sich die Breitenwirkung der Medien weiterhin als verlockend, um politische Ziele zu erreichen.²⁴⁵

²⁴⁴ Ebd., S. 15/16.

²⁴⁵ Ebd. S. 17/18.

4.3.4. Politische Kommunikation als ständiger Wahlkampf

Diesem Ziel folgen auch die amerikanischen Politiker, denn sie versuchen immer stärker, die vermeintliche öffentliche Meinung in den USA zu „organisieren“ und sie passgenau in ihre Politik zu integrieren. Es drängt sich die Vermutung auf, dass die öffentliche Meinung zu einem Kunstprodukt von Politikern und Interessengruppen wird, um die Bürger selektiv und gelenkt zu motivieren. Obwohl sich in der Zwischenzeit, nicht zuletzt durch das Internet, alternative Datenquellen aufgetan haben, so macht doch nur ein Bruchteil der Menschen davon Gebrauch. Die meisten waren und bleiben bloße Konsumenten politischer Nachrichten, und sind deshalb durchaus anfällig für die medienpopulistischen Ambitionen der politischen Elite.

Doch die Reputation der Politiker in den Augen der Öffentlichkeit ist zwiespältig. Von den einen aufgrund ihrer Taktiken als Machtmenschen gesehen, so werden sie doch von anderen als Stars in Sinne von Popikonen stilisiert, deren Privatleben und Fehlritte Thema lebhaftester Diskussionen sind. Die Grenze zwischen öffentlichem und Privatleben wird verwischt, und auch das politische Alltagsgeschäft wird „privatisiert“. Das heißt, einem außenpolitischen Versagen wird lediglich der gleiche Stellenwert wie beispielsweise einer privaten Verfehlung beigemessen. Diesem Trend, der sowohl die Leistungen als auch den Charakter eines Politikers oder einer Politikerin zu Spielbällen öffentlicher Sensationslust degradiert, leistet die Presse durchaus Vorschub, indem sie eine künstliche Intimität zwischen Politiker und Bürger schafft; teilweise im Auftrag der politischen Elite und teilweise auch ohne ihre Billigung.²⁴⁶

4.3.5. Die Spaltung der Eliten

Nach den Erkenntnissen der *Brookings Institution* führt dieser Populismus der gegenseitigen Beschuldigungen zu einer tiefgreifenden Polarisierung der politischen Eliten. Jede politische Meinungsverschiedenheit wird zu einem unüberbrückbaren Konflikt hochstilisiert, da jede Seite hofft, mit diesem Kampf dem Gegner die entscheidende politische Niederlage beibringen zu können. Der für eine gewisse Anständigkeit im politischen Diskurs nötige Basiskonsens ist der amerikanischen Politik seit der Reagan-Administration abhanden gekommen. Die sich gegenüber stehenden Lager verhärten sich immer mehr, gerade in der

²⁴⁶ Vgl. ebd., S. 19 – 21.

Perzeption des jeweils anderen: Der Schutz traditioneller Werte der einen wird zu einem konservativen Reaktionsmus für andere, und die Verfechtung von Toleranz ist für den politischen Gegner bloßes amoralisches Verhalten und Zeichen einer umsichgreifenden Dekadenz. Die Meinung, die dabei am ehesten untergeht, ist die der durch W. Galston als „tolerante Traditionalisten“ bezeichnete Bevölkerungsgruppe, die sich zu traditionellen Werten bekennt, Neuem jedoch ebenso offen gegenübersteht. Ein rücksichtsloser Krieg über öffentliche Moral jedoch wird leicht zu einem totalen Angriff auf den moralischen Charakter der Politiker, die die Hauptrolle in diesem Konflikt spielen. Sanfte Zwischentöne der Vernunft gehen da leicht unter: „Wenn das Persönliche politische ist, wird das Politische sehr persönlich.“²⁴⁷

4.3.6. Die stille Angst der Bevölkerung

Den Analysen der *Brookings Institution* zufolge liegt ein weiterer populismusfördernder Faktor in der Angst der Menschen, welche in einer Demokratie immer noch die politische Agenda zu einem erheblichen Maße mitbestimmen. Scheinbar sieht sich die amerikanische Bevölkerung in einer in moralischer, wirtschaftlicher und außenpolitischer Sicht niedergehenden Nation gefangen. Die totale Verunsicherung der Bürger zeigt sich auch in den widersprüchlichen Reaktionen auf Fragen nach der Kompetenz der amerikanischen Regierung. Hat man sich gerade mit den scheinbaren anarchischen Zügen der amerikanischen Öffentlichkeit abgefunden, so überrascht diese einen mit einem Ruf nach einer starken Regierung, die die Steuern für die Armen senken und die Reichen stärker belasten soll bzw. umgekehrt wie die Steuerpolitik von Präsident Obama im Dezember 2010 beweisen hat. Diese innere politisch-kulturelle Zerrissenheit kann leicht auf populistischem Wege ausgenutzt werden, indem man dem politischen Gegner all jene Dinge zuschreibt, welche Angst bei den Bürgern auslösen. Durch die damit einhergehende Destabilisierung des Gemeinwesens wird es für Politiker vorteilhafter, auf bekannte Diskussionen und Anschuldigungen zurückzugreifen, als offen zu bekennen, welcher zum Teil unpopulärer Maßnahmen es bedürfen würde, um all diese Missstände zu bekämpfen.²⁴⁸ Die Bürger befinden sich im Span-

²⁴⁷ Ebd., S. 21.

²⁴⁸ Vor diesem Hintergrund ist das widersprüchliche Wahlverhalten der US-Bürger in den 1990er Jahren gut nachzuvollziehen: 1992 wurde Bush vernichtend geschlagen, aber 1994

nungsfeld von sich bekämpfenden Populismen. In einer repräsentativen Demokratie wirkt die öffentliche Meinung somit beschränkend. Die politische Elite versucht, die genauen Nuancen der öffentlichen Meinung zu erahnen und all ihr gegenwärtiges und zukünftiges Handeln darauf abzustimmen. Somit legt die öffentliche Meinung die Grenzen für akzeptierte politische Debatten fest. Zeitgleich befinden sich jedoch plebiszitäre Elemente in den USA im Aufschwung in der Form von ständigen Befragungen, Referenden und dem Vertrauen in professionelle PR-Berater. Paradoxiertweise geschieht dies zu einer Zeit, in der der Bürger sich von der Politik abwendet, und stellt somit eine enorme Belastung eines ohnehin geschwächten Systems dar. Um diese Hindernisse zu überkommen und die eigene Agenda mit den scheinbaren Präferenzen der Bevölkerung in Einklang zu bringen, bedient sich die Politik der Lenkung der öffentlichen Meinung durch Populismus in den Medien. Die vermeintliche Stimme des Volkes wird organisiert und verstärkt.²⁴⁹

4.3.7. Die Frage nach der Americanization

Als letztes erscheint es an dieser Stelle sinnvoll, der Frage nachzugehen, ob und in welchem Umfang es eine sogenannte *Americanization* von Politik weltweit gibt, das heißt inwieweit die oben dargelegten populistischen Techniken in größerem Rahmen „exportiert“ werden, oder ob es auch andere Erklärungen für eine veränderte politische Kommunikation in einem Land geben kann. Hierbei ist eine Unterscheidung zu treffen, ob es sich bei *Americanization* eher um eine Übernahme einer bestimmten Technik oder um eine grundlegende Veränderung des eigenen politischen Systems handelt und in welchem Umfang diese Prozesse stattfinden. Negrine warnt in seinen Ausführungen davor, unreflektiert das Klischee des enormen amerikanischen Einflusses auf andere Lebensbereiche auf die politische Kommunikation zu übertragen.²⁵⁰ Zudem ist es rein logisch unmöglich, das genaue Ausmaß von *Americanization* z. B. Großbritannien zu bestimmen. Es ist nicht praktikabel, den Anteil, den *Americanization* an der Weiterent-

erlebten die Demokraten mit Clinton dennoch ein verheerendes Ergebnis bei den Kongresswahlen. 1996 sah ein Comeback der Demokraten, da Clinton die Bürger davon überzeugen konnte, das Programm genau jenes Kongresses zurückzuweisen, den sie zwei Jahre zuvor gewählt hatten, um ihn, Clinton, in die Schranken zu verweisen. Vgl. ebd., S. 22.

²⁴⁹ Vgl. ebd., S. 22/23.

²⁵⁰ Vgl. Negrine, Ralph (1996): *The Communication of Politics*. Thousand Oaks/London/New Delhi: Sage, S. 164.

wicklung eines anderen Landes hat, „herauszufiltern“, genau zu quantifizieren und von anderen z. B. technischen Innovationen abzugrenzen. Ebenso scheint es falsch anzunehmen, dass *Americanization* ein unilateraler Fluss sei. Vielmehr gibt es auch Einflüsse anderer Länder auf die amerikanische Politik. So ließ sich Bush 1992 von Beratern der *Conservative Party* Großbritanniens beraten, und Clinton profitierte seinerseits von dem Wahlkampf-*Know-How* der Labour Party. Vielmehr führt Negrine die politischen Veränderungen in anderen Ländern auch auf eine zunehmende „interpenetration of space and time in the modern world“ zurück.²⁵¹ Darüber hinaus wird der Effekt, den Amerika auf fremde politische Systeme hat, stets am Beispiel des Wahlkampfes aufgezeigt; doch dies deckt nur einen kleinen Teil des Spektrums politisch-kulturelle inspirierter Politischer Kommunikation ab.

Im Zusammenhang mit *Americanization* als eine Art von *political marketing*, welches sich in der Medienarena abspielt, sollte nicht vergessen werden, dass bisher jede kommunikationstechnische Neuerung eine Veränderung des Kommunikationsverhaltens von politischen Akteuren mit den Menschen mit sich gebracht hat. Haben Medien wie Radio und Fernsehen den Zugang zu einer breiten, undifferenzierten Masse geboten, so bieten neue Medien wie das Internet heute die Möglichkeit, bestimmte Fragmente der Öffentlichkeit zu erreichen. Somit kann die Veränderung in der politischen Kommunikation auch als bloße logische Konsequenz neu erschlossener Kommunikationswege – einige amerikanischen Ursprungs, andere nicht - gesehen werden: Man nutzt diese, weil man sie nutzen kann.²⁵² Laut Negrine erlaubt dies die These, dass sich die Welt der Politik eher den Bedürfnissen der (neuen) Medien anpasst als dies umgekehrt der Fall ist. Das Argument der Nutzung der Medien als populistische Werkzeuge nach dem Gutdünken der Politiker würde somit relativiert. Einen weiteren Anteil an dem scheinbaren Siegeszug des Medienpopulismus nach amerikanischem Vorbild kann auch ein verändertes Selbstverständnis der Journalisten sein, die die Aura der politischen Macht zu durchbrechen suchen und so selbst eine Machtposition einnehmen wollen. Dies zwingt allerdings den Politiker dazu, offensivere (populistischere) Kommunikationsstrategien zu fahren, um sich durchzusetzen. Anhand dieser Ausführungen sollte klar geworden sein, dass Medien-

²⁵¹ Ebd., S. 164.

²⁵² Vgl. ebd., S. 165.

populismus nicht immer nur auf einen Prozess der *Americanization* zurückzuführen ist, sondern auch das Ergebnis einer allgemeinen sozialen und technischen Weiterentwicklung eines Landes sein kann.²⁵³

4.4. Eine Typologie mediokratischer Systeme:

In der öffentlichen Diskussion stehen sich Medien und Politik als organisierender Aspekt des Gemeinwesens – auch vor dem Hintergrund des Schlagwortes „Amerikanisierung“ - scheinbar immer öfter konfrontativ gegenüber. Dabei handelt es sich zumeist um einen Metadiskurs, denn es sind gerade die Medien, die die entsprechende Schelte an sich selbst der breiten Öffentlichkeit zugänglich machen müssen. Dies hat den Grund, dass die Kritik in Deutschland besonders dem privatwirtschaftlich organisierten Rundfunk gilt und von den öffentlich-rechtlichen Medien gerne wiedergegeben wird. Im Bereich des Fernsehens scheint das Privatfernsehen so z. B. ein Synonym für den Zuschauerfang mit allen Mitteln zu sein, während öffentlich-rechtlicher Sender die letzten Trutzburgen des Informationsauftrages der Medien gegen den Ansturm niveaulosen „Spaß-TVs“ sind, das unter dem Deckmantel des „Infotainment“ nur noch ein quotenmaximierendes Einheitsprogramm fährt.²⁵⁴ Bereits vor 20 Jahren formulierte Neil Postman dazu:

Das Entertainment ist die Superideologie des gesamten Fernsehdiskurses- Gleichgültig, was gezeigt wird und aus welchem Blickwinkel – die Grundannahme ist stets, daß es zu unserer Unterhaltung und unserem Vergnügen gezeigt wird.²⁵⁵

Die Interaktionen zwischen politischem System – repräsentiert die Parteien und Interessengruppen als Zentren der politischen Willensbildung – und der medialen Öffentlichkeit sind durchaus von ambivalenter Natur. Zum einen benötigen die politischen Institutionen die Medien zur Kommunikation mit dem „Wahlvolk“, und zum anderen sind die Politiker der Parteien die wichtigste Informationsquelle für Zeitung, Radio, Fernsehen und zunehmend auch den ent-

²⁵³ Vgl. ebd., S. 165/166.

²⁵⁴ Vgl. Schicha, Christian/Brosda, Carsten (2002): Politikvermittlung zwischen Information und Unterhaltung – Eine Einführung. in: Schicha, Christian/Brosda, Carsten (Hrsg.): Politikvermittlung in Unterhaltungsformaten. Medieninszenierungen zwischen Popularität und Populismus. Münster: LIT, S. 7/8 und Hepp, Andreas (2002): Westervelle im Container. Journalismus und Politik in der „Spaßgesellschaft“. in: Schicha, Christian/Brosda, Carsten (Hrsg.): Politikvermittlung in Unterhaltungsformaten. Medieninszenierungen zwischen Popularität und Populismus. Münster: LIT, S. 249 – 253 sowie Kamps (1999), S. 71 – 73.

²⁵⁵ Postman (1985⁴), S. 110.

sprechenden Internetforen. Wesentliche Beiträge zum akademischen Diskurs über diese Interpenetration von Öffentlichkeit und Politik wurden von dem Politologen Winand Gellner in Anlehnung an die politisch-kulturelle Typologie von gesellschaftlichen Kollektiven nach Aaron Wildavsky geleistet. Gellner weist auch darauf hin, dass die Nähe von Parteien als politische Entscheidungszentren und den Medien deshalb so groß ist, weil beide im Rahmen des politischen Gesamtsystems auf einer Mesoebene als *gatekeeper* zwischen den Bürgern und den zentralen politischen Entscheidungsträgern anzusiedeln sind. Zusammen mit Interessengruppen nehmen Parteien und Medien die Funktionen der Meinungsaggregation und der Meinungsartikulation, d. h. Einspeisung in das zentrale Entscheidungssystem, wahr.²⁵⁶

Im Zuge pluraler Meinungsbildungsprozesse reklamieren dabei alle drei Teilnehmer am intermediären Vermittlungsmechanismus das Monopol der Garantie der Aufrechterhaltung des demokratischen Gemeinwesens für. Objektiv gesehen liegt jedoch genau in diesen systemimmanenten *checks and balances* der eigentliche Garant pluraler Meinungsbildung. Unter der Voraussetzung einer halbwegs ausgewogenen Machtverteilung sowohl auf Parteien als auch auf Medien und einer fehlenden staatlichen Einflussnahme auf Parteien und Medien kann im Idealfall keine Seite einen überragenden Einfluss auf den politischen Willensbildungsprozess nehmen; der Konkurrent würde dies zu verhindern wissen. Bündig formuliert sind die Parteien idealerweise somit mächtige Zentren der politischen Willensbildung und werden durch ein ebenfalls mächtiges Mediensystem in der Öffentlichkeit dargestellt.

Allerdings ist dieser Idealzustand eines ausgewogenen Machtverhältnisses nur eine von insgesamt fünf Grundkonstellationen, die Gellner als idealtypische Ausprägungsmöglichkeiten des Verhältnisses zwischen Medien und Parteien als voneinander unterscheidbaren und wichtigsten politischen Akteuren sieht und die aufeinanderfolgende Stadien einer synchronen Entwicklung sein können:

²⁵⁶ Vgl. Gellner, Winand (1995): Medien und Parteien. Grundmuster Politischer Kommunikation. in: Gellner, Winand/Veen, Hans-Joachim (Hrsg.): Umbruch und Wandel in westeuropäischen Parteiensystemen. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 17/18. Dem intuitiven Einwand gegen diese Beschränkung auf Medien und Parteien bzw. Interessengruppen als Akteure der politischen Willensbildung unter Vernachlässigung des Parlamentes als oberstem Gesetzgeber begegnet Gellner logisch mit dem Argument, dass in westlichen Demokratien die Parlamente zumeist lediglich die Arenen sind, in den sich die Fraktionen entlang parteipolitischer Konfliktlinien gegenüberstehen und in denen sie sich der Öffentlichkeit stellen.

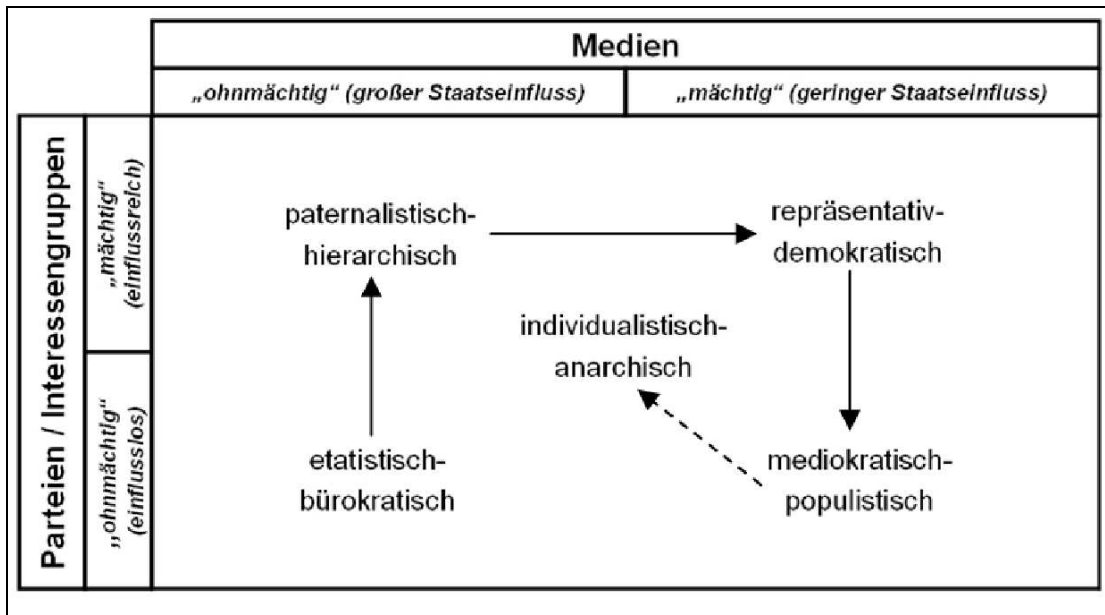


Abb. 1: Grundmuster politischer Kommunikation. Darstellung u. a. nach Dölle/Gellner²⁵⁷

Das ursprünglichste Muster Politischer Kommunikation nennt Gellner **etatistisch-bürokratisch**. Weder Parteien noch Medien spielen eine nennenswerte Rolle bei der politischen Willens- und Meinungsbildung. Diese Aufgabe wird zentral vom Staat in Form einer vernetzten Verwaltungsbürokratie geleistet, die die Medien nach Belieben gängelt und als Kommunikationskanäle benutzt und den Parteien keine Gelegenheit zur institutionellen Verfestigung und Einflussnahme gibt. Diese Regierungsform ist traditionell durch eine schwache Stellung der Parteien gekennzeichnet. Die Parteien erlangen nur sporadischen Einfluss, wenn sie sich an eine einflussreiche Persönlichkeit als Kristallisationskern binden.

Das vornehmlich in den Demokratien des ehemaligen Ostblocks zu findende Modell Politischer Kommunikation kann als **paternalistisch-hierarchisch** bezeichnet werden. Die Medien sind hier lediglich Mechanismen, um Öffentlichkeit im Sinne des noch starken Staates, in dessen Obhut sie stehen, und der zunehmend erstarkenden Parteien herzustellen und um ein Forum für die Legitimation der politischen Organe herzustellen. Kritik können sie kaum üben; sie dienen der parteilichen Interessensdurchsetzung.

Im oben schon skizzierten **repräsentativ-demokratischen** Grundmuster emanzipieren sich die Medien zunehmend von staatlicher Kontrolle, indem sie sich ihrer Funktion als Sozialisations- und auch Thematisierungsakteur bewusst

²⁵⁷ Vgl. Gellner (1995), S. 19 sowie Gellner, Winand/Glatzmeier, Armin (2004): Macht und Gegenmacht. Einführung in die Regierungslehre. Baden-Baden: Nomos: S. 349 und insbesondere Dölle/Gellner (2011), S. 191.

werden. Die Öffentlichkeit in den betreffenden Staaten ist willens, die Kontrolle und Interpretation der Arbeit von staatlichen Organen den Medien anzuvertrauen. Garant für die Erfüllung dieser Aufgabe ist eine verfassungsrechtlich garantierte Unabhängigkeit von staatlicher Intervention wie z. B. in der BRD, wo die Medienkontrolle durch Gremien erfolgt, in denen sozial relevante Gruppen repräsentiert sind, aber eben nicht der Staat als solches. Ihnen gegenüber stehen starke Parteien, deren Aufgabe es ist, politische Eliten und Verantwortungsträger herauszubilden, die Interessen ihrer Anhänger zu sammeln, zu bündeln und sie in Verbindung mit parteiideologischen Leitideen innerhalb eines Programms zu formulieren und zur Wahl zu stellen. Somit tragen sie auch zur Herausbildung eines politischen Bewusstseins im Rahmen politischer Sozialisation und zur Mobilisierung politischen Supports innerhalb der Wählerschaft bei. Damit erfüllen beide Akteure – Medien und Parteien - die essentiell erforderlichen Funktionen, die Garanten eines funktionierenden politischen Willensbildungsprozesses und somit Basis eines pluralen demokratischen Gemeinwesens sind.²⁵⁸

Aus dieser beidseitig starken Position resultiert ein für dieses Kommunikationsmuster typisches Beziehungsgeflecht, bei dem der „Kampf um die öffentliche Meinung“ mithilfe von Medienpolitik im Vordergrund steht. Ein Instrument dieser Medienpolitik ist Symbolische Politik, die ihrerseits wiederum eine Spielart medialer Machtpolitik ist. Verschärft wurde dieser „Kampf“ durch die Einführung des privaten Rundfunks z. B. in Deutschland Mitte der achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts, der der Auftakt zu einer – laut Gellner – Entpolitisierung des Rundfunks war. Aus dem Bestreben, den linksliberalen öffentlich-rechtlichen Rundfunk zu entmachten, resultierte eine weitergehende Emanzipation der elektronischen Medien. Sie genießen nach wie vor eine hohe Glaubwürdigkeit²⁵⁹ und, gepaart mit dem scheinbar allgegenwärtigen Schreckgespenst der „Politikverdrossenheit“, zeichnet sich eine Machtverlagerung von den Parteien hin zu den Medien ab.

²⁵⁸ Vgl. Gellner (1995), S. 19 – 23.

²⁵⁹ Vgl. Wolling, Jens (2003): Medienqualität, Glaubwürdigkeit und politisches Vertrauen. in: Donsbach, Wolfgang/Jandura, Olaf (Hrsg.): Chancen und Gefahren der Mediendemokratie. Konstanz: UVK, S. 333 und auch Froehlich, Pia Maria (2001): Das Problem der Politikvermittlung in der Demokratie. Die Öffentlichkeitsarbeit der Bundesregierung bei der Einführung des Euro. Würzburg: Ergon, S. 30/31.

Am Ende eines solchen Prozesses könnte ein **populistisch-mediokratisches** Muster Politischer Kommunikation stehen, wie wir es aus den USA mit sehr starken Medien bei gleichzeitig schwächelnden Parteien kennen. Die Medien haben hierbei nahezu ein *agenda setting*-Monopol im Vergleich zu den Parteien. Politiker sind scheinbar nur Schauspieler auf der Medienbühne, auf welcher sie sich auch darstellen müssen, um überhaupt noch Unterstützung für die eigenen Ziele zu gewinnen. Die Medien verfolgen nur noch das Ziel der Gewinnmaximierung, und die von ihnen bestimmte politische Agenda reflektiert dies. Sie begleiten die Politik vermehrt negativ nach dem Motto: „only bad news are good news“, was zur Ausbildung einer negativ geprägten Scheinrealität führt. Die Leser und Zuschauer z. B. in Italien und den USA kritisieren dies zwar, sind aber latent doch begierig auf die nächsten sensationellen Enthüllungen über das Privatleben ihrer Volksvertreter, während komplexe Analyse eher geringe Einschaltquoten und Auflagenzahlen erzielen. Eine sich selbst verstärkende Negativstimmung, die sich mit bereits vorhandener Politikverdrossenheit paart, ist die Folge. Damit wirken die Medien auch auf die reale Politik ein, denn diese wird zunehmend vor dem Hintergrund ihrer Medienwirksamkeit gemacht. Schließlich wäre es politischer Selbstmord, würde ein Politiker, der ohnehin durch die Medien schon als egozentrischer Machtmensch gebrandmarkt ist, auch noch unbequeme politische Inhalte kommunizieren wollen. Die politischen Akteure sind also gezwungen, der medialen Systemlogik zu folgen, und sich und ihre Politik vor dem Hintergrund von Nachrichtenfaktoren und Medienwirksamkeit darzustellen.²⁶⁰ Die politischen „Macher“ alter Prägung müssen somit zunehmend einer populistisch versierten mediokratischen Elite Platz machen, die zwar kaum Inhalte vertritt, sich der Medien aber effizient zu bedienen weiß. Auf der Medienseite werden aber ebenfalls die politischen Journalisten alten Schlages zunehmend obsolet. Journalistisch fundierte Berichterstattung über Inhalte ist allem Anschein nach nicht mehr gefragt, da die Inhalte selbst in den Hintergrund treten. An die Stelle der Journalisten treten Experten, Moderatoren und Präsentatoren sowie die Demoskopien: Die ersteren liefern auf den ersten Blick fundierte Analysen, die die zweiten dem Publikum verkaufen, während die dritte Gruppe dem Volk „Volkes Stimme“ in anschaulichen Grafiken präsentiert, damit

²⁶⁰ Vgl. Gellner (1995), S. 24 – 28.

ihm vor Augen geführt wird, wie die öffentliche Meinung derzeit scheinbar ist und es seine eigene Meinung danach ausrichten kann. Hieraus resultiert natürlich eine Verselbständigung der Inhalte und ihres Einflusses auf die öffentliche Meinung für den Fall, dass selbstdefinierte Themen, effektiv präsentiert, sich passenderweise auch in den Analysen der Demoskopien niederschlagen und sich so die Wirklichkeitsdarstellung der Medien in den Köpfen der Zuschauer als herrschendes Meinungsbild festsetzen. Was wäre als Gegenmittel zu dieser Medien- dominanz denkbar? Primär müsste wohl die Symbiose zwischen Medien als Publizitätshelfer und Politik als Informationsquelle aufgelöst werden, so dass sich beide wieder als annähernd gleichberechtigte und unterscheidbare Akteure gegenüber stehen können. Dies wird jedoch wahrscheinlich nur ein frommer Wunsch bleiben, da Politiker zum Handeln gezwungen sind und diese nicht mehr persönlich von Tür zu Tür sondern nur noch mithilfe der Medien als Multiplikatoren kommunizieren können. Der Trend in Richtung eines populistisch- mediokratischen Musters Politischer Kommunikation scheint somit unausweichlich zu sein.²⁶¹

Doch selbst dieses Muster ist noch nicht das Ende der denkbaren Entwicklung Politischer Kommunikation. Endpunkt dürfte nach Gellner wohl eher das **individualistisch-anarchische** Muster sein. Es zeichnet sich vor allem durch den totalen Zerfall traditioneller parteilicher und medialer Strukturen aus. Beide spielen in ihren institutionalisierten Form kaum noch eine Rolle: Weder aggregieren oder selektieren noch kommunizieren sie öffentliche Meinungen. Die Politische Kommunikation findet nur noch radikal pluralistisch zwischen Individuen selbst statt. Es ist dies somit das Resultat eines immer artifiziieleren und durchkonstruierteren Mediendiskurses, der schließlich seine Glaubwürdigkeit bei den Bürgern einbüßt, die sich dann auf andere, virtuelle Kommunikationsmechanismen verlassen, bei denen sie die kommunizierten Inhalte selbst bestimmen können.²⁶²

²⁶¹ Vgl. ebd., S. 30/31, 33 Zur Rolle der Demoskopien und ihre Verbindung zu den Medien siehe auch Gellner, Winand (1996): Demoskopie, Politik, Medien. Anmerkungen zu einem problematischen Verhältnis. in: Jarren, Otfried (Hrsg.): Medien und politischer Prozeß. Politische Öffentlichkeit und massenmediale Politikvermittlung im Wandel. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 179/180.

²⁶² Vgl. ebd., S. 31/22.

Dass aber nicht jeder über die technischen Mittel dazu verfügt, so dass sich dadurch eine Informationselite artikulieren könnte, die sogenannte *knowledge gap*-Hypothese, ist dabei nur ein Kritikpunkt, der davon ausgeht, dass mehr Informationen in einem Kollektiv nicht automatisch zu mehr Informiertheit und somit sozialer Gleichheit führen, da die entsprechenden Techniken des Informationszugangs – obwohl theoretisch für alle möglich – eher von sozial und bildungsmäßig höhergestellten Individuen assimiliert werden. Die Informationsverteilung wird daraufhin asymmetrisch.²⁶³

4.5. Die Funktionslogik von Medien in Mediokratien:

Bei aller Unterschiedlichkeit in der Entwicklung mediokratischer Systeme lassen sich doch Gemeinsamkeiten in der Funktionslogik erkennen. Der Medien- und Politikforscher Patterson hebt hier besonders drei wesentliche Impulse hervor:

- a) **Event-Impuls:** Gemäß dieses Einflussfaktors richten sich besonders die elektronischen Massenmedien in Mediokratien anhand des Neuigkeitswerts von Informationen aus. Nur was neu erscheint, findet Erwähnung. Alles andere bleibt außen vor, was laut Patterson langfristig dazu führt, dass akut aufkommende, medienwirksame Neuigkeiten nicht vor dem Hintergrund relevanter Langzeitbasisinformationen interpretiert werden können, da diese durch das Raster des Neuigkeitszwangs gefallen sind.

²⁶³ Vgl. Bonafadelli, Heinz (1985): Die Wissenskluff-Konzeption: Stand und Perspektiven der Forschung. in: Saxer, Ulrich (Hrsg.): Gleichheit oder Ungleichheit durch Massemedien. München: Ölschläger, S. 66 und insgesamt Bentele, Günter (1985): Wissenskluff-Konzeption und Theorie der Massenkommunikation. in: Saxer, Ulrich (Hrsg.): Gleichheit oder Ungleichheit durch Massemedien. München: Ölschläger, besonders S. 90/91 und Kamps (1999), S. 129 – 132. Ebenso in großer Ausführlichkeit bei Holst, Isabella-Afra (2000): Realitätswahrnehmung in politischen Konflikten. Grundlagen einer Theorie der Wissenskluff. Konstanz: UVK, S. 17 – 19. Holst stellt im Rahmen ihrer Studie fest, dass besser Gebildete eine höhere Lerngeschwindigkeit besitzen, was den Umgang mit den Medien erleichtert. Ihr Potential der Wissensvermehrung ist aber begrenzt, besonders im Vergleich zu weniger Gebildeten, die stark aufholen können, wenn ihnen Informationen ohne große Schwierigkeiten zur Verfügung stehen, während bei den Gebildeten früh eine Sättigung an Wissen eintritt (*ceiling*-Effekt). Den größten Vorteil bietet eine vermehrte Mediennutzung dabei – so Holst – auf dem Bereich des Faktenwissens, wo das *knowledge gap* am schnellsten zutage tritt. Vgl. dazu ebd., S. 33/34, 255 – 257. Dem lässt sich allerdings Angs Diktum der „media as (defective) meaning machine“ gegenüberstellen. Ang, Ien (1998): The Performance of the Sponge: Mass Communication Theory Enters the Postmodern World. in: Brants, Kees/Hermes, Joke/Zoonen, Lisbet van (Hrsg.): The Media in Question. Popular Cultures and Public Interests. London/Thousand Oaks/New Delhi: Sage, S. 78. Dies zeigt, dass die Analyseansätze der Funktionen bezüglich der Bildung der „Massen“ durch die Massenmedien keineswegs einheitlich sind. Zum Erkenntnispotential der Hypothese, auch in Bezug auf konvergente Thesen und empirischen Belegen, siehe Saxer, Ulrich (1987): Medienverhalten und Wissensstand – Zur Hypothese der wachsenden Wissenskluff. in: Burkart, Roland (Hrsg.): Wirkungen der Massenkommunikation. Theoretische Ansätze und empirische Ergebnisse. Wien: Wilhelm Braumüller, S. 140 – 144.

- b) **Kommerzieller Impuls:** Mittlerweile sind nahezu alle Medienformen privatwirtschaftlich organisiert und als solche ökonomischen Zwängen wie der Gewinnmaximierung unterworfen. Selbst die öffentlich-rechtlichen Medien buhlen um Werbekunden, um das nicht länger ausreichende Gebührenaufkommen zu ergänzen. Als kurzfristig gewinnmaximierend haben sich sogenannte *soft news* erwiesen, die entweder nicht-politischer Natur sind, oder aber politische mit anderen Themen im Stile des *politainment* verknüpfen. Dem gegenüber sind *hard news* zwar langfristig sinnvoller, da sie länger im Gedächtnis des Publikums verhaftet bleiben, aber Investitionen in PR und Werbung müssen sich kurz- bis mittelfristig amortisieren. Kurzfristige Gewinnmaximierung steht hierbei somit in Konflikt mit einer langfristig erfolgreicherer Informationsstrategie.
- c) **Professioneller/Beruflicher Impuls:** Die Professionalisierung journalistischen Arbeitens, besonders in den privaten Medien, hat zur Ausprägung eines eigenen Standesbewusstseins dieses Berufszweiges geführt mit einer ihm eigenen Subkultur und Berufsauffassung, zu der auch die Notwendigkeit gehört, sich dem Gewinnmaximierungszwang der Medien zu unterwerfen. Dies kollidiert mit dem Prinzip eines zwar investigativen, dabei aber objektiven und wertfreien Journalismus, auf dem in entscheidendem Maße das Zutrauen der Bevölkerung ruht, den Medien ihre klassische Kritik- und Kontrollfunktion anvertrauen zu können. Allerdings ist offensichtlich, dass es zwischen dem Ziel der Gewinnmaximierung und der eines objektiven Investigativjournalismus traditioneller Prägung zu Widersprüchen kommen kann, die die Qualität des Medienangebots in Frage stellen. Kritiker mahnen immer öfter an, dass es vor diesem Hintergrund an neuen, ethischen Prinzipien für einen zeitgemäßen Journalismus mangle, die den neuen mediendemokratischen Gegebenheiten in Verbindung mit dem ursprünglichen journalistischen Auftrag gerecht werden.²⁶⁴

Es sind somit die Mediendemokratien mit der ihnen eigenen Funktionslogik, in denen die gegenseitige Beeinflussung von Medien und Politik nicht nur befördert wird, sondern sogar innersystemisch zwingend ist, um den jeweiligen kommunikativen Bedürfnissen beider Sphären Rechnung zu tragen.

5. Das Verhältnis von Medien und Politik in mediokratischen Systemen

5.1. Gründe der gegenseitigen Beeinflussung:

In einer entwickelten Mediendemokratie wie den USA, Großbritannien und der BRD, beeinflussen die Medien mittlerweile massiv das Idealbild einer demokrati-

²⁶⁴ Vgl. Patterson, Thomas E. (2003): Putting Research Into Practice. Communication Scholars, the Media, and Democracy. in: Donsbach, Wolfgang/Jandura, Olaf (Hrsg.): Chancen und Gefahren der Mediendemokratie. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, S. 20 – 27.

schen Öffentlichkeit. Die Gründe dafür lassen sich in Anlehnung an Donsbach in drei Thesen formulieren:

a) Substitutionsthese:

Der Typologisierung der USA als populistisch-mediokratisches System entsprechend, haben gemäß dieser These die Medien die Parteien als Foren der politischen Willensbildung überflügelt. Die Parteien, aufgrund ihrer fehlenden programmatischen Ausrichtung und der schwachen funktionellen Verankerung in den USA, haben ein Vakuum hinterlassen, in das die Medien gestoßen sind. Symptomatisch dafür ist die Verschiebung weg von den ursprünglichen *caucuses* im Vorfeld der Präsidentschaftswahlen hin zu den *primaries*, bei denen die Bedeutung der Parteien noch geringer ist als bisher. Öffentliche Zustimmung suchen die Kandidaten nun von Beginn an direkt bei den Wählern mithilfe der Medien. Dieser eher strukturellen Veränderung, die die Medien in den USA begünstigt, entspricht z. B. in Deutschland die vielbeschworene Politikverdrossenheit als affektives Äquivalent, das die Bedeutung der Parteien ebenfalls erodieren lässt.²⁶⁵

b) Instrumentalisierungsthese:

Diese These greift das Phänomen auf, dass sich die politische Sphäre zunehmend den Medien als Darstellungs- und Kommunikationsforum bemächtigt und steht somit der Kritik von Politikern als willenlosen Medienmarionetten gegenüber. In der Tat hat sich mit der Professionalisierung der Politikberatung und dem Aufschwung der PR-Industrie besonders das Medium Fernsehen mit seiner Omnipräsenz den politischen Handelnden als Alternative zu öffentlicher Kundgebung und Parlamentsdebatten angeboten.

c) Usurpationsthese:

Hier wird genau die umgekehrte Richtung des Nutzniebertums unterstellt, da hier die Medien die politische Sphäre quasi in Besitz genommen haben, um an relevanten Information und Neuigkeiten zu kommen, die sich publikumswirksam vermarkten lassen. Die Medien erscheinen als Infoquelle und bloße Schaubühne mit den politischen Entscheidern als Protagonisten.²⁶⁶

Besonders die Thesen b) und c) begründen zusammen das Phänomen der Interpenetration oder auch Symbiose von Medien und Politik im mediokratischen Funktionszusammenhang, weshalb Instrumentalisierung und Usurpation im Folgenden noch einmal gesondert aufgegriffen werden sollen.

²⁶⁵ Vgl. auch Radunski, Peter (1996): Politisches Kommunikationsmanagement. Die Amerikanisierung der Wahlkämpfe. in: Bertelsmann Stiftung (Hrsg.): Politik überzeugend vermitteln. Wahlkampfstrategien in Deutschland. Gütersloh: Bertelsmann, S. 36/37.

²⁶⁶ Vgl. Donsbach, Wolfgang/Jandura, Olaf (2003): Chancen und Gefahren der Mediendemokratie. Vorwort. in: Donsbach, Wolfgang/Jandura, Olaf (Hrsg.): Chancen und Gefahren der Mediendemokratie. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, S. 13/14 sowie Choi, Yong-Joo (1995): Interpenetration von Politik und Massenmedien. Eine theoretische Arbeit zur politischen Kommunikation. Münster/Hamburg: LIT Verlag, S. 77 – 79, 91 sowie Sartor, Ralph (2000): Symbolische Politik. Eine Neubewertung aus prozess- und rezeptionstheoretischer Perspektive. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag, S. 19 – 24.

5.2. Instrumentalisierung der Medien durch die Politik:

In Zeiten des ausschließlich öffentlich-rechtlichen Fernsehens galt diese These eher der Möglichkeit der Kontrolle der Medien durch die Politiker. Mit der Ankunft des privaten Rundfunks hat sich dieser Fokus von der Kontrolle hin zur Instrumentalisierung medialer Formate für eigenen Zwecke hin verschoben.²⁶⁷ Beobachtbar ist nämlich, dass die gezielte PR-Arbeit nicht mehr nur zu Wahlkampfzeiten einen ähnlich wichtigen Stellenwert einnimmt wie das eigentliche politische Tagesgeschäft. Professionelle PR-Berater und *spin doctors*, die selber zumeist im Hintergrund arbeiten, bestimmen das Image eines Politikers sowie auch das genaue Timing der an die Öffentlichkeit weitergegebenen Informationen.²⁶⁸ Somit ist PR die „Bemühungen des Werbens, die öffentliche Meinung zu gewinnen“²⁶⁹, und zwar mithilfe von Informationen. Informationen werden somit zu sogenanntem *news-centered input*, der schon vor Veröffentlichung auf die Medientauglichkeit hin untersucht wird, um die spätere Medienbotschaft gezielt zu planen und möglichst vorherzusagen.²⁷⁰ Diese Konstruktion der öffentlichen Themenagenda von Politikerseite aus und die Inszenierung der Ereignisse und Personen selbst nennt man *agenda-building*. Notwendigerweise entsteht somit neben der nicht-öffentlichen, tatsächlichen Politik in Kabinettsitzungen und Ausschüssen eine Form der öffentlichen Schaupolitik oder auch Symbolischen Politik (Sarcinelli, Edelman), die nur der Beeinflussung der öffentlichen Meinung dient.²⁷¹ Es wundert nicht, dass diese beiden Sphären zuweilen in Konflikt ste-

²⁶⁷ Vgl. Hoffmann (2003), S. 29 – 31 und Schatz, Heribert (1979): Ein theoretischer Bezugsrahmen für das Verhältnis von Politik und Massenkommunikation. . in: Langenbucher, Wolfgang R. (Hrsg.): Politik und Kommunikation. München/Zürich: Piper, S. 81 – 89.

²⁶⁸ Vgl. Falter, Jürgen W. (1998): Alle Macht dem Spin Doctor. in: FAZ, 27.04.1998. Frankfurt am Main: Frankfurter Allgemeine Zeitung, S. 11/12 sowie Buchsteiner, Jochen (1998): Prinzen der Dunkelheit. in: ZEIT, 03.09.1998. Hamburg: Zeitverlag, S. 5/6 und Andersen, Robin (1992): Media, Marketing, and Politics in the Age of Fragmentation. in: Schiller, Herbert I. et al. (Hrsg.): The Ideology of International Communications. New York: Institute for Media Analysis, S. 47 – 68.

²⁶⁹ Carl Hundhausen zitiert bei Ronneberger, Franz (1977): Legitimation durch Information. Legitimation by Information. Düsseldorf/Wien: Econ, S. 6.

²⁷⁰ Vgl. Raupp, Juliana (2003): PR als Rezipient. Zum Einfluss massenmedialer Berichterstattung auf politische Organisationen. in: Donsbach, Wolfgang/Jandura, Olaf (Hrsg.): Chancen und Gefahren der Mediendemokratie. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, S. 100; Hoffmann (2003), S. 31/32; Rickenbacher (1995), S. 118/119 sowie Meyer/Ontrup/Schicha (2000b), S. 190/191.

²⁷¹ Vgl. Hoffmann, Olaf (2003): Das öffentliche Gesicht der Politik. Konflikte, Interdependenzen und deren Folgen für die Beziehungen von Politik und Journalismus. in: Donsbach, Wolfgang/Jandura, Olaf (Hrsg.): Chancen und Gefahren der Mediendemokratie. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, S. 214/215.

hen, da sich unbequeme aber notwendige realpolitische Sachverhalte nicht immer in ein passgenaues, positives Mediengewand kleiden lassen.

„Information und politische Werbung lassen sich nicht trennen.“²⁷² Deswegen nutzt die Politik die Medien, um die Kluft zwischen sich selbst und der Öffentlichkeit zu überbrücken, und zwar nicht einfach nur systemisch, sondern in einer für die optimalen Form der Selbstdarstellung, wofür die Amerikaner den Begriff *public engineering* (Falger) oder *Prime-Time-Politics* und die Franzosen den Terminus *marketing politique* (Schwartzberg) geprägt haben.²⁷³ Kamps bezeichnet diese Tendenzen als Konterversuche gegen die Usurpation der Politik durch die Medien und deren Thematisierungsmacht mithilfe von Kommunikationsprofis und –beratern. Kritiker sehen darin einen Autonomieverlust der Medien, die sich hilflos den Inszenierungsversuchen der Politik ausgesetzt sehen²⁷⁴ und sich den Avancen der PR-Berater und der Politiker, die immer mehr zu „Kommunikationsmanagern“²⁷⁵ werden, anstatt sich realpolitischer Fragestellungen anzunehmen.

5.3. Usurpation der Politik durch die Medien:

Legt man den Schwerpunkt des Einflusses andererseits auf die Medien, so erhält man im Rahmen des „Dependenzkonzeptes“²⁷⁶ eine Fokussierung politischen Tuns auf das Mediensystem. Genau diese „Mediatisierung von Politik“²⁷⁷ bestimmt sich nach der Wertigkeit der Informationen, die aus der politischen Sphäre in das Mediensystem eingespeist werden sollen. Schließlich schafft es nicht jede Neuigkeit auf die Titelseite oder produziert den gewünschten Effekt.²⁷⁸ Diese Selektion von Themen – also „worüber“ und „wie“ die Öffentlichkeit über be-

²⁷² Böckelmann, Frank/Mahle, Walter A./Nahr, Günter (1979): Staatliche Öffentlichkeitsarbeit und die Willensbildung des Volkes. in: Langenbucher, Wolfgang R. (Hrsg.): Politik und Kommunikation. München/Zürich: Piper, S. 95.

²⁷³ Vgl. Kamps, Klaus (1998): „Zur Politik, nach Bonn...“. Politische Kommunikation in Fernsehnachrichten. in: Kamps, Klaus/Meckel, Miriam (Hrsg.): Fernsehnachrichten. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 34, 37 und Kamps (1999), S. 74, 173.

²⁷⁴ Vgl. Kamps (1998), S. 34/35.

²⁷⁵ Sarcinelli, Ulrich (1986): Politikvermittlung in der Demokratie. Zwischen kommunikativer Sozialtechnik und Bildungsauftrag. in: Langenbucher, Wolfgang R. (Hrsg.): Politische Kommunikation. Grundlagen, Strukturen, Prozesse. Wien: Wilhelm Braumüller, S. 96.

²⁷⁶ Kamps (1998), S. 35.

²⁷⁷ Kamps (1999), S. 78 – 82.

²⁷⁸ Vgl. Dörner, Andreas/Vogt, Ludgera (2004): Entertainment, Talkshows und Politikvermittlung in Deutschland. in: Nieland, Jörg-Uwe/Kamps, Klaus (Hrsg.): Politikdarstellung und Unterhaltungskultur. Zum Wandel der politischen Kommunikation. Köln: Herbert von Halem, S. 38/39.

stimmte Sachverhalte diskutiert - begründet das vieldiskutierte *agenda-setting* durch die Massenmedien, mit dem sie bestimmen, was in den Augen der Öffentlichkeit als wichtiges Thema zu gelten hat (*awareness model*) und welche Priorität die selektierten Themen genießen (*priorities model*).²⁷⁹ Wie stark die Medien wirken können, hängt jedoch auch von den Rezipienten und ihrer thematischen Betroffenheit ab. Medienagenda und Bevölkerungsagenda sind deswegen nicht als kongruent zu bezeichnen. Die Macht des *agenda-setting* ist somit umso höher zu bewerten, je mehr die Medien beide Agenden zur Deckung zu bringen vermögen.²⁸⁰

Genauer gesagt handelt es sich beim *agenda-setting* um die Interdependenz dreier Agenden, nämlich der *media agenda*, der *policy agenda* und der *public agenda*. Bei der These der Usurpation der Politik durch die Medien wird davon ausgegangen, dass das, was die Medien ganz oben auf ihre Agenda setzen auch die der Öffentlichkeit und somit die der Politik bestimmt, welche sich ja an den Themen orientieren muss, die die Öffentlichkeit bewegen.²⁸¹ Allerdings

²⁷⁹ Vgl. Pfetsch (2003): S. 221 – 225 und Strohmeier, Gerd (2002): Moderne Wahlkämpfe – wie sie geplant, geführt und gewonnen werden. Baden-Baden: Nomos, S. 132 sowie Ehlers, Renate (1987): Themenstrukturierung durch Massenmedien. Zum Stand der empirischen Agenda-setting-Forschung. in: Burkart, Roland (Hrsg.): Wirkungen der Massenkommunikation. Theoretische Ansätze und empirische Ergebnisse. Wien: Wilhelm Braumüller, S. 106 – 126. Der Terminus *agenda-setting* wurde erstmals 1972 von McCombs und Shaw bei ihrer Analyse der Auswirkungen des Präsidentschaftswahlkampfes von 1968 auf die Wähler von Chapel Hill in North Carolina verwendet. Vgl. Rössler (1997), S. 15. Rössler spricht hierbei auch den unvermeidlichen Disput zwischen realistischen und konstruktivistischen Ansätzen der Medienwirkungsforschung an. Es handelt sich dabei um die Diskussion über die Natur der Medien als entweder rein abbildend oder realitätskonstruierend. Vgl. z. B. Hoffmann, Jochen (2003): Inszenierung und Interpenetration. Das Zusammenspiel von Eliten aus Politik und Journalismus. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 19 – 21 oder Burkart, Roland (1999): Alter Wein in neuen Schläuchen. Anmerkungen zur Konstruktivismus-Debatte in der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. in: Rusch, Gebhard/Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.): Konstruktivismus in der Medien- und Kommunikationswissenschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 59 – 62. Sinnvoll erscheint ein integrativer Ansatz, auf den auch Rössler unter Bezugnahme auf Bentele verweist, nämlich dass die Wiedergabe von Nachrichten durch die Medien nicht rein deskriptiv misszuverstehen sein, aber die Medien auch nicht alle subjektiven Momente bei der Erfahrung von Realität ausschließen können. Konstituierend wirken noch immer die individuellen Primärerfahrungen. Vgl. dazu Rössler (1997), S. 25 unter Verweis auf Bentele, Günter (1993): Wie wirklich ist die Medienwirklichkeit? Eine Anmerkung zum Konstruktivismus und Realismus in der Kommunikationswissenschaft. in: Bentele, Günter/Rühl, Manfred (Hrsg.): Theorien öffentlicher Kommunikation. München: Ölschläger, S. 166 und Bentele, Günter (1992): Fernsehen und Realität. Ansätze zu einer rekonstruktiven Medientheorie. in: Hickethier, Knut /Schneider, Ludwig (Hrsg.): Fernsehtheorien. Dokumentation der GFF-Tagung 1990. Berlin: Sigma, S. 53

²⁸⁰ Strohmeier (2002), S. 132/133.

²⁸¹ Vgl. Dearing, James W./Rogers, Everett M. (1996): Agenda-Setting. Thousand Oaks/London/New Delhi: Sage, S. 5/6, 74 – 76, 99/100 und Rössler (1997), S. 31 – 33.

ist dabei nicht immer die gesamtgesellschaftliche Relevanz das ausschlaggebende Kriterium. In der Regel werden Informationen anhand von Nachrichtenfaktoren selektiert, denn je mehr Nachrichtenfaktoren sie abdecken, desto publikumswirksamer sind sie.²⁸² An die Seite des *agenda-setting* der ersten Ebene anhand von Nachrichtenfaktoren und deren Valenz tritt noch das *agenda-setting* der zweiten Ebene als Schwerpunktsetzung innerhalb eines ausgewählten Themas. Dies geschieht entweder durch die Ausblendung von Informationen außerhalb des medienkompatiblen Rahmens (*framing*), durch Aufspringen auf neu auftretende Trends (*surfing*) oder durch Weglassen von Unangenehmem (*cutting*)²⁸³ zugunsten der Hervorhebung anderer Aspekte (*priming*).²⁸⁴ Es sind be-

²⁸² Vgl. Hoffmann (2003), S. 33/34. Ob ein Ereignis zur Nachricht wird, entscheidet sich somit danach, welche nachrichtenwertsteigernden Faktoren das Ereignis aufweist. Es sind dies u. a.:

- a) **Status:** Das politische Geschehen wird von einigen mächtigen, einflussreichen Persönlichkeiten, Organisationen und Nationen bestimmt.
- b) **Valenz:** Politik berührt oft zentrale gesellschaftliche Werte, hat negative oder positive Folgen.
- c) **Relevanz:** Was in der Politik geschieht, hat Auswirkungen auf das Leben der Bürger und auf den Zustand der Gesellschaft.
- d) **Identifikation:** Zu bestimmten Aspekten von Politik hat jeder einzelne eine persönliche Beziehung.
- e) **Konsonanz:** Bis zu einem gewissen Grade ist Politik vertraut und vorhersehbar.
- f) **Dynamik:** Politisches Geschehen ist im Fluss, und ständig passiert etwas Neues.

Je mehr dieser Faktoren ein Ereignis aufweist, desto höher ist dessen Nachrichtenwert und somit die Wahrscheinlichkeit, auf der Titelseite einer Zeitung oder als erste Meldung in den Nachrichten zu landen. Vgl. dazu Schulz, Winfried (1997): Politische Kommunikation. Theoretische Ansätze und Ergebnisse empirischer Forschung zur Rolle der Massenmedien in der Politik. Opladen: Westdeutscher Verlag und Erbring, Lutz (1989): Nachrichten zwischen Professionalität und Manipulation. Journalistische Berufsnormen und politische Kultur. in: Kasse, Max/Schulz, Winfried (Hrsg.): Massenkommunikation. Theorien, Methoden, Befunde. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 301 – 308; S. 85; Hoffmann (2003), S. 35/36 sowie ausführlicher Kepplinger, Hans-Mathias (1998): Der Nachrichtenwert der Nachrichtenfaktoren. in: Holtz-Bacha, Christina/Scherer, Helmut/Waldmann, Norbert (Hrsg.): Wie die Medien die Welt erschaffen und wie die Menschen darin leben. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 19 - 38 und für eine empirische Bewertung Staab, Joachim Friedrich (1998): Faktoren aktueller Berichterstattung. Die Nachrichtenwert-Theorie und ihre Anwendung auf das Fernsehen. in: Kamps, Klaus/Meckel, Miriam (Hrsg.): Fernsehen. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 49 – 64.

²⁸³ Vgl. Nieland, Jörg-Uwe (2003): Themenmanagement in der Mediendemokratie. Der Meteorapid als Beispiel für erfolgreiches Agenda-Building im Landtagswahlkampf NRW. in: Donsbach, Wolfgang/Jandura, Olaf (Hrsg.): Chancen und Gefahren der Mediendemokratie. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, S. 100.

²⁸⁴ Vgl. Brettschneider, Frank (1994): Agenda-Setting. Forschungsstand und politische Konsequenzen. in: Jäckel, Michael/Winterhoff-Spurk, Peter (Hrsg.): Politik und Medien. Analysen zur Entwicklung der politischen): Kommunikation. Berlin: Vistas, S. 223 – 225; McCombs, Maxwell/Reynolds, Amy (2002²): News Influence on Our Pictures of the World. in: Bryant, Jennings/Zillmann, Dolf (Hrsg.): Media Effects. Advances in Theory and Research. Mahwah/London: Erlbaum, S. 14/15 und Roskos-Ewoldson, David R./Roskos-Ewoldson, Beverly/Dillman Carpentier, Francesca R. (2002²): Media Priming: A Synthesis. in: Bryant, Jen-

sonders diese Nachrichtenstrategien der „Nicht-Thematisierung und selektive[n] Instrumentalisierung“²⁸⁵, die in der Vergangenheit die Massenmedien in den Verdacht gebracht haben, negative Effekte auf die öffentliche Meinung zu haben, wie z. B. die Gefahr der „Schweigespirale“ oder der „schweigenden Mehrheit“, die die wahre Themenagenda der Bevölkerung verzerren.²⁸⁶

In Ergänzung zur Aufteilung des *agenda-setting* in 1. und 2. Ebene finden wir bei Barbara Pfetschs Ausführungen zur Politischen Kommunikationskultur in Deutschland und den USA folgendes Kategoriensystem der Agendabeeinflussung:

- a) **Erzeugung positiver Medienresonanz durch politische Botschaften**
- b) **Interpretation von Inszenierungen der politischen Akteure (*spinning, framing*)**
- c) **gezielte Thematisierung während des Kommunikationsprozesses durch Themensetzung, -verstärkung oder -vermeidung²⁸⁷**

nings/Zillmann, Dolf (Hrsg.): Media Effects. Advances in Theory and Research. Mahwah/London: Erlbaum, S. 100/101, 107/108.

²⁸⁵ Späth, Holger (2000): Meinung und Partizipation. Über Entmündigung und Meinungsmannipulation in kulturindustriellen Kommunikationsstrukturen. Kritik und Handlungsperspektiven. Stuttgart: ibidem, S. 143 – 150 sowie Froehlich (2001), S. 54/55.

²⁸⁶ Diese Theorie der Soziologin Noelle-Neumann resultiert aus der Überlegung, dass es für ein Individuum sehr schwer ist, die eigene Meinung zu äußern, wenn es die Majorität der öffentlichen Meinung gegen sich glaubt. Das Individuum, aus Angst vor sozialer Isolation, beobachtet seine Umwelt ständig daraufhin, ob die eigene Meinung vor dem Hintergrund des allgemeinen Meinungsklimas opportun erscheint. Dabei kommt es weniger darauf an, was die anderen wirklich denken, als was der einzelne als die vorherrschende öffentliche Meinung wahrnimmt. Glaubt sich das Individuum in der Minderheit, wird es schweigen oder seine Meinung anpassen. Die scheinbare Majorität wird dadurch noch größer, und immer mehr „Abweichler“ erliegen ihrem Druck. Durch die Tendenz der einen zum Reden und der anderen zum Schweigen, kommt ein Spiralprozess in Gang, der eine Meinung immer fester als herrschende Meinung etabliert. Es entsteht eine „schweigende Mehrheit“, die sich der Medienagenda unterwirft. Dies wird natürlich unterstützt von den Massenmedien, die durch ihre Selektionsfunktion eine Meinung zementieren, während sie eine andere abzuwerten vermögen. Fraglich bleibt einzig, ob es sich bei der beschriebenen Spiralbewegung wirklich um eine Meinungsänderung des Individuums oder nur um ein angepasstes Artikulationsverhalten handelt, welches unter vorteilhafteren Konditionen für die eigene Ansicht ausbliebe. Vgl. dazu Noelle, Elisabeth (1940): Amerikanische Massenbefragungen über Politik und Presse. Frankfurt am Main: Diesterweg, S. 7 – 9 sowie in größerer, methodologischer Ausführlichkeit Noelle-Neumann, Elisabeth (1989): Die Theorie der Schweigespirale als Instrument der Medienwirkungsforschung. in: Kaase, Max/Schulz, Winfried (Hrsg.): Massenkommunikation. Theorien, Methoden, Befunde. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 418 – 440; McQuail, Denis/Windhal, Sven (1981): Communication Models for the Study of Mass Communications. London/New York: Longman, S. 68/69; Meyn, Hermann (1999): Massenmedien in Deutschland. München: Bayerische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit, S. 315 sowie auch Noelle-Neumann, Elisabeth (1996): Öffentliche Meinung. Die Entdeckung der Schweigespirale. Frankfurt am Main/Berlin: Ullstein, S. 218 – 221 und auch Kamps (1999), S. 128/129.

²⁸⁷ Vgl. Pfetsch (2003), S. 223.

Die Vertreter dieser These sehen in dem Zusammenspiel von Medien und Politik eher die Gefahr einer einseitigen Entmachtung der Politik durch eben jene Medien²⁸⁸ oder auch die Herabwürdigung der Politiker zu bloßen Schauspielern auf der Medienbühne.²⁸⁹

5.4. *Framing im Fokus:*

Dieses Instrument legt in seiner vertikalen Form den kognitiven Erwartungsrahmen bei der Interpretation der Medienbotschaft fest. Bei der Planung des Medienauftrittes mithilfe politisch-kulturell kompatibler Symbolischer Politik ist es also nicht ausreichend, das Medium selbst zu erreichen, sondern auch einen der vorherrschenden *frames* zu treffen.

Bertram Scheufele destilliert aus den vorherrschenden Ansätzen folgende Arbeitsdefinition von *framing*:

Frames gelten als Interpretationsmuster, mit denen sich Informationen sinnvoll einordnen und effizient verarbeiten lassen. Durch *Framing* werden bestimmte „aspects of perceived reality“ (Entman) betont, während andere ignoriert werden. Dadurch werden Attributitionen, Bewertungen oder Entscheidungen nahe gelegt.²⁹⁰

²⁸⁸ Vgl. Ross, Dieter (1993): Es waren einmal die Massenmedien. Das Publikum zerstreut sich, die Öffentlichkeit zerfällt. in: Boverter, Hermann (Hrsg.): Medien und Demokratie. Nähe und Distanz zur Politik. Konstanz: UVK, S. 159/160.

²⁸⁹ Vgl. Hahn, Dan F. (1998): Political Communication. Rhetoric, Communication, and Citizens. Stage College, Pennsylvania: Strata, S. 245/246.

²⁹⁰ Scheufele, Bertram (2004): Framing-Effekte auf dem Prüfstand. Eine theoretische, methodische und empirische Auseinandersetzung mit der Wirkungsperspektive des Framing-Ansatzes. in: Medien und Kommunikationswissenschaft, 52. Jahrgang 1/2004. Baden-Baden: Nomos, S. 30 [Hervorhebung bei Scheufele] und Entman, Robert M. (1993): Framing: Towards clarification of a fractured paradigm. in: Journal of Communication 43, Oxford: Oxford UP, S. 52. Für weitergehende Definitionsansätze sei verwiesen auf Gitlin, Todd. (1980): The whole world is watching: Mass media in the making & unmaking of the new left. Berkeley: University of California Press, S. 7 – 9; Gamson, William A./Modigliani, Amedeo (1989): Media discourse and public opinion on nuclear power: A constructionalist approach. in: American Journal of Sociology 95. Chicago: Chicago UP, S. 3; Pan, Zaiping/Kosicki, George (1993): Framing analysis: An approach to news discourse. in: Political Communication 10. Philadelphia: Taylor & Francis, S. 57; Pan, Zaiping/Kosicki, George (1995): Priming and media impact on the evaluations of the president's performance. in: Communications Research 27. O. O.: O. V., S. 6 – 8; Tankard, James W. (2001): The empirical approach of the study of media framing. in: Reese, Stephen D./Gandy, Oscar H./Grant, Adrian E. (Hrsg.): Framing public life. Perspectives on media and our understanding of the social world. Mahwah/London: Erlbaum, S. 110 – 113; Reese, Stephen D. (2001): Prologue – Framing public life: A bridging model for media research. in: Reese, Stephen D./Gandy, Oscar H./Grant, Adrian E. (Hrsg.): Framing public life. Perspectives on media and our understanding of the social world. Mahwah/London: Erlbaum, S. 11; Snow, Dean. A./Benford, Robert. D. (1992): Master frames and cycles of protest. in: Morris, Aldon D./Mueller, Charles M. (Hrsg.): Frontiers in social movement theory. New Haven: Yale UP, S. 137 sowie Cappella, Joseph N./Jamieson, Kath-

Scheufele spannt das *framing* in zwei Dimensionen auf: Horizontal finden sich Medien, Rezipienten und (politische) Akteure vertikal konstituiert als kognitiver Erwartungsrahmen im interpersonellen Diskurs und als „Struktur von Diskursprodukten“.²⁹¹

Frames bezeichnen – definiert entlang dieser Dimensionen – kognitive Modelle, Schemata oder auch Skripten, mit denen sich ein Realitätsausschnitt handhabbar machen lässt.²⁹² Dieses Regressions- bzw. Verdichtungsinstrument gehört zum *agenda-setting* der zweiten Ebene. Im weiteren Verlauf soll der Ansicht gefolgt werden, dass es sich beim *agenda-setting* um einen Überkategorie handelt. *Framing* bestimmt demzufolge als ein Instrument des *agenda-setting* nicht, was die Leute denken, sondern es grenzt ein, worüber sie nachdenken, da es Schwerpunkte innerhalb des Informationsflusses setzt. Es tritt – so Scheufele – dabei an die Seite des *attribute-setting*: „die Gewichtung kognitiver und affektiver Attribute des Objekts in den Medien beeinflusse die Bedeutung, die Rezipienten diesen Attributen zuschreiben.“²⁹³ Erst hier wird nicht nur beeinflusst, was wir denken, sondern auch mit welchen politisch-kulturellen Attributen wir an ein Objekt denken, um festzustellen, ob es mit unseren Vorstellungen und Einstellungen zu Politik korrespondiert.²⁹⁴

Es sind insbesondere die medialen *frames* auf Agenda- und Attributeebene, die effektive Politische Kommunikation mit ihrem Instrumentarium treffen

leen H. (1997): *Spiral of cynicism. The press and the public good*. New York/Oxford: Oxford UP, S. 45 – 48.

²⁹¹ Vgl. Scheufele (2004), S. 30/31 sowie Scheufele (1999): (Visual) Media Framing und Politik. Zur Brauchbarkeit des Framing-Ansatzes im Kontext (visuell) vermittelter politischer Kommunikation und Meinungsbildung. in: Hofmann, Wilhelm (Hrsg.): *Die Sichtbarkeit der Macht. Theoretische und empirische Untersuchungen zur visuellen Politik*. Baden-Baden: Nomos, S. 92 – 94; Scheufele (2003): *Frames – Framing – Framing-Effekte*. Theoretische und methodische Grundlegung sowie empirischen Befunde zur Nachrichtenproduktion. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 65; Entman (1993), S. 52 – 55; Tuchman, Gaye (1978): *Making news. A study in the construction of reality*. New York/London: Macmillan, S. 193 und Kinder, Donald R./Sanders, Lynn M. (1990): *Mimicking political debate with survey questions: The case of white opinion on affirmative action for blacks*. in: *Social Cognition* 8. New York: Guilford, S. 74.

²⁹² Vgl. Scheufele (2004), S. 32; Scheufele (1999a), S. 93 und Scheufele, Bertram (2000): „Scattered“ or related - clarifying the framing concept by integrating related approaches? in: Brosius, Hans-Bernd (Hrsg.): *Kommunikation über Grenzen und Kulturen*. Konstanz: UVK-Medien, S. 383, 392

²⁹³ Scheufele (2004), S. 35.

²⁹⁴Vgl. ebd., S. 35 und Ghanem, Salma (1997): *Filling the tapestry: The second level of agenda-setting*. in: McCombs, Maxwell/Shaw, Donald L./Weaver, David H. (Hrsg.): *Communication and democracy. Exploring the intellectual frontiers in agenda-setting-theory*. Mahwah/London: Erlbaum, S. 4.

muss. Sie verkörpern, nach der Vorselektierung durch Nachrichtenfaktoren, den nächsten, feineren Filter und somit die gesteigerten Erwartungen an den *input*, den die Politiker – ob freiwillig oder durch die Medienerwartung gezwungen ist bei solch symbiotischer Interpenetration nicht eindeutig erklärbar – liefern.

5.5. Massenmedialer Diskurs: Ein Doppel-Blind-Versuch?

Was bleibt also als Bewertungsversuch der Symbiose von Massenmedien und politischer Sphäre? Statt einer Seite ein Übergewicht an Einfluss zuzuschreiben, lässt sich eher neutral von interdependenter Überschneidung²⁹⁵ oder aber von einem Zusammenleben zum gegenseitigen Nutzen reden²⁹⁶, oder aber – wenn man es kritisch sehen möchte – von einer „unheiligen Allianz“. Das beschriebene Zusammenwirken von *agenda-building* und *agenda-setting* gleicht einem Doppel-Blind-Versuch oder einem *game scheme*, bei dem beide Protagonisten die Reaktion des jeweils anderen zu erraten und zu beeinflussen versuchen, vielleicht sogar, ohne sich dieses Versuches jederzeit bewusst zu sein. Gemeinsam ist beiden nur das Ziel, die Öffentlichkeit zu erreichen und in ihrem Sinne zu formen. Mittlerweile aber stößt die zunehmend bekannte Interaktion beider Sphären auf Ablehnung, und den ehemaligen „Kontrolleuren“ der Politik, den Medien, vertraut man ebenso wenig wie den politischen Akteuren und ihrer Schaupolitik. Die kurzfristige Gewinnmaximierungsabsicht der Medien lässt an die Seite der vielbeschworenen Politiker- bzw. Parteienverdrossenheit auch noch eine gewisse Medienverdrossenheit treten.²⁹⁷ Langfristig birgt dies somit das Potential, eine Gesellschaft hin zum individualistisch-anarchischen Stadium der politischen Kommunikation driften zu lassen, in dem sowohl politische als auch mediale Sphäre das Vertrauen eingebüßt haben und die Menschen wiederum die Politik auch durch die mediale Vermittlung nicht mehr verstehen.²⁹⁸ Kommunika-

²⁹⁵ Vgl. Chaffee, Steven H. (1975): Asking New Questions About Communication and Politics. in: Chaffee, Steven H. (Hrsg.): Political Communication. Issues and Strategies for Research. Beverly Hills/London: Sage, S. 13.

²⁹⁶ Vgl. Kamps (1998), S. 37 und Hoffjann (2003), S. 212 – 214.

²⁹⁷ Vgl. Pöttker, Horst (1996): Politikverdrossenheit durch Medien. Daten und Reflexionen zu einem virulenten Problem. in: Jarren, Otfried (Hrsg.): Medien und politischer Prozeß. Politische Öffentlichkeit und massenmediale Politikvermittlung im Wandel. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 63 – 68.

²⁹⁸ Für den empirisch nur vage belegten Zusammenhang, dass die Menschen die Politik aufgrund ihrer oftmals negativen Darstellung in den Medien - hauptsächlich dem Fernsehen - nicht mehr verstehen bzw. beeinflussen können, prägte Michael J. Robinson schon in den 1970ern den Begriff „Videomalaise“. Hierbei führt fehlendes Verständnis zu sinkendem Ver-

tionsformen, die dabei mehr auf Gestalt anstatt auf Gehalt setzen, mögen in wesentlichem Maße dazu beigetragen haben. Somit bewegt sich die Bewertung der Interaktion von Medien und Politik in Demokratien zwischen einem idealtypischen Tauscherverhältnis oder aber einer gegenseitigen Entmachtung durch die mittlerweile untrennbar gewordene Symbiose.²⁹⁹

6. Elektronisch-demokratische Tendenzen und mediokratische Cybervisionen

6.1. Teledemokratie:

Die Konzepte elektronischer Demokratieformen zur Steigerung von politischer Partizipation vor dem Hintergrund politisch-kultureller Gegebenheiten sind vielfältig. Neben der schon erwähnten Wiederbelebung direkter Demokratie sind Ideen wie etwa die Erhöhung demokratischer Responsivität durch verbesserten Informationsaustausch oder auch die Ausbildung einer *active citizenship* im Rahmen politischer Bildung. Wenn man die verschiedenen theoretische Dimensionen berücksichtigt, welche die Konzepte elektronischer Demokratie beeinflussen, so lassen sich allgemein drei Ausformungen unterscheiden, die sich in Bezug auf die zugehörige politisch-kulturelle Tradition³⁰⁰, der bevorzugten Form politischer Beteiligung (Information, Wahl etc.) und der im Vordergrund stehenden Demokratieform (direkt oder repräsentativ) ausdifferenzieren.³⁰¹

Das Konzept der *teledemocracy* ist das wohl älteste und wird seit den 1970ern oft synonym mit elektronischer Demokratie im Allgemeinen verwendet. Seinen Ursprung hat es in dem Wunsch nach mehr direkter Demokratie unter gleichzeitiger Ausnutzung neuer Telekommunikationstheorien wie Kabelfernse-

trauen und somit mittelbar auch zu Politikverdrossenheit. Vgl. dazu Holtz-Bacha, Christina (1989): Verleidet und das Fernsehen die Politik? Auf den Spuren der „Videomalaise“. in: Kaase, Max/Schulz, Winfried (Hrsg.): Massenkommunikation. Theorien, Methoden, Befunde. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 238/239.

²⁹⁹ Hoinle (1999), S. 44 – 47.

³⁰⁰ Vgl. Hagen, Martin (1997): Elektronische Demokratie. Computernetzwerke und politische Theorie in den USA. Hamburg: LIT, S. 47 – 52.

³⁰¹ Vgl. ebd., S. 58 – 60 unter Verweis u. a. auf Locke, John (1986): The Second Treatise On Civil Government. New York: Prometheus, S. 19 – 31; Philipps, Anne (1995): Geschlecht und Demokratie. Hamburg: Rotbuch, S. 31 – 33, 43 – 45; Dahl, Robert A. (1989): Democracy and its Critics. New Haven/London: Yale UP, S. 15, 18, 24 – 26, 327 – 329; Habermas, Jürgen (1992): Drei normative Modelle der Demokratie. Zum Begriff deliberativer Politik. in: Münkler, Herfried (Hrsg.): Die Chancen der Freiheit. Grundprobleme der Demokratie. München/Zürich: Piper, S. 12 – 14 sowie Buchstein, Hubertus/Schmalz-Bruns, Rainer (1994): Nachwort. Republikanische Demokratie. in: Barber, Benjamin (Hrsg.): Starke Demokratie. Hamburg: Rotbuch, S. 303 – 304.

hen usw. Diese Erwartungen wurden enttäuscht, denn qualitativ führten diese Technologien nicht zu einer gesteigerten politischen Beteiligung, sondern zu einer Kommerzialisierung des TV-Angebotes. Anfang der 1990er erlebte die Teledemokratie mit Ross Perots Vision von *televised electronic town meetings* und einer erneuten Multiplikation des TV-Angebotes mit neuen Formaten wie *call-in-shows* eine Renaissance, die nun auch die interaktiven Möglichkeiten von Computernetzwerken einschloss. Die in Aussicht gestellte Hybridisierung von Internet und Fernsehen auf digitaler Basis führte zur Wiederbelebung der Teledemokratieidee, so dass sie bis heute einflussreich ist.

Getragen von führenden Politologen, Soziologen und Journalisten in den USA, sind die Hauptargumente der Teledemokratie das Größenargument, das die Unüberschaubarkeit und Bürgerferne des repräsentativen Regierungssystems anprangert und auf die Raum und Zeit überbrückenden schnellen und neuen Kommunikationsmethoden zur Reaktivierung direkter Demokratie setzt. Weiterhin – so das *extension-of-franchise*-Argument – kann Teledemokratie auch materiell benachteiligten Bürgern die Möglichkeit zur Partizipation eröffnen, die sich bislang eher auf die finanziell privilegierten Schichten konzentriert hatte. Allerdings scheint hier Wahlrecht mit Wahldurchführung verwechselt zu werden. Gemäß des Interaktivitätsarguments gehen die Befürworter schon allein aufgrund amerikanischer Technologiebegeisterung von gesteigerter Partizipation aus, da die Neuartigkeit der Möglichkeiten an den Spieltrieb der Menschen appelliert. Weiterhin, so das Komplexitätsargument, sei das repräsentative Regierungssystem mit den immer vielfältiger werdenden Anforderungen überlastet, so dass Teledemokratie zum einen zur politischen Bildung der Bürger und zum anderen per Direktentscheid zur Entlastung des Regierungsapparates genutzt werden können. Gepaart mit dem *empowerment*-Argument würde dies die Ohnmacht des Einzelnen reduzieren und die Systemakzeptanz durch die Bürger erhöhen, wobei die USA im Zuge ihrer fortschreitenden Technologisierung ohnehin determiniert werden, zu einer Art „elektronischer Republik“ zu werden. Insgesamt gesehen, stehen Reformen im Mittelpunkt des Konzeptes. Es geht darum, das bestehende System nicht zu ersetzen, aber doch direktdemokratisch zu ergänzen, und dies auch mithilfe eines neuen, nicht nur auf Kommerz, sondern auf politische Bildung ausgerichteten öffentlich-rechtlichen Mediensystems.

Ideengeschichtlich bezieht sich die Teledemokratie auf klassische Partizipationsmodelle bei gleichzeitiger Ablehnung liberaler Demokratieauffassungen. Die Fähigkeit des Bürgers, sich bei ausreichender politischer Bildung selbst zu regieren, geht schon auf die Ideen Jeffersons bzgl. des Bildungsaspektes und auf die Theoretiker Paine und Henry in Bezug auf die Eigenverantwortung der Bürger zurück. Gepaart mit dem Mythos des „amerikanischen Experimentes“ der Gründerjahre und dem Willen, Teledemokratie als Vierte Gewalt zu etablieren, zielt sie weitestgehend auf eine Reform des intermediären politischen Bereiches mit seinen Parteien, Interessengruppen und klassischen Medien ab, da diese scheinbar außerstande sind, ihre Aufgaben zeitgemäß zu erfüllen. Als besser werden ein befreites Individuum und eine gesteigerte Partizipation in der Form von gesteigerter Wahlbeteiligung sowie eine Verbesserung des politischen *many-to-one*-Diskurses durch die neuen Medien empfunden, wobei der „Tyrannei der Volksmeinung“ durch eine Stärkung der Judikative entgegnet werden soll. Insgesamt gesehen scheint das *teledemocracy*-Konzept jedoch eher auf lokaler bis regionaler Ebene praktikabel zu sein, so dass langfristig höchstens eine Mischform repräsentativer und direktdemokratischer Elemente vertretbar wäre.³⁰² Zudem – so z. B. bei Robert Denton – kann das Fernsehen solange keine demokratiesteigernde Funktion erfüllen, solange es sich hauptsächlich als Mittel des Politmarketings geriert.³⁰³

6.2. Cyberdemokratie:

Das relativ junge Konzept der Cyberdemokratie ist eng mit den virtuellen Welten des Cyberspace, konstituiert durch die exponentiell steigenden Möglichkeiten von Computernetzwerken und des Internet, verbunden. Entstanden ist es aus einer Mischung von Technologieliebe, Hippie-Denken und wirtschaftlicher Aufschwungshoffnung im Silicon Valley an der amerikanischen Westküste. Im Zentrum dieser anti-etatistischen und anti-zentralistischen *Californian Ideology* (Barbrook/Cameron) stehen erneut die Befreiung der Menschen und die Stärkung der Gemeinschaft als Verantwortungsträger durch hierarchielose *many-to-many-communication*, die sich mischen mit den Interessen der Wissenschaftslobby

³⁰² Vgl. Hagen (1997), S. 61 - 71.

³⁰³ Vgl. Denton, Jr., Robert E. (1991): *Primetime Politics: The Ethics of Teledemocracy*. in: Denton, Jr., Robert E. (Hrsg.): *Ethical Dimensions of Political Communications*. New York/Westport/London: Praeger, S. 110 – 112.

und einer neokonservativen Skepsis gegenüber der föderalen Bürokratie in Washington DC, besonders nach der *Republican Revolution* von 1994. Es geht um die Bildung sozialen Kapitals im Raum des menschlichen Miteinanders, um dem anbrechenden Informationszeitalter mit seinen isolationistischen Tendenzen zu begegnen und gleichzeitig, ähnlich wie in der Teledemokratie, Macht an die lokale Gemeinschaft zu transferieren.

Ein eher neokonservatives Argument der Cyberdemokratieanhänger ist die Ansicht, die stelle das Ende der materiellen Produktionsweise dar (*end-of-matter*-Argument). Information ersetzt Materie, so dass Wirtschaft, Politik und somit auch das Staatswesen radikal reformiert werden müssten. Es geht um die Etablierung eines Marktes, auf dem die Freiheiten des Einzelnen bei gleichzeitiger Minimierung des Staatseinflusses garantiert sind. Jedoch, was hier im Gewande einer politischen Theorie erscheint, ist eher als Lobbyarbeit für die Telekommunikationsindustrie und deren Machterweiterung zu werten. Eher utopisch muten deswegen Ideen an von *cyberdemocracy* nicht als Mittel Politischer Kommunikation, sondern als Bezeichnung einer virtuellen Lebenswelt mit virtuellem politischem System an, welches es zu gestalten gilt.

Ideengeschichtlich mischen sich beim Cyberdemokratie-Konzept radikal-liberale Tendenzen mit an Rousseau erinnernde Partizipationsideen und republikanische Denkkonzepte wie der Kommunitarismus. Allen politischen Richtungen gemein ist ein tiefverwurzelter Anti-Etatismus. Auffallend ist weiterhin die extrem patriotische Rhetorik der Cyberdemokratiebefürworter. An der Schwelle zur virtuellen (Lebens-)Welt leben Ideen der *frontier*, das zivilreligiöse *American Creed* mit seiner Fortschritts- und Technologieversessenheit sowie die „typisch amerikanischen“ Charakteristika des Pluralismus und der individuellen Freiheit wieder auf. Gestärkt werden sollen vor allem die politische Diskussion in virtuellen Foren und die Stärkung aktiver Bürger, die mit dem Cyberspace ein Werkzeug an die Hand bekommen, um mit anderen zu kommunizieren. Die ideale Demokratieform des Cyberdemokratie-Konzeptes ist somit die partizipatorische Demokratie ohne zentralisierte Macht und unter weitgehender Selbstverwaltung.³⁰⁴ Politische Machtmanifestationen in der materiellen Welt werden abge-

³⁰⁴ Vgl. Leib, Volker (1998): Wissenschaftsnetze und Bürgernetze. Vom selbstgesteuerten Internet zur elektronischen Demokratie? in: Gellner, Winand/Korff, Fritz von (Hrsg.): Internet und Demokratie. Baden-Baden: Nomos, S. 88 – 93.

lehnt, während die virtuelle Welt hauptsächlich durch *virtual communities* oder *cybertribes* gesteuert wird, die kollektive Aufgaben übernehmen und aufgrund gleicher Geisteshaltungen ohne Hierarchien auskommen. Wie dabei allerdings das Leben in der materiellen Welt weiterhin von statten gehen soll, scheint im Rahmen dieses Konzeptes dahin zu stehen.³⁰⁵

6.3. Elektronische Demokratisierung:

Dieses Konzept schließlich setzt nicht auf direktdemokratische Elemente, sondern eher auf die Stärkung und Verbesserung der repräsentativen Demokratie, um die Bereitschaft zu politischer Beteiligung zu erhöhen. Elektronische Medien sollen dabei den politischen Entscheidungsprozess durchsichtiger und nachvollziehbarer machen, um dessen Akzeptanz zu erhöhen. –Gleichzeitig geht es auch hier um die Verschiebung von Entscheidungsmacht weg von der zentralen Bürokratie hin zu basisnahen Entscheidungsträgern. *Electronic democratization* ist somit eine prozessuale Unterkategorie des elektronischen Demokratiekonzeptes.

Elektronische Demokratisierung ist ein Konzept, dass auch bei den politischen Eliten wie der amerikanischen Regierung Anhänger findet, die die direktdemokratischen Ambitionen der anderen Konzepte eher mit Skepsis betrachten, da sie eher die Interessen der Informationselite mit Zugang zu den entsprechenden Ressourcen stärken. Statt reiner Demokratie „von unten“ kann hier auch durch gezielte Regierungsintervention der Demokratisierungsprozess „von oben“ eingeleitet und kontrolliert werden. Politische Apathie resultiere aus punktuelltem Versagen der repräsentativen Demokratie aber vor allem aus der Kommerzialisierung des Fernsehens mit seiner ständigen Negativberichterstattung und dem wachsenden Zynismus gegenüber der Politik. Zu den traditionellen Medien sollen deshalb elektronische Kommunikationsalternativen angeboten werden sollen. Daraus folgt zum einen das Zugang-zu-Informationen-Argument, welches einen verbesserten Informationsfluss zwischen Regierenden und Regierten in Form von online einsehbareren Kongressprotokollen, Hotlines u. ä. postuliert, und zum anderen auch das *electronic-town-meeting*-Argument. Anders als im kommerziellen Fernsehen wird dabei ein echter Diskussionsraum geschaffen, in dem Bürger durch aktive Auseinandersetzung über ein Thema zu einer dezidierten politischen Meinung gelangen können und diese „aussenden“ können,

³⁰⁵ Vgl. Hagen (1997), S. 71 – 80.

anstatt nur die Meinung anderer von den Meiden serviert zu bekommen, d. h. sie zu empfangen. Bei allen Unterschieden zu den vorherigen Ansätzen steht offensichtlich auch hier der gemeinschaftsbildende Aspekt im Vordergrund. Das Organisationsargument schließlich hebt auf die Stärkung des intermediären politischen Sektors durch elektronische Kommunikationsmedien ab, da durch moderne Netzwerke die Organisations- und Transaktionskosten erheblich gesenkt werden können. Nicht mehr nur die klassischen Lobbygruppen und Massenmedien wären dann Teil dieses Bereiches, sondern theoretisch jede vernetzte Gemeinschaft. Besonders dieses intermediäre Subsystem ist für das Funktionieren des politischen Gesamtsystems in Bezug auf sein Responsivität unverzichtbar. Problematisch am Konzept der elektronischen Demokratisierung scheint einzig, dass die neuen Kommunikationsmittel natürlich nicht nur bisher unterrepräsentierten Akteuren zur Verfügung steht, sondern auch von etablierten Teilnehmern genutzt wird, die ja gerade entmachteter werden sollen, so dass sich die potentiellen Vorteile relativieren oder sogar ganz aufheben könnten. Außerdem eröffnet das gesteigerte Kommunikationspotential die gefährliche Perspektive einer reinen *single-issue*-Orientierung der Diskussion bzw. der Entstehung von *issue publics*, so dass der sich nicht mehr über Themen größerer Tragweite ausgetauscht wird und die Gesamtöffentlichkeit in Teilöffentlichkeiten zerfällt.

Ideengeschichtlich sind beim Konzept der elektronischen Demokratisierung sowohl liberale als auch republikanische Einflussfaktoren erkennbar. Liberal ist die Skepsis gegenüber direktdemokratischen Elementen aufgrund der Volatilität der öffentlichen Meinung und der möglichen Tyrannei der Mehrheit. Republikanisch erscheint der hohe Stellenwert der Gemeinschaft und des Konsenses im Bezug auf die Bewältigung von Konflikten in einer pluralistisch differenzierten Gesellschaft. Gesteigerte politische Partizipation soll vielmehr durch bessere Information des Einzelnen erzeugt werden, so dass das Zugangsproblem als Basis der partizipatorischen Malaise behoben wird. Andererseits werden auch die Regierenden aufgrund der neuen Kommunikationsmöglichkeiten mit den Regierten gegenüber deren Meinungen und Ansichten sensibilisiert.³⁰⁶ Kritiker wie Valovic erklären die Prozesse wahren Demokratiegewinns durch elektronische und virtu-

³⁰⁶ Vgl. Hagen (1997), S. 80 – 88.

elle Fortschritte jedoch noch immer zum Mythos aufgrund fehlenden Zugangs für jedermann zu den notwendigen Ressourcen.³⁰⁷

7. Kritik und Bewertung des Mediokratiekonzeptes

7.1. Mediendemokratien: Unmöglichkeit einer werturteilsfreien Analyse?

Die Implikationen des Begriffes „Mediendemokratie“ sind sehr vielfältig. Sie erstrecken sich von Vorstellungen in Bezug auf das Verhalten medienpräsentere Akteure über bestimmte Kommunikationsmodi bis hin zur Ausgestaltung neuer Demokratieformen entlang medialer Funktionsmuster. Die Bewertung dieser Entwicklung in der Fachliteratur reicht dabei von Katastrophenszenarien und dem postulierten Ende der Repräsentativität durch die zersetzende Wirkung des „modern publicity process“ (Blumler und Gurevitch) bis hin zum Lobgesang auf neue Möglichkeiten politischer Partizipation. Prävalent in Verbindung mit der Vorstellung von Mediendemokratien scheint jedoch die Amalgamierung von Vorwürfen zu sein, die sowohl auf die „alten Medien“ wie auch auf die „neuen Medien“ und ihrer verstärkten Verquickung mit der Politik zutreffen. Somit lassen die Medien die Politik nicht mehr nur zu einem reinen Showgeschäft verkommen wie bisher, sie zersetzen auch noch die Basis repräsentativ-demokratischen Handelns an sich auf ihrem Weg zur – bislang freilich utopischen – *e-Democracy*.³⁰⁸ Die positiven Alternativbewertungen der neuen Kommunikationsformen verbleiben dabei freilich in Minderheit.

Defizitär, wenn nicht gar gefährlich, ist ein solch einseitiger Diskurs deshalb, weil die Bedeutung der Medien als objektiv untersuchbarer Erkenntnisgegenstand noch nie so groß war; groß genug auf jeden Fall, als dass Phänomene wie das der Mediendemokratie Anrecht auf eine ausgewogene Bewertung haben. Deswegen sollen an dieser Stelle mit Verweis auf Mazzoleni die wichtigsten Kritikpunkte an diesem Konzept und an der mit ihm einhergehenden Verquickung von Medien und Politik werturteilsfrei vorgestellt werden.

³⁰⁷ Vgl. Valovic, Thomas S. (2000): Digital Mythologies. The Hidden Complexities of the Internet. New Brunswick/New Jersey/London: Rutgers UP, S. 121 – 131.

³⁰⁸ Vgl. Mazzoleni, Gianpetro (1998): Medienpolitik oder Politik mittels Medien? Die Unzulänglichkeit des Begriffes „Mediokratie“. In: Holtz-Bacha, Christina/Scherer, Helmut/Waldmann, Norbert (Hrsg.): Wie die Medien die Welt erschaffen und wie die Menschen darin leben. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 103/104.

7.2. Zerstörung der *agora* durch videodemokratische Elemente:

Der wohl hartnäckigste Kritikpunkt an mediokratischen Modellen ist die Vorstellung, dass durch sie alle bislang vorherrschenden Möglichkeiten der kollektiven politischen Entscheidungsfindung, z. B. innerhalb der Parteien, zerstört werden. Die Rolle der Medien wird hierbei in ein relativ konfuse Zusammenhangsgeflecht eingeordnet, wo sie neben der allgemein beklagten Erosion von gesellschaftlichen Institutionen und dem Schreckgespenst der Politikverdrossenheit steht.

Unreflektiert ist eine solche Kritik allein schon aus dem Grunde, da sie einen amerikanischen Trend verallgemeinert. Schließlich haben die Medien dort Funktionen übernommen, die in der liberalen Tradition eher den Parteien zustehen, beispielsweise im Rahmen des Präsidentschaftswahlkampfes. Dies jedoch als eine für alle entwickelten Demokratien allgemeinverbindliche Entwicklung hervorzuheben, wäre verfrüht. Man vergisst leicht, dass die Parteien in den USA – signifikant darstellbar an der jeweiligen Kongressmehr- oder –minderheit – nicht dieselbe starke Rolle spielen wie z. B. in unseren Breiten. Am Beispiel des Präsidenten heißt die somit, dass er nicht zwangsläufig auf die Kooperation der Kongressmehrheitspartei angewiesen ist; sie hat ihn nicht gewählt, und sie kann ihn somit auch nicht entlassen, wobei der Fall der Zugehörigkeit des Präsidenten zur Mehrheitsfraktion des Parlaments keinesfalls eine systemfunktionale Gegebenheit ist.

Allerdings wird die Kritik der auf dieser Konstellation fußenden Rollen der Medien auch ins Ausland exportiert, wo sie z. B. in Großbritannien und auch in Deutschland auf offene Ohren stößt, da auch hier die Rolle der Medien zunehmend kritisch gesehen wird, wenngleich auch aus anderen Gründen. Hier wandelt sie sich schnell in die Anprangerung von rücksichtslosen Recherche- und Berichterstattungsmethoden, bei der die Medien nahezu keiner Instanz Rechenschaft abzulegen haben, wohingegen die Parteien sehr wohl gewissen internen und externen Kontrollgremien unterliegen.

Ein letzter bemerkenswerte Faktor bei der Kritik an mediokratischen Politikformen, der allzu oft unbeachtet bleibt, ist der Umstand, dass trotz aller Kritik bislang noch keine wirkliche Integration dieser scheinbaren Neuerungen mit ihren positiven und negativen Auswüchsen in die Politische Theorie stattgefunden hat. Mazzoleni bemerkt anschaulich:

Politische Theorie und die Gestaltung der Institutionen konzentrieren sich in weiten Teilen immer noch auf die traditionellen Formen der parlamentarischen Demokratie, die zu Zeiten entstanden, als Nachrichten mit der Geschwindigkeit eines Pferdes verbreitet wurden.³⁰⁹

7.3. Begriffliche Ungenauigkeiten:

Es bleibt eine gewisse Beliebigkeit bei den Begriffen und ihrer Verwendung zu monieren. Nur selten findet sich eine Festlegung darauf, ob „Medien“ nun allgemeinverbindlich die diversen Massenkommunikationskanäle Print, Radio, Fernsehen und Internet bezeichnet, oder aber allumfassend die gesamte Multimedia-maschinerie der Medienlandschaft inklusive Werbung, Marketing usw. Ebenso geartete Verwirrung findet sich bei der Unterscheidung zwischen den Medien als technologische Hardware, den Medien als vermittelte Information und Medien als Chiffre für bestimmte Sender und Produzenten medialer Inhalte. Dies führt dazu, dass die gebetsmühlenartig wiederholte Annahme der übergroßen Rolle der Medien bei der politischen Willensbildung bei unterschiedlichen Rezipienten auch unterschiedlich geartete Reaktionen trifft, je nachdem, welcher der oben genannten Seiten des Spektrums sich der jeweilige Rezipient zuordnen lässt, und auch abhängig davon, ob man zu denen gehört, die die Wirkung der Medien größtenteils als durch journalistische Maximen vorgegebene Intention ansehen oder als unabsichtliche Nebenwirkungen.

Dabei bieten beide Extrema des Meinungsspektrums, also sowohl die Annahme eines Trends hin zu einer Medienrepublik als auch die These einer relativ harmlosen medienvermittelten Demokratie gewisse stichhaltige Argumente. Es herrschten durchaus nach Beendigung des Kalten Krieges und der Demontage der damit verbundenen fundamentalen Ideologien in allen westlichen Systemen gewisse funktionale Defizite, in die die Medien stoßen konnten. Eine allgemeine Erosion der bis zu diesem Zeitpunkt sinngebenden Strukturen des öffentlichen Lebens machte Platz für neue Strukturen, die – um sich schnell Stabilität zu verschaffen – die moderne Medienmaschinerie nutzten, um ihren Einfluss zu etablieren. Dabei war dies nur eine Fortsetzung einer Strömung der politischen Mediatisierung von Akteuren, die bereits in den 1960ern ihren Anfang genommen hatte:

³⁰⁹ Ebd., S. 108.

Die Krise des aus der liberalen Tradition stammenden Parteienmodells und die Hinwendung der Politik zu medienbasierten Mustern sind unbestreitbare Anzeichen eines epochalen Wandels in den modernen Demokratien.³¹⁰

Die komplette Übernahme der Politik durch die Medien allerdings zu postulieren beurteilen viele Politik- und Medienwissenschaftlern als viel zu übertrieben. Extreme Formen des Medieneingriffs stellen die Erfüllung einer gewissen „Wachhundfunktion“ gegenüber den politisch Mächtigen bzw. der Wunsch auf öffentliche Missstände unverhohlen hinzuweisen dar.

Gegen die einseitige Dominanz der Medien spricht auch das beobachtbare Bestreben der Parteien, sich der Medien zu bedienen, um in Zeiten der Politikverdrossenheit immer mehr Menschen zu erreichen, die sich von der aktiven Teilhabe an Politik aus diversen Gründen bereits abgewendet haben. Dem entspricht natürlich ein gesundes Interesse an neuen gesellschaftlichen Trends und Konfliktlinien, deren Kenntnis unabdingbar für ein gezieltes Polit-PR ist. Darin liegt auch die überragende Stellung von Meinungsforschung begründet, die zu „den neuen Orakeln“³¹¹ der Politiker geworden sind. Dies ist *per se* weder positiv noch negativ zu bewerten, denn es ist einfach die logische Konsequenz aus den sich veränderten Gegebenheiten. Zu diesen Gegebenheiten gehört auch, dass die Bürger zunehmen zu „informational citizens“³¹² geworden sind, die über ein relativ chaotisches Halbwissen aus fragmentierten politischen Informationen verfügen, welche über die Medien verbreitet werden. Ihr Verhalten ist weitaus weniger verlässlich zu antizipieren als das der sogenannten „informed citizens“³¹³, welches nicht auf den steigenden Medienkonsum zurückzuführen ist, sondern auf den hohen Stellenwert von politischem Informiertsein als Voraussetzung für politische Teilhaben wie sie nur in stabilen Politischen Kulturen vorkommt.³¹⁴

³¹⁰ Ebd., S. 113.

³¹¹ Ebd., S. 115.

³¹² Ebd., S. 116.

³¹³ Ebd., S. 116.

³¹⁴ Vgl. ebd., S. 115/116.

8. Zwischenfazit zu Kapitel V: Die Zukunft von Mediokratien

Die Medien in entwickelten westlichen Demokratien sind zunehmend „elektronische Fenster zur Welt“³¹⁵, durch die wir uns selbst und andere erfahren. Die oben gemachten Beobachtungen zu den möglichen Bewertungen und Kritikpunkten des Mediokratiekonzeptes lassen zwei Diskussionswege offen: Entweder man pflichtet der apokalyptischen Interpretation einer „finalen Amerikanisierung“³¹⁶ bei, die schlussendlich den für eine repräsentative Demokratie unverzichtbaren, öffentlichen Raum durch massive Monopolisierung und Fragmentierung der Gesellschaft zerstört³¹⁷, oder der eher progressiv-optimistischen. Die erstere sieht im Trend hin zu entwickelten Mediendemokratien eine unheilvolle Koinzidenz von sinkendem Zutrauen in traditioneller Politik, befördert durch die Medien, die immer inszenierte Schaupolitik in den Fokus ihrer Berichterstattung rücken. Somit werden die Zuschauer zu passiven Rezipienten und stehen Manipulationsversuchen durch mächtige Medienzaren hilflos gegenüber und werden dadurch auch davon abgehalten, kollektiv ihrer Unzufriedenheit Luft zu machen. Vorsichtiger Kritik mahnen zwar auch an, dass sich die entwickelten Demokratien des Kontinents immer mehr den USA und ihrer Art der Politischen Kommunikation annähern, doch sehen sie die Gefahr der bewussten Manipulation durch die Medien eher gering. Sie stellen das Vakuum in den Vordergrund, welches durch die Medien gefüllt wurde und zeigen auf, dass sich die Politiker in ihren Kommunikationsstrategien diesem Umstand angepasst haben. Zeichen für eine dezidierte „Medienpartei“ mit eigenen Zielen gibt es kaum. Dies lässt selbstverständlich die Feststellung unberührt, dass die Medien durchaus die Macht besitzen, bestimmte politische Themen auf die öffentliche Agenda zu setzen und andere zu unterdrücken, zumeist gestützt auf die Valenz, die diese Themen bezüglich ihrer Nachrichtenfaktoren besitzen. Dezidierte Feindseeligkeit und Destrukti-

³¹⁵ Kamps, Klaus (1998): Nachrichtengeographie. Themen, Strukturen, Darstellung: ein Vergleich. in: Kamps, Klaus/Meckel, Miriam (Hrsg.): Fernsehnachrichten. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 275 sowie Fiske, John (1987): Television Culture. London/New York: Routledge, S. 21 - 23.

³¹⁶ Gellner (1998), S. 21.

³¹⁷ Ebd., S. 12, 21/22 und Holtz-Bacha, Christina (1998): Fragmentierung der Gesellschaft durch das Internet? in: Gellner, Winand/Korff, Fritz von (Hrsg.): Demokratie und Internet. Baden-Baden: Nomos, S. 219.

vität gegenüber traditionellen politischen Strukturen seitens der Medien sehen vorsichtige Kritiker zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht als gegeben an.³¹⁸

Momentan wäre die Behauptung, das Mediensystem hätte vollends die Kontrolle über das politische System übernommen, übertrieben. Noch sind beide gemäß der Systemtheorie Luhmanns Subeinheiten des gesamtgesellschaftlichen Suprasystems, auch wenn sich die Schwerpunkte innerhalb der subsystemischen Strukturen verschoben haben angesichts der Erosion traditioneller Partizipationsformen. Der Wandel, den sich die traditionellen politischen Institutionen mit ihren Kommunikationsformen ausgesetzt sehen, ist nicht zu leugnen und auch nicht unumwunden positiv zu bewerten. Ihn jedoch gezielter Medienintervention zuzuschreiben, die durch den rasanten Fortschritt auf dem Gebiet der Kommunikationstechnologien noch zusätzliches Moment gewinnt, wäre übertrieben. Schließlich sehen sich auch die institutionalisierten Medien heftigen Wandlungen ausgesetzt, die ihre traditionellen Funktionen in neuem Licht erscheinen lassen und teilweise deren Neudefinition erforderlich machen.³¹⁹ Noch allerdings sind Medien ein Mittel zum Zweck und nicht der eigentliche Zweck politischen Handelns, auch wenn sich der osmotischen Prozess zwischen beiden Sphären in vollem Gange befindet und kein Ende absehen lässt. Ob er am Ende positiv zu bewerten sein wird, hängt genauso von der Aufrechterhaltung der Zugangsgerechtigkeit zu den modernen Massenmedien ab, damit jedermann von den positiven, nicht nur symbiotischen, sondern gegebenenfalls auch synergetischen Effekten zwischen Politik und Medien profitieren kann³²⁰, und von der Aufrechterhaltung der „Medienkompetenz mit gesellschaftlicher Wirksamkeit“³²¹ von Seiten der Medienmacher und ihrem Umgang mit Informationen. Meyer und Schicha formulieren ihre Forderungen an politische Medienberichterstattung in Demokratien entlang dreier funktioneller Dimensionen, die erhalten bzw. (wieder-) ausgebaut

³¹⁸ Vgl. Hoffmann-Riem, Wolfgang (2003): Mediendemokratie zwischen normativer Vision und normativem Albtraum. in: Donsbach, Wolfgang/Jandura, Olaf (Hrsg.): Chancen und Gefahren der Mediendemokratie. Konstanz: UVK, S. 28/29.

³¹⁹ Vgl. Mazzoleni (1998), S. 119 – 122 und Marcinowski, Frank (1994): Politisierung und Entpolitisierung der „Realität“ in unterschiedlichen Medienformaten. „A Difference that makes a Difference?“. in: Jäckel, Michael/Winterhoff-Spurk, Peter (Hrsg.): Politik und Medien. Analysen zur Entwicklung der politischen Kommunikation. Berlin: Vistas, S. 45/46.

³²⁰ Vgl. Hoffmann-Riem (2003), S. 35/36.

³²¹ Stegner, Ralf (2001): Politik als mediales Theater. in: Kleinsteuber, Hans J. (Hrsg.): Aktuelle Medientrends in den USA. Journalismus, politische Kommunikation im Zeitalter der Digitalisierung. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 199.

werden müssen: Transparenz des Forums „Öffentlichkeit“ für alle, Orientierung zur Meinungsbildung und Validisierung in Bezug auf die Kenntlichmachung wertender Äußerungen.³²²

³²² Vgl. Meyer, Thomas/Schicha, Christian (2002): Medieninszenierungen zwischen Informationsauftrag und Infotainment. Kriterien einer angemessenen Politikvermittlung. in: Schicha, Christian/Brosda, Carsten (Hrsg.): Politikvermittlung in Unterhaltungsformaten. Medieninszenierungen zwischen Popularität und Populismus. Münster: LIT, S. 55.

VI. Theorien zur Symbolischen Politik

Das Politische, eine Kunst des Sehens, eine Kunst des Voraussehens, weicht nicht von der Regel ab, derzufolge die Kunst nicht das Sichtbare wiedergibt, sondern sichtbar macht.³²³

- Paul Virilio (1984): *Der negative Horizont* -

Symbolische Politik ist die strategische Gestaltung politischer Öffentlichkeit durch politische Akteure mit dem Ziel einer akzeptanz- und legitimationswirksamen Darstellung politischer Realität.³²⁴

- Ines Dombrowski (1997): *Politisches Marketing in den Massenmedien* -

Synopsis:

In diesem zentralen Kapitel sollen die verschiedenen Theorien zur Symbolischen Politik beleuchtet werden. Im Einzelnen sollen hier die Arbeiten Edelmans und Sarcinellis sowie neuere Arbeiten zur politischen Mythologisierung und politischem Rollenspiel von Dörner und Schwarzenberg kritisch dargestellt werden. Auch das Konzept der Theatralisierung von Politik wird diskutiert werden.

1. Grundlagen der Symbolischen Politikforschung von Murray Edelman

1.1. Methodische Vorbemerkungen und allgemeine Hinführung:

Eine Erörterung und Analyse der Theorien zur Symbolischen Politik wie auch zu deren Anwendung im Bereich mediokratischer Politischer Kommunikation bliebe unvollständig, würde man nicht einen Blick auf die noch immer aktuellen Schriften Murray Edelmans werfen, der bereits 1964 die ersten Kernthesen zu diesem Teilbereich der Politischen Kommunikationsforschung formulierte. Zeitlich koinzierten Edelmans frühe Arbeiten mit den Thesen der Philosophin Susanne Langer, die die wichtige Unterscheidung zwischen „diskursiven“ und „präsentativen“ Symbolen traf. Bei ersteren handelt es sich um Symbole, die auf die Sprache als linearen Ordnungsmechanismus abstellen und bei den zweiten um Symbole der visuellen Darstellung.³²⁵ Während Edelman und auch Sarcinelli implizit noch beide Kategorien behandeln, erfolgt bei den neueren Theorien von Dörner,

³²³ Dieses Diktum Virilios wird zitiert in Hoinle (1999), S. 48.

³²⁴ Ines Dombrowski wird zitiert in Schicha, Christian (2002): Terrorismus und symbolische Politik. Zur Relevanz politischer und theatralischer Inszenierungen nach dem 11. September 2001. in: Schicha, Christian/Brosda, Carsten (Hrsg.): Medien und Terrorismus. Reaktionen auf den 11. September 2001. Münster/Hamburg/London: LIT, S. 95.

³²⁵ Vgl. Langer, Susanne (1965): Philosophie auf neuem Weg. Das Symbol im Denken, im Ritus und in der Kunst. Frankfurt am Main: Fischer, S. 87 – 89.

Schwartzberg etc., deren Schaffung mit dem rasanten Aufschwung der visuellen Medien einherging, eine Schwerpunktverlagerung auf die präsentativen Symbole. Thesen wie über das Rollenverhalten von Politikern im Fernsehen, die mythologische Dimension des Medienberichterstattung sowie die der Theatralität des Politischen konzentrieren sich zunehmend auf präsentative Symbole, die – so möchte ich hinzufügen – zunehmend die diskursiven in sich aufnehmen, da auch politische Rede fast ausschließlich nur noch in einem visuell vermittelten Format durch das Fernsehen existiert.

Edelman postulierte zuerst, dass es sich bei Politik um eine Kunstform handelt, bei der ebenso sehr die äußere Gestalt neben die Wichtigkeit des Inhalts tritt, wie dies auch bei anderen darstellenden Künsten der Fall ist.³²⁶ Informationen sind dabei für ihn notwendig für eine effiziente Interessensvertretung. Da jedoch die Informationsbasis für die politischen Eliten stets sehr wandelbar ist, bedarf es des Informationsmanagements, um eine gewisse Stabilität und Berechenbarkeit in den politischen Diskurs einzuführen. Für Edelman resultiert diese Stabilität aus einem gewissen Identitätsangebot, bzw. der Schaffung von öffentlichen Identitäten mithilfe der Symbolischen Politik in der Form von Sprache, Handlungen und Personen, die als Symbole für Werte und Ideologien fungieren³²⁷. Diese Werte und Ideologien sind Teil des allgemeinen sozialen Geflechtes mit seinem beständigen Register von unbeantworteten Fragen, die politische Antworten erfordern: Gerechtigkeit, soziale Sicherheit, individuelle Freiheit, innerer und äußerer Frieden etc. Dieses soziale Geflecht zu stabilisieren ist Sinn von Symbolischer Politik.³²⁸

Edelman bezieht sich dabei ebenfalls auf die Ubiquität von Symbolen innerhalb der menschlichen Evolution und Interaktion und ihrer sozialen Konstruktion³²⁹. Anders als seine Kollegen jedoch zielt Edelman vermehrt auf die negativen Aspekte der menschlichen Symbolsucht ab und wie diese von der Politik instrumentalisiert wird. Rituelle bzw. Symbolische Politik, so Edelmans frühe Kernthese, dient lediglich der Beruhigung der Massen, die sich lieber in rituellem

³²⁶ Vgl. Edelman, Murray (1985²): *The Symbolic Uses of Politics*. Urbana/Chicago: Illinois UP, S. 1/2.

³²⁷ Vgl., ebd., S. 9, 15.

³²⁸ Vgl. Edelman, Murray (1971): *Politics as Symbolic Action. Mass Arousal and Quiescence*. New York/San Francisco/London: Academic Press, S. 168 – 171.

³²⁹ Vgl. Edelman (1988), S. 2.

politischen Engagement, wie z. B. Wahlen, ergeht, als die ihm verfassungsmäßig zustehende politische Gewalt direkt auszuüben. Voraussetzung dafür ist natürlich eine gewisse Distanziertheit, die sich mit zunehmender Ausdifferenzierung politischen Handelns und der Professionalisierung des Berufsstandes eines Politikers, flankiert zusätzlich noch von der Entwicklung der Massenmedien als abstraktem Vermittlungsmechanismus, entwickelt und den politischen Statthalter vom eigentlichen politischen Souverän entrückt hat, so dass es eindringlicher und einprägsamer Symbole bedarf, um diese Kluft effektiv zu überwinden und sich der Unterstützung der Bevölkerung für politische Vorhaben zu sichern.³³⁰

1.2. Symbol-politischer Nährboden: soziale Konflikte

Anklingend an Luhmann und Baudrillards Thesen von der artifiziellen Natur medienvermittelter Realitäten, ruht auch Edelmans Theoriegebäude auf der bewussten Schaffung von Realität mit denen ihr eigenen sozialen Problemen und nicht die bloße Wahrnehmung derselben.³³¹ Die herrschenden politischen Eliten mit der ihnen zugrunde liegenden Ideologie blenden bewusst andere Sachverhalte aus durch sogenannte „nondecisions“ (Bachrach), also der Weigerung, andere als die für ihre Ziele relevanten problematischen Sachverhalte zuzulassen.³³² Hier tritt auch der bedeutendste Kritikpunkt Symbolischer Politik bereits zutage, denn die effektive Problemlösung scheitert an der Vorteilhaftigkeit mancher Problemfelder vor dem Hintergrund der Beibehaltung des *status quo*. Alltägliche Ambiguitäten werden überbetont, um die unzulänglichen Problemlösungsversuche zu maskieren. Edelman definiert solche Probleme als „ambiguous claims“³³³, die lediglich Definitionen von Missständen darstellen. Die darauf basierenden Lösungen müssen dementsprechend unscharf bleiben, um allen beteiligten Gruppen gerecht zu werden. Schon die Eruiierung der Quelle eines Problems ist schwierig, da sie sich meistens in gegenseitigen Schuldzuweisungen auf der Basis der miteinander konfligierenden Gruppenideologien erschöpft. Es sind die Probleme am relevantesten, die es den beteiligten Gruppen ermöglichen, sich die größtmögliche Kompetenz zu verschaffen, so dass – im engeren Sinne Foucaults – bestimmte Probleme bestimmte Kompetenzen erfordern, die wieder-

³³⁰ Vgl. Edelman (1985²), S. 15.

³³¹ Vgl. Edelman (1988), S. 13.

³³² Vgl. ebd., S. 13.

³³³ Ebd., S. 15.

rum vorhersehbar zu bestimmten Lösungen führen. Diese Lösungen erschöpfen sich entweder in Gesten oder auch in Gesetzen, sofern es sich bei den beteiligten Gruppen um die politischen Entscheidungsträger eines Landes handelt.

Allerdings können auch konkrete Gesetzesvorhaben ineffektive Lösungen sein, sofern sie nur zur Verschleierung des eigentlichen Problems und zur Beruhigung der Bevölkerung beitragen. Edelman nennt hier die US-amerikanische Antidiskriminierungsgesetzgebung als Beispiel. Gemäß Downs' *issue-attention-cycles* können Probleme nur eine bestimmte Zeit lang in den Medien verwertet werden, bevor die Aufmerksamkeit und somit auch die Wirkung der Problemkonstruktion nachlassen. Besonders motivierend auf die politischen Kräfte wirken akute Missstände, die im Gegensatz zu chronischen Problemen eher spontaner und unvorhersehbarer Natur sind und als Krise bezeichnet werden.³³⁴

Wichtig bei der symbol-politischen Verwertung von Problemen ist die *problem awareness*, d. h. die Sensibilisierung der Bevölkerung für bestimmte chronische Missstände, die den Boden für die spätere Problemaakzeptanz durch die Bürger bereitet. Dies geschieht in Regel durch sogenannte „Pseudo-Events“³³⁵, so z. B. Betriebsbesichtigungen durch führende Politiker, die das Bewusstsein für arbeitsmarktpolitische Fehlentwicklungen schärfen sollen oder auch Bilder von Kabinettsmitgliedern in Gummistiefeln, die durch ein bedrohtes Feuchtbiotop stapfen, um spätere politische Maßnahmen im Bereich Umweltschutz bereits im Vorfeld an die Bürger positiv heranzutragen. Je öffentlicher die Angelegenheit zu sein scheint, desto größer die Akzeptanz und die Bereitschaft, die Arbeit der Politik als das Tun einer entrückten Sphäre zu akzeptieren und im Nachhinein zu legitimieren. Symbol-politische Pseudo-Events schlagen somit die Brücke zwischen den beiden Sphären der Politik und der Öffentlichkeit mithilfe der Massenmedien.

1.3. Verweisungs- und Verdichtungssymbole:

Edelman unterscheidet dabei zwei zentrale Symbolkategorien, nämlich die des Verweisungssymbols („referential symbol“) und des Verdichtungssymbols („condensation symbol“)³³⁶. Wertmäßig neutral verhalten sich Verweisungssymbole,

³³⁴ Vgl. ebd., S. 26 - 28.

³³⁵ Vgl. z. B. Froehlich (2001), S. 55/56.

³³⁶ Edelman (1985²), 6/7.

die lediglich eine verkürzte Darstellungsform eines objektiv evaluierbaren Gegenstandes in der Realität sind und die somit objektiv zu würdigen sind. Dem gegenüber verweisen Verdichtungssymbole auf komplexe emotionale Strukturen, die über den reinen Wirklichkeitsbezug hinausgehen und der Analyse nur schwer zugänglich sind. Hier liegt der Schwerpunkt Symbolischer Politik, deren Wirksamkeit darauf beruht, dass politische Entscheidungen – abseits ihrer realpolitischen Auswirkungen – mit Hilfe der Medien zu subjektiven Verdichtungssymbolen werden, die bei den Menschen Gefühle auslösen, die sie als Surrogat für realitätsorientiertes politisches Engagement akzeptieren sollen.

Besonders in auf Scheinpartizipation ausgelegten autoritären Systemen war und ist dies eine der Hauptaufgaben von Politik, nämlich die Visualisierung emotionaler Anteilnahme am politischen Geschehen z. B. im Rahmen von Massenkundgebungen etc., bei gleichzeitiger Erschöpfung von öffentlichen Energien, die sich sonst innerhalb von echter Systemkritik kanalisieren könnten. Bestimmte politische Verfahren erscheinen nur innerhalb der Gesellschaft als expressive Symbole, da sie viele Individuen einbinden. Sie kehren zumeist regelmäßig wieder und ihre Bedeutung ist allen bekannt. Individuelle symbol-politische Akte jedoch sind stets situationsbezogen und können durchaus vielfache Bedeutungen haben. Das Spektrum reicht von der Inszenierung einer bedrohlichen Situation zur Motivierung emotiven *supports* bis hin zur Beschwichtigung im Angesicht „realer“ Krisen wie etwa dem drohenden Zusammenbruch öffentlicher Sozialsysteme, die die Bevölkerung spürbar treffen würde. Es geht somit um das Timing und die Abfolge der Symbole vor dem Hintergrund bestehender Notwendigkeiten.³³⁷

Krisen zu inszenieren – so Edelman – ist dabei nicht schwierig, denn jede Zeit kann als die schwerste aller Zeiten dargestellt werden, wenn nur die Bedrohungen und Feindbilder klar genug sind. Die unstete Natur der öffentlichen Meinung bzw. die Ambivalenz der Öffentlichkeit befördern die Manipulierbarkeit derselben sogar noch, das man stets darauf hoffen kann, auf einen bereits bestehenden *support* für die eigene Symbolpolitik zu treffen, die sich somit aufgrund der bekannten Meinungsbildungsmechanismen verstärkt. Individuelle Symbolpolitik integriert und motiviert somit, während dauerhafte Institutionen und wie-

³³⁷ Vgl. ebd., S. 9, 12.

derkehrende Veranstaltungen eher beschwichtigen und dazu dienen, den *status quo* zu bewahren.³³⁸

1.4. Ritus und Mythos:

Insbesondere auf dem Feld der institutionalisierten Symbolischen Politik erscheint Edelmanns Verständnis von „Ritus“ und „Mythos“ wichtig. Unter einem Ritus versteht er eine wiederkehrende, meist motorische Aktivität, die den Konformismus fördert und ein integratives Gruppengefühl schafft. Besonders Rituale von scheinbar großer Bedeutung, allen voran Wahlen, dienen dazu, Zweifel zu zerstreuen und künftiges Verhalten im Vorfeld festzulegen.³³⁹ Im Rahmen dieser Scheinpartizipation bleibt die wahre Interessenauseinandersetzung allerdings unbeobachtet. Der Mythos verstärkt die Wirkung von Ritualen zusätzlich, indem er ihnen einen ideologisch-kulturellen Überbau beibringt, in dem er sich verorten kann. Mythen dienen oftmals dazu, soziale Konflikte zu beschwichtigen mithilfe des Verweises auf verfassungsmäßig garantierter Gleichheitsgrundsätze, so dass potentieller Unzufriedenheit schon im Vorhinein durch übergeordnete Prinzipien, die von allen geachtet werden, der Nährboden entzogen werden kann.³⁴⁰ Nahezu alle Institutionen in entwickelten Mediendemokratien sind somit symbolisch-expressiver Natur und stellen einen wirksamen Beeinflussungsmechanismus der Politik dar, denn auch bei individuellen symbolpolitischen Akten von einzelnen Politikern beispielsweise genügen oftmals schon die Verweise auf institutionalisierte Riten und Mythen, um bestimmte emotionale Reflexe ablaufen zu lassen, die ihrerseits wiederum bestimmte Verhaltensweisen nach sich ziehen.

Für überzeugte Verfechter der demokratischen Idee mag all dies als blanker Zynismus erscheinen, da die unterbewusste Lenkung der Massen zum Wohle der Mächtigen zumindest theoretisch eher der Sphäre der autoritären Systeme zuzuordnen ist, die ja allesamt auf ganzer Linie gescheitert sind. Doch die beschriebenen Mechanismen als Betrug an der Öffentlichkeit gleichzusetzen, hieße die immanente soziale Textur einer Gesellschaft zu verleugnen, die bereits aufgrund ihrer Rollenstruktur für soziale Verdichtungssymbole anfällig ist. Der

³³⁸ Vgl. Edelman (1971), S. 22 – 24.

³³⁹ Vgl. Edelman (1985²), S. 16 – 18 und Brosda, Carsten/Schicha, Christian (2002): Politikvermittlung im Unterhaltungskontext. Formen politischer Rituale und ihre Grenzen. in: Schicha, Christian/Brosda, Carsten (Hrsg.): Politikvermittlung in Unterhaltungsformaten. Medieninszenierungen zwischen Popularität und Populismus. Münster: LIT, S. 156 – 160.

³⁴⁰ Vgl. Edelman (1985²), S. 18/19.

Staat und seine Akteure bieten mit ihrer Symbolpolitik somit allenfalls Deutungsangebote, auf die der Einzelne auf der Basis seiner sozialen Rolle und seiner Antizipationen reagiert und so seine Zukunft gestaltet. Effektive Symbolpolitik mit ihren rituellen und mythologischen Bezügen führt somit dazu, dass der Einzelne die ihm zugedachte Rolle freiwillig übernimmt. Sie ist somit Teil der Staatsdefinition, da sie der Untermauerung von Hierarchien dient. Die Nähe zu Luhmanns kommunikativem Machtverständnis liegt hier auf der Hand. Eliten und die Masse der Bevölkerung beziehen sich somit auf dieselben Symbole, allerdings aus unterschiedlichen Gründen: Die Bevölkerung möchte auf die bequemste aller möglichen Arten ihrer moralischen Verpflichtung zur politischen Partizipation nachkommen und fügt sich somit in die Rolle, die ihnen durch die Symbolpolitik der politischen Eliten – vermittelt durch die Medien – angeboten wird, um den *status quo* der Machtverhältnisse beizubehalten.³⁴¹

1.5. Die Rolle der Bevölkerung:

Was aber ist die Rolle der Bevölkerung, die ihnen von den politischen Eliten angeboten wird? Es ist nach Edelman die des stillhaltenden Legitimators politischer Aktionen. Edelman postuliert in diesem Zusammenhang die Erzeugung von Quietismus durch Symbolische Politik. Wenn es auch nur ansatzweise gelingt, durch symbolpolitische Aktionen den Quietismus in einer gesellschaftlichen Gruppe zu bestärken, so wird damit auch der Quietismus anderer bestärkt, was wiederum den aktiven gesellschaftlichen Elementen – zumeist den politischen Eliten – ihrer Interessensverfolgung entgegenkommt.

Die Bevölkerung akzeptiert teilweise dieses Rollenangebot, weil es dem eigenen Bedürfnis nach Komplexitätsreduktion entspricht. Das symbolhafte politische Handeln überschafftet deren wirkliche Auswirkungen, da die Situation zumeist unzureichend scharf definiert ist, Unsicherheit und Komplexität herrschen sowie die emotionale Involvierung, wie sie durch Symbolpolitik evoziert wird, eine gewisse Gelassenheit erzeugt und durch ihren Surrogatscharakter den Druck mindert, angesichts einer Krise „irgendetwas tun zu müssen“. Die Realität wird somit zufriedenstellend vermieden. Das politische Entscheidungssystem bestimmt somit indirekt selbst, welche Anforderungen an es gestellt werden, indem sie diese bewusst durch symbolhafte Handlungen erzeugen. Da sie die

³⁴¹ Vgl. ebd., S. 100 – 102.

Bevölkerung dazu verleiten, ihre Ansprüche in Emotionen statt realen Handlungen zu kanalisieren, begrenzt dies auch das Ausmaß der realpolitischen Anforderungen durch das Wahlvolk, wodurch die politischen Eliten ihren eigenen Zielen und Vorhaben ungestörter widmen können. Das Erfolgsrezept ist es also, rational zu wirken bei gleichzeitigem Appell an die Emotionen der Bevölkerung. Symbolische Politik erfüllt in diesem Zusammenhang eine kathartische Funktion der Affirmation und der Beruhigung. Symbolische Politik tritt somit direkt an die Seite von objektiver Realpolitik, die immer dann in den Vordergrund tritt, wenn die Durchsetzung politischer Interessen durch die Eliten auf gute Voraussetzungen trifft und leicht erreichbar zu sein scheint. Sind die Voraussetzungen allerdings eher schlecht, so tritt Symbolpolitik in den Vordergrund und aktiviert emotionale Motivations- und Loyalitätsmechanismen, die den fehlenden Gehalt der politischen Botschaft überschatten.³⁴²

1.6. Systemische Symbole:

Eine besondere Stellung innerhalb kollektiver symbolischer Handlungen, z. B. innerhalb politischer Institutionen, nimmt das politische System selbst ein, dessen Funktionieren ebenfalls hauptsächlich von symbolischen Interaktionsmustern abhängt. Edelman karikiert das System als eine Art Spiel, bei dem sich die Akteure bemühen, die Regeln und Normen des Systems zu ihren Gunsten zu vermeiden, um den für sich den größtmöglichen Vorteil zu erzielen. Um trotz dieses allgegenwärtigen Missbrauchs die Bevölkerung vom Funktionieren des Systems zu überzeugen, wird denjenigen Individuen, die beim Umgehen der systemischen Normen erwischt werden, zu Symbolen für den regelmäßigen Funktionsablauf innerhalb des Systems. Sie funktionieren als Katharsis, so dass keine offene Opposition gegen das System aufkommt, solange nur der Schein gewahrt werden kann.

Die verschiedenen Elemente der Systemaufgaben erhalten sozusagen ein emotionales *upgrade*, indem sich ihre administrativen Aufgaben ideologisch verselbständigen. Das Ausmaß der effizienten Umsetzung der Aufgaben tritt somit hinter der symbolischen Wahrnehmung der Aufgabenerfüllung zurück. Dabei ist dieser Prozess umso wirksamer je höher die den Aufgaben der jeweiligen Systemeinheit zugrunde liegenden Werte auf der Rangordnung des sozial Wünsch-

³⁴² Vgl. ebd., S. 41 – 43.

baren stehen, allen voran Aspekte der sozialen Sicherheit und Gleichheit. Bevölkerung und Behörde, denn so präsentieren sich systemische (Unter-)Einheiten in der Regel, gehen eine symbolische Symbiose ein. Die jeweiligen Institutionen sind die Sichtbarmachung öffentlicher Bedürfnisse, und gleichzeitig ist ihre Existenz bereits Teil der Bedürfnisbefriedigung. Die Akzeptanz der Werte und der betreffenden Institution durch die Öffentlichkeit ist somit wichtigster Teil der Legitimation jener Systemeinheit, so dass sich wieder die von Edelman unterstellte Rollenverteilung zwischen kathartisch funktioneller Behörde und still akzeptierender und legitimierender Bevölkerung offenbar wird.³⁴³

Kurzum: Das administrative System als Ganzes ist die symbolische Legitimationsinstanz und ein Garant für Stabilität für die politischen Eliten.

1.7. Streitbare Führung als Symbolische Politik:

Politische Führungseliten benutzen nicht nur Symbole zur Politischen Kommunikation, sie sind auch selbst Zeichen der Macht. Ihre Macht basiert auf innersystemischem Gehorsam, der die meiste Zeit systemnotwendigen Innovationen entgegensteht und den *status quo* verteidigt. Politische Führer müssen scheinbar über den Streitigkeiten stehen und befriedigen somit das Bedürfnis der Bevölkerung nach Stabilität in der Form einer Art Vaterfigur, wie später noch genau erörtert werden soll.³⁴⁴ „Führung“ als Abstraktum ist somit nach Edelman ein ausfüllbares Konstrukt, das sich der jeweiligen politischen Lage anpasst. Darauf basiert auch Gratwanderung der politischen Eliten, denn was als Erfolg bzw. Misserfolg ausgelegt wird, ist stark situationsabhängig und unterliegt auch den Ansichten der öffentlichen Meinung. Um diese Unvorhersehbarkeit der Ergebnisse politischer Entscheidungen zumindest ansatzweise abzumildern, werden symbol-politische Ersatzhandlungen eingesetzt, die durch ihre emotive Natur auf breite Zustimmung stoßen.³⁴⁵

Auch die Konstruktion der Führungspersönlichkeit selbst ist bereits im Vorfeld wichtig, um die spätere Beurteilung der Ergebnisse politischen Handelns von Anfang an zu beeinflussen. Dazu gehört auch die vorweg geplante Verkörperung von Versagen im nahen Umfeld der politischen Führungselite in der Form

³⁴³ Vgl. ebd, S. 45 – 48.

³⁴⁴ Schwartzberg, Roger (1980): Politik als Showgeschäft. Moderne Strategien im Kampf um die Macht. Düsseldorf/Wien: Econ, S. 13.

³⁴⁵ Vgl. Edelman (1985²), S. 73 und Edelmann (1988), S. 37/38, 75.

von personellen Bauernopfern, die dazu dient, die sie umgebene Institution auch gegen Kritik der politischen Führung selbst in Zeiten, in der sie unter Kritik steht, nämlich die der Sichtbarkeit in jeder politischen Situation. Vorweg geplantes, beobachtbares Versagen erlaubt es der oder den Hauptfigur(en) auch in schwierigen Zeiten, nicht auf Medientauchstation gehen zu müssen. Das Verschwinden von den Bildschirmen wäre der Kardinalfehler einer politischen Führungsfigur, denn nur durch permanente Medienpräsenz führt zur Mystifikation und Mythologisierung von Personen und politischen Handlungen.³⁴⁶

Wer glaubt, die Opposition gegen politische Führung, besonders wenn sie so institutionalisiert ist wie in demokratischen Systemen, sei Regierungseliten nur im Wege bei der Durchsetzung ihrer Pläne und somit nur ein notwendigerweise toleriertes Übel, der irrt. Die Scheinauseinandersetzung mit politischen Gegnern dient lediglich der Festigung der eigenen, systemischen politisch—kulturellen Position und bindet die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit, die sich sonst auf das Fehlen wirklicher politischer Alternativen bzw. Innovationen richten könnte. Wirkliche Innovationen werden – so Edelman – nur dann eingeführt, wenn sich die ideologischen Rahmenbedingungen verändern und sie zur Beibehaltung der Machtposition notwendig sind. Und selbst dann werden Innovationen oftmals lediglich durch öffentliche Diskussionen vorgegaukelt, zumindest auf den hohen politischen Eliteebenen. Wirkliche Neuerungen finden sich eher auf den niederen Verwaltungsebenen, deren Tun und Unterlassen sich im Alltag an den Bedürfnissen der Bevölkerung messen lassen muss und die nicht den entrückten, mystifizierten Status der Eliten genießt.³⁴⁷

Gegner sind somit in Mediendemokratien zwar institutionell verankert, gleichzeitig aber auch essentielles Mittel zum Zwecke des Selbsterhalts, da sie als Differenzierungspunkt dienen. Ohne einen zu stigmatisierenden Antagonisten müssten die politischen Regierungseliten sich für jede noch so kleine Entscheidung rechtfertigen und sähen sich auch der schwer zu kontrollierenden Kritik aus der Bevölkerung ausgesetzt. Diese Funktion übernimmt als Surrogat der politische Gegner, dessen Interesse ebenfalls dem Erhalt des *status quo* gilt, so das sein Wille zur Veränderung zwar vorhanden ist, sich jedoch nicht so stark auswirken würde, als wenn man sich der Kritik der Öffentlichkeit beugen müss-

³⁴⁶ Vgl. Edelman (1988), S. 43/44.

³⁴⁷ Vgl. ebd., S. 49 – 51.

te. Selbst der Verlust des Regierungsauftrags an die Opposition nach legitimen Wahlen ist in dieser Hinsicht nur eine kleine Veränderung, die der politische Gegner herbeigeführt hat, denn der Elitenstatus des einzelnen Politikers – ob nun Regierung oder Opposition – bleibt nahezu unverändert. Man kann allerdings institutionalisierte Gegner wie die politische Opposition von systemgefährdenden Feinden z. B. durch militärische Gefährdung von außerhalb oder eine von außen induzierte Wirtschaftskrise³⁴⁸ unterscheiden. Die Bedrohung durch Feinde von außerhalb führt aufgrund ihrer stärkeren Wirkung auf die gesamte Öffentlichkeit zu einem Zusammenschluss der Gegner innerhalb des Kollektivs, die dann gemeinsam und in dieselbe Richtung nach dem Erhalt der gegenwärtigen Machtverteilung auf einem höheren, beispielsweise supranationalem, Aggregationsniveau streben.

Die Figur des Gegners – wie auch immer seine Natur – ist ambivalent und vielschichtig. Die Gefahr liegt in der Aufsplitterung bislang homogener ideologischer Grundlinien. Besonders offensichtlich wird dieser Einfluss, wenn sich der Gegner eines abweichenden sprachlichen Duktus bedient, um seine Ziele vorzutragen. Da Sprache die Wirklichkeit nicht nur beschreibt, sondern sogar erst konstruiert tritt die Konstruktion einer Gegenwirklichkeit durch die Rhetorik des politisch Andersdenkenden in Opposition zur vorherrschenden Leitideologie. Um diesen Einfluss zu minimieren erfolgt eine Stigmatisierung des Gegners, um dem relevanten Kollektiv die Angst vor der Erosion liebgewonener Lebensverhältnisse zu suggerieren. Allerdings kommt es durch die Multiplikation der Wirkung solcher Rhetorik durch die Medien oft zu der Konstruktion von Fundamentalalternativen, die die reale „Bedrohung“ übertreibt. Gerade bei politischen, inner-systemischen Gegnern, deren „abweichende Ideologie“ sich in der Regel und in Friedenszeiten auf abweichende Ansichten zum Sozialsystem und dem Arbeitsmarkt beschränkt, die sich gemeinhin im normalen und legitimen Spektrum des Vertretbaren bewegen, werden solche Bedrohungen dann überkompensiert.³⁴⁹

³⁴⁸ Vgl. ebd., S. 67/68 und Edelman (1985²), S. 52/83.

³⁴⁹ Es soll sich im Folgenden eher auf die politischen Gegner von Führung beschränkt werden. Ergänzend sei aber angemerkt, dass die Stigmatisierung von sogenannten „Feinden“ sowohl im Inneren als auch von außen durchaus auch auf drastische Mechanismen stützen kann. So nennt Edelman Methoden der Entmenschlichung des Gegners und die Suche nach Sündenböcken für bestehende Problemen. Die demokratischen Spielregeln und das Primat der Öffentlichen Meinung erlegen solchen Stigmatisierungen allerdings Grenzen auf.

Mit anderen Worten: Es werden scheinbar unüberbrückbare Konflikte dort konstruiert, wo eher eine fruchtbare sachliche Diskussion vonnöten wäre

Dabei bleibt das erschaffene Feindbild stets flexibel und kann neuen Gegebenheiten angepasst werden, falls die notwendig sein sollte, so dass die kognitiven Strukturen bewahrt werden. Somit entstehen stabile Diskussionsituationen, die festigend auf das Gesamtsystem einwirken und ungleiche Machtstrukturen – den *status quo* eben - manifestieren. Laut Edelman hat jedwede bürokratische Struktur ein ureigenes Interesse an stabilen Feinstrukturen und sie interpretieren und vermitteln die ihnen zur Verfügung stehenden Informationen dementsprechend. Schlimmstenfalls werden reale Feinde und Gefahren überdeckt oder verdrängt von den Konstruktionen von Gegnern die lediglich Stilmittel im politischen Diskurs sind. Während die Konstruktion von äußeren Feinden der Einigung des Kollektivs dient, führt die weitaus häufigere Stigmatisierung von inneren Abweichlern und Gegnern zu einer öffentlichen Fragmentierung, die eine Kanalisierung öffentlicher Kräfte auf das verbesserungswürdige System selbst verhindern soll.³⁵⁰

Führungspersönlichkeiten und ihre Antagonisten im Medienzeitalter müssen somit eher unauthentisch sein, was früher als unehrlich galt. Nur durch diese entrückte und artifizielle Position erfüllen sie die symbolischen Bedürfnisse der Bürger bei gleichzeitiger Verfolgung eigener Ziele oder aber übergeordneter, abstrakter politischer Visionen. Die Täuschung ist mittlerweile zu einem legitimen politischen Manöver geworden, das – solange es überzeugend durchgeführt wird – auch von der Öffentlichkeit goutiert wird.

Dabei zementiert symbolische Führung auch soziologisch gesehen nachhaltige Gesellschaftsmuster, die nur bei bedeutsamen ideologischen Wandlungsprozessen verändert werden; man denke dabei nur an die langwierige Integration von Frauen in die politischen Führungseliten. Die Rekrutierung dieser Führungseliten beruht somit ebenfalls auf den Erwartungen der Bevölkerung und deren Stabilitätsbedürfnissen, denen sie gerecht werden muss, indem nach Alter, Geschlecht und dergleichen vorselektiert wird; Kriterien, die nur sehr langsam erodierten und durch andere – nicht weniger willkürliche – ersetzt werden. Der Terminus „Führung“ allein lässt beim Bürger ein komplexes Erwartungsge-

³⁵⁰ Vgl. Edelman (1988), S. 71/72.

flecht in Gang setzen, das die „legitime“ Rekrutierung entlang seiner Erwartungshaltungen bereits beinhaltet.

Aus der Machtdefinition von Hannah Arendt entspringt somit Edelmans Verständnis von Führung. Nach Arendt entsteht wahre Macht als Resultat eines kommunikativen Prozesses und ist eine überantwortete Größe auf Zeit. Edelman greift dies auf und negiert Webers Machtverständnis, da er einen nicht zwangsläufig notwendigen Zusammenhang zwischen Führung und Amtsausübung postuliert. Wahre Führung und die Erweckung eines Eindrucks von legitimer Kompetenz sind nicht deckungsgleich. Führung im Sinne Edelmans ist ein beruhigendes Symbol. Sie erfolgt durch die Projektion der Erwartungen der Masse auf eine Person oder ein Gruppe von Personen und – so kann man logisch hinzusetzen – durch die Rückprojektion dieser Erwartungen in der Form von ritualisierten Handlungen, um die Erwartungen der Bevölkerung zu befriedigen.³⁵¹

Doch die Aura legitimer Macht funktioniert nicht ohne ein Gegenstück. Macht, die glaubhaft versinnbildlicht werden soll, muss Opposition erfahren, wenn sie sie sich glaubhaft und nachhaltig in der Gesellschaft verankern will. Dies geschieht im politischen System von Demokratien nicht nur durch das schon erwähnte „Untersystem“ der Opposition, sondern auch situativ durch die Konstruktion von Krisen und Bedrohungen, die die Bevölkerung hinter der Führung vereinen sollen. In einer Gesellschaft, die sich wie die meisten Staaten vielfältigen Herausforderungen gegenüber sehen, konstatierte Edelman schon in den 1960er, lassen sich ökonomische Kräfte immer relativ schlecht personifizieren und somit operationalisieren, auch wenn sie objektiv weitaus schwerwiegendere Konsequenzen haben können als konstruierte Bedrohungen anderer Art.³⁵² Dennoch sind es Bedrohungen von der Art des islamistischen Terrorismus, die die Bevölkerung auf sehr emotionale Weise berühren, während das Anwachsen von Kinderarmut selbst in den hochentwickelten Industrienationen sich dagegen schwer in der Medienwahrnehmung behaupten kann.

Edelman hat in den akademischen Diskurs für die Symbolisierung von Konflikten zur Stärkung der vorherrschenden Führungsverhältnisse den Begriff „Konfliktritualisierung“ eingeführt. Es ist dies die Konstruktion scheinbar unveröhnlicher Gegensätze, die in ihrem Antagonismus ihre eigene Notwendigkeit

³⁵¹ Vgl. ebd., S. 93/94.

³⁵² Vgl. Edelman (1985²), S. 92.

begründen und ohne ihr Gegenüber selbst nutzlos würden. Besonders außenpolitische Sachverhalten eignen sich in hohem Maße für Symbolische Politik, da sie partikulare und nationale Interessen gleichsetzen und ein hohes emotionales Potential haben. Sie eignen sich somit gut, um die Bevölkerung zur Übernahme der ihr zugedachten Rolle zu bewegen. In der Geschichte jeder Nation haben bestimmte außenpolitische Entscheidungen im Laufe der Jahre eine Mythologisierung erfahren, so dass sie zu Verdichtungssymbolen geworden sind, die nachhaltig die Politische Kultur und somit auch die Symbolische Politik ihres nationalen Referenzrahmens geprägt haben.³⁵³

Es bilden sich deshalb innernationale Identitäten entlang politischer Konfliktlinien heraus. Die Gegner im Rahmen dieser Konflikte helfen sich gegenseitig zu ihrem eigenen Vorteil, egal, ob es dabei nun um Rüstungsbudgets oder wissenschaftliche Forschungsgelder geht, die besonders dann großzügig bereitgestellt werden, wenn das das Projekt, dem sie zugute kommen sollten, außerordentlich virulent erscheint, weil es einen Widerhall in der aktuellen Tagespolitik findet. Die ausgebildeten Identitäten müssen freilich mit der Realität wenig zu tun haben, da die zwischen ihnen ausgetragenen Konflikte zwar ritualisiert und ausreichend thematisiert, aber nicht gelöst werden.

Die Simulierung von Führungspotential gelingt natürlich besser je höher das Organisationspotential der Gruppe ist. In den meisten Fällen, die in dieser Arbeit betrachtet werden, handelt es sich ohnehin um politische Eliten am oberen Ende der gesellschaftlichen Hierarchie. Auch dieser unbestreitbare Organisationsgrad, der mit dieser Stellung einhergeht, befördert den gesellschaftlichen Quietismus bzw. die reibungslose Rollenübernahme, denn eine schwache Position, die aus einer nur losen Organisation resultieren kann, verleitet zu Kritik und zur Attacke auf die Symbole, die diese Gruppe zu setzen versucht.³⁵⁴

³⁵³ Vgl. Edelman (1988), S. 80 – 82. An dieser Stelle wird auch der Anknüpfungspunkt von Symbolischer Politik und Politischer Kultur deutlich: Wenn die Wirklichkeitswahrnehmungsmechanismen von nationalen Kollektiven Einfluss auf das Agieren des Landes im Rahmen der Internationalen Beziehungen nehmen, wird aus Politischer Kultur eine sogenannte „Strategische Kultur“, die ihrerseits vorstrukturiert wie internationale Prozesse und Bedrohungen von Nationen wahrgenommen werden und somit auch Einfluss auf das augenscheinlich zur Verfügung stehende Handlungsrepertoire nimmt. Vgl. hierzu z. B. Siedschlag, Alexander (2006): Strategische Kulturanalyse. Deutschland, Frankreich und die Transformation der NATO. in: Siedschlag, Alexander (Hrsg.): Methoden der sicherheitspolitischen Analyse. Wiesbaden: VS, S. 22 – 29.

³⁵⁴ Edelman (1988), S. 87 – 89.

1.8. Entstehung ambivalenter politischer Realitätsbilder:

Worin liegt der Umstand begründet, dass sich politische Realitäten verformen und operationalisieren lassen? Wichtig hierbei ist, dass politische Überzeugungen nicht ausschließlich auf empirisch nachweisbaren Fakten beruhen, sondern eben auch auf mentalen Einstellungen, die tief in uns verwurzelt sind. Aus diesem Grunde sind sie auch so resistent gegenüber Korrekturen, die aus widersprechenden Fakten ergeben, sich aber nicht ausreichend in der emotionalen Basis der politischen Überzeugungen der Bevölkerung verorten können. Äußere Informationen und innere Überzeugungen treten in Konflikt miteinander. Informationen sind nicht antizipierbar und unterbrechen die innere Ordnung, die wir uns mit Hilfe der dargelegten Mechanismen zur Realitätsstrukturierung geschaffen haben. Diese scheinbare Ordnung beruht auf selektiven Wahrnehmungen. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, politische Symbolik stets in dem entsprechenden Gruppenkontext wahrzunehmen, sei dies nun der Kontext nationaler Kollektive oder auch kleinere Gruppen innerhalb eines Landes. Diese Selektionsmechanismen müssen nun auch Informationen passieren, um in die Wahrnehmung der Menschen integriert zu werden und die inneren Überzeugungen zu modifizieren. Diese Selektionsmechanismen zu umgehen bzw. für sich zu nutzen ist Aufgabe und primäres Ziel moderner Berichterstattung und jener Informationsaufbereitungsmechanismen wie sie im Kapitel über die Funktionslogik von Mediendemokratien vorgestellt wurden. Ein Instrument, dessen Ausnutzung der Aushebelung von Selektionsmechanismen entgegenkommt ist, ist die Ambiguität von Informationen. Da die Berichterstattung die Konstruktion des Politischen aufgrund journalistischer Ansichten oder persönlicher Sympathien bewirkt, versuchen unterschiedliche Gruppen mithilfe ambivalenter Informationen unterschiedliche Nachrichten zu generieren, um das Interessenspotential der Zuschauer, Leser oder Zuhörer annähernd optimal auszunutzen. Ambivalent kann dabei z. B. das Verhältnis zwischen der objektiven Wichtigkeit einer Person, die als Infoquelle auftritt sein und deren scheinbarer Handlungskompetenz bzw. ihrer symbolischen Funktion.³⁵⁵ Im Zusammenhang mit den Nachrichtenfaktoren nach Schulz wurde dieses Phänomen bereits erörtert, dass nämlich die Bedeutung einer Person, eines Ereignisses in der Wahrnehmung und nicht in physi-

³⁵⁵ Vgl. ebd., S. 90/91.

scher Objektivität liegt. Neuigkeiten sind Teil der Selbstinterpretation und der kollektiven Identitätsfindung. Die Medienberichterstattung über Politik verdeutlicht die machtlose und passive Rolle des Einzelnen, da die Politik als entfernt dargestellt wird. Symbolpolitik dient auch dazu, Politiker als außergewöhnliche Menschen innerhalb eines quasi-religiösen Spektakels darzustellen, denen Ehrfurcht entgegengebracht werden muss. Nachrichten ignorieren in diesem Zusammenhang das reale individuelle Alltagsleben und zeigen eher die Auswirkungen von Politik auf das Leben des Einzelnen, womit das politische Schicksal einer Person zu einem Symbol wird.³⁵⁶

Es ergibt sich deswegen ein doppeltes Spannungsfeld: Zum einen sind Informationen mit Unvorhersehbarkeit behaftet, was sie für die Medien interessant macht. Zum anderen ist es aber diese fehlende Antizipierbarkeit, die die Integration von Informationen in den bestehenden kognitiven Wissenshaushalt eines Individuums erschwert, da es die bereits bestehende kognitive Ordnung zu destabilisieren vermag. Es ergibt sich also zwangsläufig die Intention des Senders – hier die demokratischen Eliten – die ambivalenten Informationen, die es durch das Mediensystem vermitteln will, an bereits existierende kognitive Strukturen anzulehnen. Dies geschieht durch politisch-kulturell motivierte Symbole. Symbole ordnen somit kognitive Gehalte zu Bedeutungen, indem sie Nachrichte auf das Erwartete reduzieren, Abweichendes weitgehenden überdecken und sie somit assimilierbar machen. Die Welt der politischen Entscheidungsfindung und Informationsvermittlung zerfällt somit in eine ästhetisch-informative Innenwelt und eine semantisch-informative Außenwelt. Die semantischen Informationen sind objektiv und operationalisierbar, vermögen Handlungsweise allerdings nur kurzfristig zu beeinflussen, während die ästhetischen Informationen korrekturre-sistent sind und sich tief in das emotionale Bewusstsein der Bürger arbeiten. Sie beeinflussen nachhaltig die politische Situationsdeutung.³⁵⁷

Befördert wird dieser Konformitätsdrang im Einklang mit symbolpolitischen Denkmustern natürlich auch durch die Sozialisationsmechanismen, die in Bezug auf politische Deutungsmuster bereits sehr früh den Grundstein für die spätere problemlose Akzeptanz des politischen Symbolangebots legen. Nonkonformität tritt nur sehr selten auf und zwar bei gesellschaftlichen Teilgruppen,

³⁵⁶ Vgl. ebd., S. 91/92, 99.

³⁵⁷ Vgl. ebd., S. 92 – 97.

die nachhaltigen Schaden durch die Maßnahmen der politischen Führung erlitten haben. Sie werden sich auch später dem deutungskulturellen Symbolangebot verweigern. Dazu trägt natürlich auch das Medienangebot bei, das die vorherrschende Hierarchie der politischen Situationsdeutungen transportiert. Ganz oben – auch und gerade hinsichtlich ihres Nachrichtenwertes – stehen jene Ausdeutungen, die auf starken Emotionen wie Wut und Furcht beruhen. Sich diesen Sinnangeboten zu erwehren, hieße negative Sanktionen zu riskieren, indem man sich den vorherrschenden politischen Mythen verweigert.

Konzise formuliert bedeutet dies also, dass grundlegende politische Überzeugungen von politischen Handlungen gestützt werden, nicht von objektiv nachvollziehbarer Überzeugungskraft. Diese Überzeugungen bleiben weitgehend undiskutiert. Öffentliche Diskussionen – so sie denn stattfinden – dienen der Förderung des allgemeinen Quietismus, weil die Kräfte innerhalb der Bevölkerung auf diese rituelle Konfliktbewältigung konzentriert werden und sich so nicht anderweitig entladen können. Dadurch wird das Sichabfinden mit den aktuellen Problemen erleichtert, und die Politik wird nicht unter Zugzwang gesetzt. Der Appell an Emotionen wie Wut und Furcht erleichtert so neben dem Auslösen eines „Stillhaltereflexes“ andererseits auch die Erzeugung von Zustimmung bei akuten Problemen. Besonders bei innenpolitischen Problemen, bei denen sich ein Stimmungswandel gewöhnlich nur sehr langsam vollzieht, kann hier eine rasche Trendwende herbeigeführt werden, sofern sich das Problem emotional aufwerten und unkontrovers gestalten lässt (z. B. Umweltschutz oder Arbeitslosigkeit); ein Mechanismus, der besonders vor Wahlen sehr beliebt ist, um sich Kompetenzen auf den Feldern zuschreiben zu lassen, die die Bürger am meisten bewegen. Dies unterstreicht die Hauptaufgabe von Symbolischer Politik, kontroverse Aspekte eines Sachverhaltes zu überdecken, da Kontroversität stets mit Rechtfertigungszwängen und der Destabilisierung althergebrachter Denkmuster einhergeht.

Politische Realitätsbilder manifestieren sich dabei umso leichter, je höher die persönliche Betroffenheit ist. Deswegen müssen politische Mythen mit denen ihnen eigenen Symbolen und Emotionsmustern stets zielgerichtet sein, sofern sie nicht die gesamte Nation betreffen.

1.9. Emotionale Aufwertung von politischen Sachverhalten durch Mythen:

Der Begriff des Mythos taucht bei Edelman immer wieder auf. Edelman selbst definiert ihn mehrfach als eine Form des Symbols, als eine von einer Gruppe geteilte Überzeugung, die in der Regel nicht hinterfragt wird und die Ereignissen und Handlungen einen (konstruierten) Sinn verleiht.³⁵⁸ Mit der Wahl eines bestimmten Mythos, bzw. der Akzeptanz seiner Validität, akzeptiert man auch eine bestimmte Identität sowie ein politisches Selbstverständnis, die an diesen Mythos gebunden ist. Akzeptiert man als Amerikaner beispielsweise den Mythos der Pilgerväter als Bewahrer einer moralisch-religiös überlegenen Lebensweise vor dem Hintergrund royalter Repressalien im Mutterland Großbritannien, so akzeptiert man damit für sich auch eine politisch-kulturelle Verbundenheit mit diesen religiösen Werten und ist deswegen auch empfänglich für die messianische Rhetorik der amerikanischen Regierung in Hinblick auf den Kampf gegen den Terror. Diese Akzeptanz geschieht selbstverständlich in den seltensten Fällen als bewusste Entscheidung, sondern ist Teil des allgemeinen Sozialisationsmechanismus, dem man seit dem Kindesalter unterworfen ist. Ein Mythos wird auch übernommen, um soziale Isolation und soziale Angst zu vermeiden, die mit einer Hinterfragung oder gar Ablehnung dieses allgemeinverbindlichen Denkmusters einherginge. Die Fähigkeit eines Individuums, die ihm durch einen Mythos zugewiesene politische Rolle zu übernehmen, hängt natürlich auch von seinen Möglichkeiten zur sozialen Anpassung ab: Je reibungsloser die soziale Anpassung eines Individuums desto weniger ist dieses Individuum eine Bedrohung für den sozialen Frieden in dem Sinne, als dass es den allgemeinen Quietismus durchbrechen und seine Energien auf reale Systemveränderungen konzentrieren könnte, die den *status quo* der politischen Eliten gefährden würden. Die Elemente der diesbezüglichen Mythen können, wie später gezeigt werden soll, dabei durchaus vielfach sein. Der wohl wichtigste Bestandteil, besonders bei der Zuweisung von sozialen Rollen an Individuen oder gesellschaftlichen Gruppen durch Symbolische Politik, scheinen aber evidenterweise positive oder auch negative Personifikationen zu sein.

³⁵⁸ Vgl. Edelman (1985²), S. 159.

1.10. Symbolische Führung durch Sprache:

Das grundlegende Prinzip sprachlicher Kommunikation ist die Abstraktion von sensorischer Wahrnehmung. Schon die Gründungsväter der modernen Linguistik erkannten, dass ein sprachlicher Ausdruck nichts mit dem realen Objekt zu tun hat, welches er bezeichnet und welches wir mit den Sinnen erfassen können. Wie bereits zu Beginn dieser Arbeit dargelegt wurde und auch am Anfang des Kapitels bezüglich der Thesen Langers gesagt wurde, so basiert Sprache als solche bereits auf einem ausgefeilten Symbolsystem, welches die Assimilierung neuer Sinneseindrücke auf einem abstrakten Niveau erleichtert und somit die Realität handhabbar macht, ohne sich jedes Mal erneut durch die komplexe Welt der sinnlichen Wahrnehmung arbeiten zu müssen, wenn wir etwas kommunizieren wollen³⁵⁹.

Symbolische Führung und Symbolische Politik bedienen sich sehr gerne der Metapher, da sie zur Reduktion von Komplexität besonders geeignet ist. Metaphern verbinden das Neue mit dem Bekannten, sie konstituieren Prämissen auf denen die Wahrnehmungsbildung basiert. Maß hierfür ist das Niveau der Informationsmenge: Je formelhafter der politische Jargon ist, desto geringer ist natürlich die Menge der enthaltenen Informationen. Formelhafte politische Wendungen sind deswegen auch hinreichend ambivalent, um mehrere Interpretationen zuzulassen, so dass die Akzeptanz von Metaphern ausreichend breit ist, damit sie als zentrales Werkzeug politischer Führung und verbaler Symbolischer Politik funktionieren können. Wird eine Metapher vor diesem Hintergrund beispielsweise bei der Definition eines Problems richtig eingesetzt, so bleibt dieses Definitionsangebot meist valide und wird nicht hinterfragt, was die politische Kommunikation zumindest für den Kommunikator – den politischen Eliten – erleichtert; die Metapher wird zum Selbstläufer, es sei denn, sie wird von konkurrierenden Metaphern, z. B. aus den Reihen der Opposition, außer Kraft gesetzt.

Neue Metaphern entstehen in der Regel durch drastische Ereignisse, beispielsweise durch das Auftreten neuer politischer Konfliktlinien als Folge der Vernachlässigung von Trends innerhalb der öffentlichen Meinung. Effiziente politische Kommunikation vermischt jene ritualisierten und nicht-ritualisierten Elemente, um bei gleichzeitiger Wahrung loyaler Verbindungen zum Publikum In-

³⁵⁹ Vgl. ebd., S. 130/131.

formationen zu vermitteln. Jargons objektivieren Werte somit in ritueller Form und verstärken deswegen die Rollenkonformität des Publikums sowie die soziale Akzeptanz des Individuums.³⁶⁰

1.11. Funktionslogik rituell-symbolischer Politikvermittlung:

Der alltägliche Beobachter politischer Kommunikation, der innerhalb des Rahmens einer Mediendemokratie lebt, interpretiert Politik in der Form einiger, trivialer Mythen, die das komplexe Situationsgeflecht politischer Entscheidungen überdecken. Diese zumeist binär konstruierten Antagonismen wie „gut – böse“, „Verbündeter – Feind“ usw. reduzieren den Informationsfluss und ermöglichen es dem Individuum, seine Energien auf die Aufgaben des alltäglichen Lebens zu verwenden. Mythen und Riten als Teil Symbolischer Politik funktionieren dabei ähnlich wie Werbung, da sie private Affekte projizieren zur Bindung des Bürgers an eine etablierte Führung. Dies vermag sogar kritische Individuen zu überzeugen, da auch sie innerhalb des politisch-kulturellen Bedeutungsgeflechtes aufgewachsen sind. Aus passiven oder gar kritischen Beobachtern werden so unkritische Gefolgsleute. Metaphern und Mythen stiften somit Klarheit in einer ansonsten chaotischen Welt, während eine charismatische Führungspersönlichkeit Zuversicht stiftet.

Wichtigstes Vermittlungsmedium ist nach wie vor die Sprache, auch wenn sie nicht mehr direkt beim Individuum ankommt, sondern über den Umweg der Massenmedien. Die Bedeutung des Gesagten ist dabei vom jeweiligen Kontext abhängig, egal ob es sich dabei z. B. um einen Befehl, eine Definition oder um eine Folgerung handelt. Edelmann unterscheidet grob vier Formen der politischen Sprache:

1. Die appellierende Form:

Appelle sind allgemein und an jedermann gerichtet und dienen der Erzeugung breiter Unterstützung. Die Rolle des ansonsten passiven Beobachters wird dadurch aufgewertet, dass er oder sie symbolisch ins Geschehen involviert wird. Durch den *ad hoc*-Charakter von Appellen bestreitet Edelmann jedoch ein hohes Maß der Auswirkungen auf das tatsächliche politische Verhalten der Bürger.³⁶¹

³⁶⁰ Vgl. Hahn (1998), S. 106.

³⁶¹ Vgl. Edelman (1985²), S. 134 – 138.

2. Die juristische Form:

Durch den Bezug des Kommunikators auf legale Definitionen oder die Lexikonbedeutung von Begriffen werden Zweifel an der Validität des Gesagten bereits während des Kommunikationsaktes minimiert bzw. ganz ausgeschaltet.³⁶²

3. Die bürokratische Form:

Politische Sprache, die sich ein bürokratisches Gewand gibt, baut auf einen Hörigkeitsreflex, der ausgelöst wird, sobald der Anschein eines offiziellen Statements von autorisierter und entpersonalisierter Stelle entsteht. Das tief in uns verwurzelte Autoritätsbewusstsein wird geweckt und der Willen zur offenen Kritik gelähmt.³⁶³

4. Die Verhandlungsform:

Mit der Verhandlungsform wird versucht, Unterstützung für die eigene Position zu gewinnen, indem eine vertrauliche Sprachform gewählt wird, die untypisch für den öffentlichen Diskurs ist. Eine – zuweilen trügerische – Vorstellung von den Absichten des Kommunikators wird erweckt. Bei dieser Form der politischen Sprache ist die Abwesenheit der Öffentlichkeit eine Vorausbedingung, weswegen sie in der Regel auch eher zwischen unterschiedlichen Gruppen der politischen Eliten angewendet wird. Unter dem momentanen Ausschluss der Öffentlichkeit lassen sich konkrete Ergebnisse erzielen, die später allerdings der erwartungsgerechten Vermittlung an die Bürger bedürfen. Eine Abweichung von diesen Vereinbarungen wird im folgenden Diskurs als Betrug bezeichnet und wiederum instrumentalisiert, um die Position für Folgeverhandlungen zu stärken.³⁶⁴

Edelman postuliert bei allen diesen Formen eine abnehmende Diskrepanz zwischen dem augenscheinlichen Sinngehalt für das Massenpublikum und dem der Beteiligten, was sich auch aus der steigenden Notwendigkeit erklärt, das Publikum auszublenden, so dass die Verhandlung als konkreteste politische Kommunikationsform gelten kann, da man sich hier nahezu gleichberechtigt gegenübersteht. Anders gesagt: Wenn jeder die Waffen des anderen genau kennt, erübrigen sie sich im Verhandlungsdiskurs weitgehend, zumal die Öffentlichkeit erst später mediengerecht informiert werden wird. Was die Ergebnisorientierung angeht, so liefert auch noch der Bürokratiestil brauchbare Ergebnisse, aber beide erwecken Argwohn. Der eine, weil er als obrigkeitstaatlich empfunden wird, und der andere, weil er den Makel der interpersonellen Absprache zwischen Politikern trägt. Sollte dieser Argwohn die eigentlichen Kommunikationsabsichten nachhaltig gefährden, kommen Appell und juristische Sprache zum Einsatz, die die Argumente mit integrativen Emotionen (Appell) bzw. ambivalentem, legalde-

³⁶² Vgl. Edelman (1985²), S. 138 – 142.

³⁶³ Vgl. Edelman (1985²), S. 142 – 145.

³⁶⁴ Vgl. Edelman (1985²), S. 145 - 149.

finitorischem Fachjargon (Jura) überdecken und unterdrücken. Bei Verhandlungen kommen Appelle deswegen auch nicht zum Einsatz, da sie von allen Beteiligten als „letzter kommunikativer Strohhalm“ erkannt werden. Schließlich verwenden sie sie selbst oft genug zu genau diesem Zweck.³⁶⁵

1.12. Handlungsalternativen im symbol-politischen Bezugsrahmen nach Edelman:

Edelman skizziert moderne Politik im Wesentlichen als sogenanntes Politspektakel, welches das Denken des Einzelnen formt. Diese Spektakel bieten Pseudo-Erklärungen und Provokationen, die bewusst Spannungen und Ablenkungen erzeugen, welche dann wiederum von der Politik instrumentalisiert werden. Probleme werden so vermittelt, dass aus ihnen heraus selbsternannte Autoritäten und zwangsläufig auch deren Gegner hervorgehen sowie auch politische Lösungsansätze. Dieses Drama fesselt die Zuschauer, so dass das System selbst stabil und die vorherrschende Autorität unangetastet bleibt. Subjektive Interpretationen treten an die Stelle von objektiven Realitäten. Die politische Spektakularisierung ist mittlerweile zur unausweichlichen Schwester der notwendigen politischen Alltagsarbeit geworden, so dass die symbol-politische Mystifikation Vorrang vor der Steigerung des Gemeinwohls durch eine effiziente Realpolitik zu haben scheint.

Welche Handlungsmöglichkeiten bleiben dem Individuum vor dem Hintergrund der Ubiquität solch symbol-politischer Mechanismen? Zunächst einmal gar keine! Wie im Eingangskapitel über Symbole als Bestandteil menschlicher Entwicklung bereits gesagt wurde, so schaffen Menschen selbst Symbole durch die Interaktion mit ihrer Umwelt, und sie sind auch nötig, um die Außenwelt sinnhaft verstehen und beeinflussen zu können. Wahrnehmung bedeutet stets Selektion, da keine gleichberechtigte Auswertung aller Sinneseindrücke den menschlichen Geist überfordern und unsere Interaktionsfähigkeit lähmen würde. Diesen Umstand macht sich das Handeln der politischen Eliten zunutze, indem es sich selbst als Verdichtungssymbol geriert.³⁶⁶

Politik erhält damit den Status einer quasi-religiösen Autorität. Sie ist eine bewusste Formung von Massenunterstützung und Massenopposition. Politik

³⁶⁵ Vgl. ebd., S.149 – 151.

³⁶⁶ Vgl., ebd., S. 174/175.

spiegelt – so Edelman – demnach nicht den Volkswillen wider, sondern formt ihn indessen selbst. Erst danach spiegelt sie ihn scheinbar in ihrem politischen *output*, um sich im Nachhinein als Vollstreckerin des Volkswillens zu legitimieren. Als quasi-religiöse Autorität setzt Politik Non-Konformität mit denen von ihr gesetzten Symbolen gleich mit einem destruktiven Einfluss. Der mögliche heilsame Aspekt solcher Kritik, die sich nicht den gesetzten Spielregeln unterwirft, wird vernachlässigt. Im Extremfall kann eine dauerhafte Repression solcher Verweigerung der Spielregeln zu (gewaltsamen) Gegenbewegungen führen. Was früher die Revolutionen der Straße waren, ist in der politischen Arena die Gründung eines Interessenverbandes oder die einer neuen Partei, die den *status quo* innerhalb des althergebrachten Parteienspektrums auf die Probe stellt. Nur ein gesteigertes Bewusstsein innerhalb der politischen Eliten über die Anwendung und die Wirkungsmechanismen Symbolischer Politik kann – so Edelman – diese Missstände beheben und den Verdacht der absichtlichen Manipulation des Volkswillens aus reiner Machtgier heraus entkräften. Er postuliert eine Befreiung aus der vorherrschenden Ideologie, damit man das Politspektakel als solches erkennen kann.³⁶⁷

2. Die deutsche Perspektive: Ulrich Sarcinelli

2.1. Allgemeines:

Bei den Ausführungen zu Edelman, der als Vater der Symbolischen Politikforschung bezeichnet werden kann, sollte klar geworden sein, dass seine Ausführung in weiten Teilen konstruktivistisch, d. h. fast philosophisch-abstrakter Natur sind. Durch den Fokus auf das Wahlverhalten in Deutschland brachte Ulrich Sarcinelli schließlich eine „greifbarere“ Auseinandersetzung mit dem schwer fassbaren Phänomen „Symbolische Politik“ hervor, indem er Edelmans Thesen strukturierte. Ausgehend von der schon bekannten Definition von „Symbol“ als Stellvertreter für reale Gegenstände und Vorstellungsvehikel, sieht er symbolisches Verstehen und Handeln als fundamentale Voraussetzung der menschlichen Existenz an. Während also Symbolik ein Grundbedürfnis ist, das neutral zu bewerten ist,

³⁶⁷ Vgl. ebd., S. 186/187.

ist Symbolische Politik ein „politisch-strategisches Handeln unter bewußter Verwendung symbolischer Mittel.“³⁶⁸

Auch Sarcinelli geht somit von der Untrennbarkeit des Nennwertes und der Darstellung von politischen Inhalten aus, da durch den Wegfall konkreter öffentlicher Räume lediglich die Medien als Vermittlungsforen bleiben. Besonders wichtig sind, wie angedeutet, die Verdichtungssymbole, die politische Sachverhalte mit abstrakten, emotiven Sinnzusammenhängen verknüpfen, ohne dass man sich dessen stets bewusst wäre. Den fundamentalen Wirkungszusammenhang Symbolischer Politik sieht er demnach einerseits im Mittel zur Darstellung und Dramatisierung sowie andererseits als „persuasives Steuerungsinstrument zur Loyalitätssicherung“.³⁶⁹ Dies korrespondiert auch mit der Darstellung des Wahlkampfforschers Jakubowski, der unterscheidet zwischen „politischer Kommunikation“ als solcher, welche die Inhalte festlegt, und „persuasiver Kommunikation“, zu der Symbolische Politik nach den Vorstellungen Sarcinellis zu rechnen ist, welche die Ziele der Kommunikation bestimmt.³⁷⁰

Sarcinellis Grundthese ist somit, dass nicht rationales Kalkül, sondern Emotionen die entscheidenden Faktoren bei Wahlentscheidungen sind, da Symbolische Politik durch ihre verdichtende Funktion gleichzeitig das Informationspotenzial maximiert und den Informationsbeschaffungsaufwand minimiert. Die drei Haupteigenschaften, die Sarcinelli aus diesem Zusammenhang ableitet, sind

- a) **Regression:** Vereinfachung komplexer Sinnzusammenhänge
- b) **Nomik:** Schaffung von Ordnung im Informationschaos und -überfluss
- c) **Affektion:** Appell an eine veränderungsresistente, unbewusste Politikebene³⁷¹

Symbolische Politik als Darstellungsmittel referiert somit auf den eher diffusen *support* durch den Einzelnen anstatt auf bewusste Auseinandersetzung mit poli-

³⁶⁸ Sarcinelli, Ulrich (1994): Probleme politischer Kommunikation in Deutschland: Von symbolischer Politik zu verständigungsorientierter Kommunikation? in: Gareis, Sven (Hrsg.): Politische Kommunikation. Zum Problem der Verständigung zwischen Bürgern und Staat. Symposium 1. – 3. Dezember 1993 in Waldbröl. Strausberg: Akademie der Bundeswehr für Information und Kommunikation, S. 18.

³⁶⁹ Sarcinelli (1987), S. 66 und Baringhorst (1995), S. 10.

³⁷⁰ Vgl. Jakubowski, Alex (1998): Parteienkommunikation in Wahlwerbespots. Eine systemtheoretische und inhaltsanalytische Untersuchung der Bundestagswahl 1994. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 107.

³⁷¹ Vgl. Sarcinelli (1987), S. 63 und Schicha (2002), S. 94 sowie Schicha, Christian (1998): Theatralitätselemente im Kontext medialer Politikvermittlung. Schränken Inszenierungsmerkmale in der Mediengesellschaft die Postulate Informativität und Argumentativität ein? in: Göttlich, Udo/Nieland, Jörg-Uwe/Schatz, Heribert (Hrsg.): Kommunikation im Wandel. Zur Theatralität der Medien. Köln: Herbert von Halem, S. 144.

tischen Sachverhalten und einer anschließenden kognitiv gesteuerten Entscheidung. Dadurch wird Symbolische Politik nach Sarcinelli vom Darstellungs- zum Steuerungsinstrument.

1993 konkretisierte Sarcinelli seine Befunde zur Symbolischen Politik und ihrem Wirkungsumfeld in vier Thesen:

1. **Politik erschließt sich in der „Brechung von zwei Realitätsebenen“³⁷², von Nenn- und Symbolwert**
2. **Symbolische Politik ist „Produkt und Faktor“³⁷³ moderner Mediendemokratien**
3. **Politik und Medien sind – wie ausführlich dargestellt - symbiotisch verbunden³⁷⁴**
4. **Je höher der Ausprägungsgrad der Medienzentriertheit des politischen Systems, desto größer die Diskrepanz zwischen der „Realität im Entscheidungsbereich und dem öffentlichen ‚Bild‘ von Politik“³⁷⁵**

2.2. Primat der Sprache durch (Pseudo-)Legitimation:

Aus den Ausführungen über die Genese menschlichen Symbolverständnisses wird deutlich, dass Sprache die komplexeste aller symbolischen Darstellungsformen ist, da ihre Natur selbst das Resultat eines kumulativen Symbolisierungsprozesses ist. Dies greift auch Sarcinelli auf, indem er der Sprache bei der Symbolischen Politik eine zentrale Rolle einräumt. Mag dies auch durch den Fokus seiner Forschungen auf Wahlkämpfe bedingt sein, in denen Sprache stets der wichtigste Faktor ist, so gilt auch darüber hinaus, dass sie die höchste Aggregationsstufe von Politik darstellt, indem sie politische Sinnrealitäten konstituiert. Sie stiftet sinnhafte Einheiten, weil sie Informationen sowohl integriert, d. h. zusammenführt, als auch distinguert. Politische Sprache besteht aus artikulatorischen Legitimationssymbolen. So bezeichnet Sarcinelli einen festen Kanon von Ausdrücken, die ein sanktioniertes Rahmengerüst des politischen Ausdrucks bilden; oftmals als Resultat der rituellen Verwendung eines mit einem bestimmten Ereignis in Zusammenhang stehenden verbalen Ausdrucks. Diese Legitimationssymbole wiederum bestehen aus Schlagwörtern die sowohl prägnant als auch emotional aufgeladen sein müssen, um einen dramaturgischen Symbolwert

³⁷² Sarcinelli (1994), S. 20.

³⁷³ Ebd., S. 21.

³⁷⁴ Vgl. ebd., S. 22.

³⁷⁵ Vgl. ebd., S. 23.

zu besitzen und zu Verdichtungssymbolen zu werden. Sarcinelli unterscheidet drei Kategorien sprachlicher Legitimationsmechanismen:

- a) Sprachsymbole mit einem konkreten **Themenbezug** legitimieren politische Handlungen, weil sie auch Leistung verweisen
- b) **Wertorientierte** Sprachsymbole legitimieren, weil sie auf den höheren Sinn einer Handlung verweisen
- c) **Personelle** Sprachsymbole schließlich rekurrieren auf die persönliche Autorität eines Politikers, die ebenfalls legitimierend wirkt, da sie ihn oder sie als Führerfigur geriert³⁷⁶

Da alle diese Legitimationsmechanismen nicht zwangsweise auf der objektiven Richtigkeit einer politischen Handlung beruhen, die einen mehrheitlichen Konsens in der Bevölkerung über eine politische Maßnahme, gepaart mit der verfassungsmäßigen Konformität derselben, erfordern würde, kann man hier auch von Pseudolegitimation reden. Laut Sarcinelli wird Symbolische Politik hierdurch zu einem Handlungssurrogat.

Woher rührt die Notwendigkeit eines komplexen Handlungssurrogates, dessen Anwendung so schwierig ist und fein abgestimmt sein muss, damit es funktioniert, dass realpolitisches Handeln auf den ersten Blick fast einfacher zu sein scheint? Es lässt sich dies in Übereinstimmung mit Sarcinelli damit begründen, dass den politischen Akteuren vielfach nur wenig Gestaltungsspielraum bleibt, innerhalb dessen realpolitische Entscheidungen zu treffen sind. Man mag dies als Preis der Demokratie sehen, in der aufgrund des grundlegenden Bekenntnisses zu pluraler und konkurrierender Meinungsbildung Veränderungen nicht einfach durchzusetzen sind. Besonders in Deutschland wird die Strittigkeit in der Meinungsbildung und Entscheidungsfindung als höchstes Gut angesehen, da hier noch am ehesten alle relevanten gesellschaftlichen Kräfte ihrer Stimme Gehör verschaffen können. Dieser höchstvernetzte Prozess limitierte die Veränderungschancen von vornherein, da mannigfache, miteinander im Widerstreit stehende Befindlichkeiten in Einklang gebracht werden müssen.³⁷⁷ Desweiteren bedeuten Entscheidungen, die auf eine Veränderung des *status quo* abzielen stets, dass die politischen Karten zum Teil neu gemischt werden: Einige Personen, Gruppen oder Institutionen verlieren an Einfluss, andere gewinnen; die

³⁷⁶ Vgl. Sarcinelli (1987), S. 89.

³⁷⁷ Vgl. Holtz-Bacha, Christina (2004): Unterhalten statt überzeugen? Politik als Entertainment. in: Nieland, Jörg-Uwe/Kamps, Klaus (Hrsg.): Politikdarstellung und Unterhaltungskultur. Zum Wandel der politischen Kommunikation. Köln: Herbert von Halem, S. 27.

einen werden finanziell begünstigt, die anderen büßen Privilegien ein. Dies resultiert in einer eingeschränkten Veränderungsbereitschaft zugunsten des *status quo*, die dazu führt, dass der Wille zur Kooperation bei politischen Entscheidungen nicht immer ausreichend ist, um politische Erfordernisse nachhaltig umzusetzen, ohne sie soweit aufzuweichen, dass es bei bloßen Lippenbekenntnissen bleibt. Schließlich resultiert die Einschränkung des Gestaltungsspielraumes auch aus der Notwendigkeit der Vermittlung von politischen Entscheidungen, was bereits diskutiert wurde.

Um nicht den allgemein vorherrschenden Vorwurf an die Politik, handlungsunwillig zu sein, nicht noch zu verstärken, muss dem engen Gestaltungsspielraum trotz obiger Hindernisse entgegengewirkt werden und zwar mit Handlungen, die zum einen die Gestaltungsgrenzen scheinbar überwinden und zum anderen die Forderungen der Bevölkerung zumindest symbolisch befriedigen; dieser Vorgang generiert eine Art von Metapolitik als Problemlösungersatz.³⁷⁸

2.3. Symbolische Politik als Problemlösungersatz:

Dieser Problemlösungersatz legt verstärkt Wert auf den Symbolwert der Inszenierungsleistung, während der Nennwert sinkt. Dies kann auf verschiedene Weise geschehen. Die Entscheidung, eine bestimmte symbolische Problemlösung zu ergreifen bzw. zu verwerfen, kann auf einer Selektion entlang der gerade vorherrschenden *public agenda* erfolgen, welche wir im Kapitel über Medien und ihren Wirkung schon kennengelernt haben. Diese öffentliche Rangliste von virulenten Themen bestimmt sich nach dem Maße der Betroffenheit, die ein bestimmtes Thema (*issue*) bei den Menschen auslöst. Je höher der Reizwert eines Themas, desto besser eignet es sich dazu, im Rahmen symbolpolitischer Handlungen selektiert zu werden. Die aus diesem Selektionsmechanismus hervorgehenden Lösungsofferten können dann wiederum symbolisch auf- oder abgewertet werden, um Zustimmung oder Ablehnung zu erzeugen, indem die Offerten perceptiv beeinflusst werden. Dies kann durch die Polarisierung der Bevölkerung geschehen, beispielsweise durch die Zuweisung von Schuld an jene gesellschaftlichen Gruppen, die bislang scheinbar eine vernünftige Lösung verhindert ha-

³⁷⁸ Vgl. Sarcinelli (1989), S. 117/118.

ben.³⁷⁹ Vor diesem scheinbaren Hintergrund der Ablehnung einer Lösung durch ihre Gegner, gewinnt sie an symbolischem Wert und somit an öffentlicher Unterstützung, da durch sie angeblich der *status quo* durchbrochen werden kann. Schließlich, wenn es um den Kommunikationsakt als solches geht, durch den der Problemlösungsersatz in die Bevölkerung hineingetragen wird, spielt die Wahl der Kommunikationsarena eine nicht unerhebliche Rolle. So kann die Wahl des entsprechenden Forums eine weitere symbolhafte Aufladung der Offerte mit sich bringen, also z. B. ob man sich direkt im Rahmen einer Pressekonferenz in den Medien an die Menschen wendet, was einen eher neutralen Informationscharakter erzeugt, oder ob man beispielsweise eine Verrechtlichung der Offerte durch Einbezug von Gerichten, beliebt ist hierbei natürlich das Bundesverfassungsgericht, zu erreichen versucht.³⁸⁰ Solche Verrechtlichungen genießen nachweislich im Raum der öffentlichen Meinung einen hohen Stellenwert und erzeugen wenig Widerspruch. Abseits dieser „physischen Arenen“ kann auch noch die Meta-Ebene als Arena gewählt werden, wenn sich kein präsentabler Lösungsvorschlag finden lässt, der mit den momentanen Präferenzen der öffentlichen Agenda konform geht. Es geschieht dies, indem nicht mehr über das zu lösende Problem als solches sondern über das Vorgehen zur Lösung des Problem gestritten wird, z. B. in der Form der Umsetzbarkeit oder bestimmter kontroverser Verfahrensregeln. Ebenfalls häufig bei diesen Metadiskussionen ist der Rekurs auf mit dem Problem in weiterem Zusammenhang stehenden Abstrakta (Frieden, Gerechtigkeit etc.). Anstatt sich auf die Suche nach der Lösung eines Problems zu begeben, welches zu mehr sozialem Frieden oder sozialer Gerechtigkeit führt, ist es eine einfachere Ausweichstrategie, Diskussionen mit dem Tenor zu suchen „Wie definieren wir heutzutage eigentlich soziale Gerechtigkeit, sozialen Frieden etc.“ und diese auf einer Metaebene zu führen. Der Fundus an Gegenständen für derlei Vermeidungsdiskussionen ist reichhaltig. Der scheinbare übergeordnete Rang solcher immateriellen Güter wie Frieden etc. erschwert auch hier wiederum die Angreifbarkeit der Diskussion aufgrund ihrer symbolischen Basis, denn wer ist schon gegen Frieden und Gerechtigkeit?³⁸¹

³⁷⁹ Vgl. ebd., S. 133/134.

³⁸⁰ Vgl. ebd., S. 120, 139 – 142.

³⁸¹ Vgl. ebd., S. 142/143.

Wenn also Symbolische Politik als Problemlösungersatz fungiert, hat sie die Funktion eines Steuerungsinstrumentes mit Wertaufladung eingenommen, welches die Sinnorientierung des Adressaten der politischen Botschaft beeinflusst. Auch die Metadiskussion über Problemlösungsansätze in der Form von konstruierten Prinzipienkonflikten ist hierbei Teil Symbolischer Politik, die dazu dient, Sachfragen zu verschieben oder zu überdecken.

2.4. Konstruktion fundamentaler Alternativen entlang gesellschaftlicher Wertelinien:

Eine ähnliche Funktion wie der Appell an übergeordnete abstrakte Werte erfüllt die Konstruktion von Fundamentalalternativen entlang sozio-politischer Konfliktlinien, da auch sie den unmittelbaren Problemlösungsdruck mildern. Indem ein Absolutheitsanspruch der Wertargumente vorgenommen wird, kann die eigene Positionsfestlegung weitestgehend vermieden werden. Diese Extrema an gesellschaftlichen Werten sind ein deutungskulturelles Identifikationsangebot an die Wähler, das eine Gruppenintegration innerhalb des Kollektivs bei gleichzeitiger Abgrenzung von anderen Kollektiven ermöglicht. Allerdings sind dies in der Regel Scheinalternativen, die dazu herangezogen werden, um sich bei aller Notwendigkeit zur politischen Mitte zumindest in den Augen der Menschen zu unterscheiden. Damit diese Scheinalternativen halbwegs glaubwürdig erscheinen, werden sie oft an nicht konsensfähigen Themen festgemacht, besonders im Wahlkampf.³⁸² Es fällt dann oft den „Wilden“ eines politischen Kollektivs zu, diese Fundamentalalternativen im Auftrag ihrer scheinbar mit Sachpolitik beschäftigten Oberen in die Medien einzuspeisen:

Sie [die Wilden] sind Feinde der Wirklichkeit, die Gegner des Konsenses und der breiten Mehrheiten. Für sie ist Ruhe die Chance, Unruhe zu verbreiten. [...] Die Waffe des Wilden ist das Ausrufezeichen [...] im Gestus absoluter Gültigkeit von ewiger Unversöhnlichkeit. Der Wilde trägt den Wahlkampf auch in die Zeit der Friedensverhandlungen. Er liefert den Medien Zitate, Zuspitzungen, er baut Kulissen auf, er lässt Politik immer wie ein großes aggressives Spiel aussehen.³⁸³

³⁸² Vgl. ebd., S. 158, 164.

³⁸³ Greyer/Kurbjuweit (2005), S. 27.

2.5. Personalisierungsstrategien als Form Symbolischer Politik:

Personalisierung von Politik – so auch Sarcinelli – ist bis zu einem gewissen Maße das natürliche Resultat repräsentativer Demokratieformen, die auf dem Grundsatz der verkleinerten Darstellung des abstrakten Volkswillens in den legislativen Verfassungsorganen beruht. Darüber hinaus entsteht der Anschein der persönlichen Zurechenbarkeit, wenn politische Entscheidungen ein Gesicht erhalten.³⁸⁴ Allerdings kann dies bei überdimensionalem Medieneinfluss leicht in einen Personenkult umschlagen, der Vorrang vor der Vermittlung politischer Themen Gruppe gewinnt. Es lassen sich diverse Arten der Personalisierung unterscheiden. Zum einen ermöglicht sie die Mobilisierung von Mitgliedern des eigenen Kollektivs, die sich durch die Identifikation mit einer Person zusammengehörig fühlen. Weiterhin werden aber auch die Mitglieder der jeweils anderen Gruppen motiviert, da der politische oder soziale Gegner nun ein Gesicht, sprich eine angreifbare Person darbietet, die als Kristallisationspunkt politischer Attacken dienen kann, welche nur wirkungslos verpuffen würden, richtete man sie auf die amorphe Grundgesamtheit des jeweiligen Kollektivs. Zum anderen lassen sich auch Aspekte wie die Identifikation mit einem bestimmten Arbeitsstil, einer politischen Grundorientierung, einer (scheinbar) hervorstechenden Charaktereigenschaft oder einer Einstellung zum momentanen politischen Gesamtklima als Gründe für Personalisierung heranziehen: Eine Person verkörpert somit einen bestimmten Stil, Charakterzug o. ä., wodurch sie selbst zum Verdichtungssymbol wird.³⁸⁵

Das emblematische Hervorheben einer Person, die repräsentativ für ein komplexeres politisches Sinngeflecht steht, bietet neben der gewollten emotionalen Aufladung und der regressiven Wirkung jedoch auch die Möglichkeit zielgerichteter Angriffe des politischen Gegners. Im Wahlkampf begründet dies den kommunikativen Sonderfall des *negative campaigning*, bei dem die Fremddarstellung des politischen Gegenübers zumeist auf die Infragestellung von dessen Integrität, seiner Marginalisierung und der Unterminierung seiner Glaubwürdigkeit abzielt. Hierbei wird quasi die Personalisierung nicht entlang der gewünschten, positiven Eigenschaften für das eigene Kollektiv vorgenommen, sondern durch den Gegner mit genau der gegenteiligen Absicht. Erfolgversprechend ist

³⁸⁴ Vgl. auch Kamps (1999), S. 82 – 87.

³⁸⁵ Vgl. Sarcinelli (1989), S. 167/168.

diese Taktik besonders aufgrund des erhöhten Nachrichtenwertes, den negative Informationen – gerade persönlicher Natur – haben. Negative Informationen sind äußerst einprägsam und stärken aufgrund der Schaffung einer außerkollektiven Angriffsfläche die Gruppenkohäsion. Auch die Medien greifen dieses Instrument gerne in ihrer Berichterstattung auf, denn so sehr manche Politiker auch von der Öffentlichkeit als populärkulturelle Ikonen auf einen Sockel gehoben werden, so sehr gefällt es den Medien scheinbar, sie wieder von demselben zustürzen, wenn es die öffentliche Meinung erlaubt. Die negative Fremddarstellung ist ein verkehrtes Spiegelbild dessen, was der jeweils andere für sich in Anspruch nimmt, nämlich Verantwortungsbewusstsein, Prinzipientreue und Menschlichkeit.³⁸⁶

Neben der in der repräsentativen Natur demokratischer Systeme angelegten Keimzelle für Personalisierung nennt Sarcinelli auch eine soziologische Komponente als Grund, nämlich den „Verfall des öffentlichen Lebens“, der eine „Ideologie der Intimität“ nach sich zieht.³⁸⁷ Innerhalb dieser Ideologie verlangt es den Einzelnen nach einer Veranschaulichung, da abstrakte Kohäsionsmechanismen wie z. B. die emotionale Anbindung an einer Partei aufgrund ihrer Ideologie und ihrer Ziele erodieren und nicht mehr in früherem Ausmaß gegeben sind. Die „politische Zu- bzw. Abneigung“ kann sich nicht mehr primär auf ein diffuses Konstrukt von Werten und Sinnzusammenhängen konzentrieren, sondern benötigt einen fokalen Punkt aus Fleisch und Blut, der diese Dinge repräsentiert. Die Anlehnung Sarcinellis an Webers These vom „charismatischen Führer“ wird hier deutlich. Die moderne Version dieses Führungstypus ist die eines Werbesymbols innerhalb des Politmarketings bzw. des *political brandings*. Diesem Visualisierungszwang leistet das Fernsehen natürlich Vorschub.

In Anbindung an und in teilweiser Überschneidung mit Sarcinelli lassen sich Verknüpfungen von Themen und Personen im Rahmen diverser Inszenierungsstrategien unterscheiden. Schicha formuliert u. a. folgende Strategien:

- 1. Amerikanisierung:** Schicha versteht hierunter vor allem die Professionalisierung von Politischer Kommunikation

³⁸⁶ Vgl. ebd., S. 173 – 1p75.

³⁸⁷ Dreyer, Ursula (2005): Politische Kultur der zivilgesellschaftlichen Prozesse. Das Beispiel *Attac*. in: Knilli, Friedrich/Matzker, Reiner/Zielinski, Siegfried (Hrsg.): Medienwissenschaft. Teil 7: Öffentlichkeit, Partizipation, Politische Kultur. Frankfurt am Main/New York: Peter Lang, S. 111.

2. **(Reine) Personalisierung:** kompletter Zuschnitt der Inszenierung auf einen oder mehrere Hauptdarsteller im Zeichen der „assoziativen Kraft“ der Visualisierung
3. **Image-Konstruktion:** Schaffung einer bestimmten persönlichen Aura bei gleichzeitigem Fokus auf größtmögliche Authentizität
4. **Negative-Campaigning:** in Anlehnung an Sarcinelli die Überhöhung der eigenen bei gleichzeitiger Herabsetzung der Position des politischen Gegners
5. **Politikmarketing:** Schicha verwendet den Begriff „Wirtschaftswerbung“ als Umschreibung für das, was man auch *branding*, z. B. in Werbespots, nennen könnte³⁸⁸

Exkurs: Die Schaffung medialer Prominenz als Personalisierungsmittel

Das Politikmarketing sowie die Personalisierungsstrategien Symbolischer Politik dienen der Erhöhung des Belieb- und Bekanntheitsgrades eines Politikers, sowie der rituellen Verdichtung politischer Inhalte. Zentraler Bestandteil ist hierbei auch die Schaffung von Prominenz, also die Erzeugung eines Status des Herausragens. Die Printmedien, da in ihrer Aktualität mittlerweile den elektronischen Medien unterlegen, können Prominenz, die ein Politiker bereits andernorts erworben hat, lediglich reflektieren, nicht aber generieren. Die Aufgabe bzw. die Macht des Zuerkennens³⁸⁹ von Prominenz – auch für Politiker und nicht mehr nur für Schauspiel- oder Sportstars – ist fast vollständig auf das Fernsehen übergegangen. Wer schon prominent ist, kommt in die Zeitung, wer prominent werden muss, der geht ins Fernsehen, so die Kurzformel.³⁹⁰

Merkmal der Prominenz ist das „Sichabheben“ vom Rest der Masse, die Schaffung von Distanz. Besonders diese Eigenschaft ist bei symbol-politischer Kommunikation mit ihren Anklängen an Religiöses von großer Wichtigkeit. Allerdings ist es nicht immer die Leistung, die zur Prominenz befähigt, sondern die Prominenzkreationsaufgabe des Fernsehens. Determeyer spricht man hierbei vom Unterschied zwischen Leistungs- und Zufallseliten, wobei sich Prominenz gern in das Gewand der Elite hüllt. Langfristig lässt dies eine Erosion des Elitenbegriffes und eine synonyme Verwendung von Kategorisierungen unterschiedlicher Qualität befürchten: Anders formuliert: Die wahren Leistungseliten haben gar keine Zeit, ihr Image in dem Maße zu pflegen wie Prominente es tun müssen, um, ihren Status zu erlangen und zu erhalten, lassen sich aber gerne als Prominente titulieren, was die Grenzen verschwimmen lässt.³⁹¹ Die einzige Leistung des Prominenten – so Georg Franck – ist die Er-

³⁸⁸ Vgl. Schicha, Christian (2003): Die Theatralität der politischen Kommunikation. Medieninszenierungen am Beispiel des Bundestagswahlkampfes 2002. Hamburg/London: LIT, S. 35 – 58.

³⁸⁹ Vgl. Kraus, Karl (1961): Unsterblicher Witz. München: Kösel, S. 50.

³⁹⁰ Vgl. Niehaus, Michael (2004): Was ist Prominenz im Fernsehen. in: Medien und Kommunikationswissenschaft, 52. Jahrgang 4/2004. Baden-Baden: Nomos, S. 569 und Peters, Birgit (1996): Prominenz eine soziologische Analyse ihrer Entstehung und Wirkung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 16.

³⁹¹ Vgl. Determeyer, Ralf (1975): Personale Publizitätsdynamik. Massenmediale Modifikationen der bewußten und unbewußten Vermittlung des Menschen. Münster: O. V., S. 165; Traugott, Edgar (1979): Die Prominenz ist keine Elite. in: Kaltenbrunner, Gerd-Klaus (Hrsg.): Rechtfertigung der Elite. Wider die Anmaßungen der Prominenz. München: Herder, S. 76 und Macho, Thomas H. (1993): Von der Elite zur Prominenz. Zum Strukturwandel politischer Herrschaft. in: Merkur 47. Berlin: Klett-Cotta, S. 767.

zeugung von Aufmerksamkeit als Aktionspotential bzw. persönlichem Kapital, mit der er oder sie bei der Erfüllung ihrer Aufgaben der realen Welt agieren kann. Allerdings ist dieses Kapital, im Vergleich zu andauerndem Ruhm aufgrund einer hervorragenden Leistung, eher volatil.³⁹² Aufmerksamkeit wiederum erlangt man mithilfe der elektronischen Massenmedien, die nicht nur Aufmerksamkeitsmultiplikatoren, sondern regelrechte –generatoren sind.³⁹³ Das Fernsehen fungiert hierbei gleichsam auch als „Medienverbund“³⁹⁴, weil es die Aufmerksamkeit, die in anderen Medien erzeugt wird, bündelt und diskursiv behandelt. Dauerhafte Prominenz erfordert also nicht zwangsläufig dauerhafte persönliche Präsenz der betreffenden Person, aber durchaus eine diskursive Verarbeitung und Thematisierung der erzielten Aufmerksamkeit im Fernsehen. Das Fernsehen transformiert also omnimedial erfahrende Aufmerksamkeit zu Prominenz, da es das Leitmedium ist.³⁹⁵ „Das Fernsehen *verleiht* das Prädikat der Prominenz. Als Medienverbund fungiert das Fernsehen zugleich als *Institution*, die Prominenz zuerkennen kann.“³⁹⁶ Der Darstellungsfokus liegt dabei allerdings zumeist auf den „weichen“ Aspekten der Bekanntheit. Es wird gar nicht versucht, die Politiker als Leistungselite darzustellen, sondern vielmehr den menschlichen Aspekt hervorzuheben, da dieser am meisten Interesse erweckt. Die politische Sachperformanz zu vermitteln bleibt gezielt den entsprechenden Programmen vorbehalten (Nachrichten, Politmagazine etc.), die allerdings nur einen kleinen Teil der allgemeinen Sendezeit einnehmen.³⁹⁷

2.6. Symbol-politische Metakommunikation als Stilmittel:

Wie im Zusammenhang mit symbolischen Problemlösungsansätzen schon erwähnt wurde, so ist oftmals auch die Kommunikation über eine bestimmte Strategie ein ebenso mächtiges Instrument wie die Anwendung der Strategie selbst; in diesem Falle der Diskurs über die Formen Symbolischer Politik und deren Wirkungsweise. Auch dieser metakommunikative Trend nimmt in gewisser Weise einen Tagesordnungspunkt der öffentlichen Agenda auf, denn neben der vielbeschworenen Politikverdrossenheit hat sich ein Misstrauen in die Person des Politikers und deren Absichten verbreitet. Damit in Zusammenhang steht unweigerlich die Medienpräsenz eines Politikers und wie diese von ihm genutzt wird.³⁹⁸ So polemisiert die Öffentlichkeit gerne im Stile von „alles nur Show“ oder „die reden doch sowieso nur und tun eh nichts“ gegen die kunstvolle Anwendung kommu-

³⁹² Vgl. Niehaus (2004), S. 571 und Franck, Georg (1998): Ökonomie der Aufmerksamkeit. Ein Entwurf. München/Wien: Hanser, S. 10, 116, 118 – 120 sowie Gerhards, Jürgen/Neidhart, Friedhelm (1990): Strukturen und Funktionen moderner Öffentlichkeit. Discussion Paper FS II. Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin, S. 36.

³⁹³ Vgl. Peters (1996), S. 31 – 33.

³⁹⁴ Vgl. Niehaus (2004), S. 574.

³⁹⁵ Vgl. Ebd., S. 574 /575.

³⁹⁶ Ebd., S. 575 [Hervorhebungen bei Niehaus].

³⁹⁷ Vgl. ebd., S. 576 und Rezzori, Gregor von (1965): Idiotenführer durch die deutsche Gesellschaft. Band 4: Prominenz. Vom Tun und Sein der Illustren aus den Illustrierten. Ein Maßstab für das Übermaß des Mittelmaßes. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 42.

³⁹⁸ Vgl. Sarcinelli (1989), S. 181 – 184.

nikativer Stilmittel. Das Argument, dass mit dieser übermäßigen Politik der Visualisierung schließlich einem Bedürfnis des Wahlvolkes nachgekommen wird, hilft wenig, da es die Politiker nicht vom Verdacht befreit, dass hinter den Kulissen nicht das getan wird, was vor den Kulissen verkündet wird. Es ergibt sich somit ein Auseinanderfallen von Schau- und Realpolitik, welches zunehmend den Argwohn der ursprünglichen Adressaten hervorruft.

Die Politik versucht, dem zu entgegnen, ohne sich selbst dieses Stilmittels zu berauben. Es kommt zu einer Meta-Symbolpolitik über einen Umweg, der den *status quo* der Verwendung dieser Mittel weitgehend unberührt lässt, welche für den Umgang mit den Medien zentral sind. Dabei ist dieser Kunstgriff vielen bereits so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, dass seine Anwendung unbewusst erfolgt und das Paradoxe dieses Umgangs mit Kritik an mediokratischer Kommunikation vielen nicht einmal mehr offenbar wird. Bestandteile dieser Meta-Symbolpolitik sind beispielsweise öffentliche Abkommen zwischen Politikern und Parteien über faire und sachliche Auseinandersetzungen im Parlament oder im Wahlkampf sowie die Verurteilung der übertriebenen Medienpräsenz des jeweiligen Gegners oder auch die Selbstkasteiung für die eigene Darstellungssucht, für die man sich im Nachhinein beim Wahlvolk entschuldigt.³⁹⁹

Die Halbwertszeit solcher Angriffe auf das eigene Arsenal kommunikativer Mittel ist in der Regel jedoch relativ kurz und dauert nur solange, bis sich der öffentliche Unwille, der sich meistens an einem konkreten Vorfall wie z. B. dem Auftritt eines Politikers im Fernsehen entzündet, wieder etwas beruhigt hat. Diese metakommunikative Spiralbewegung dient langfristig nur der Sicherung von Objektivitätsansprüchen bei gleichzeitiger Bewahrung der eigenen Verhaltens- und Verfahrensweisen. Mit der weiterhin möglichen Offenlegung von Gemeinwohlverstößen (am besten durch den politischen Gegner) lässt sich praktischerweise gleichzeitig der eigene Munitionsbestand aufstocken und auch nachträglich noch trefflich gegen scheinbar unlauter erzielte Erfolge des politischen Gegners polemisieren. Was die Verwendung von Symbolischer Politik jedoch angeht, so bleibt alles beim Alten.⁴⁰⁰

³⁹⁹ Vgl. ebd., S. 182/183.

⁴⁰⁰ Vgl., ebd., S. 193/194.

2.7. Symbolische Politik und Realität nach Sarcinelli:

Die Validität von Symbolischer Politik in der Realität bemisst sich in hohem Maße danach, wie sie durch die Medien dargestellt wird, denn symbol-politische Bezugssymbole bedürfen der medialen Vermittlung, sind sie doch oft im Vorfeld schon auf die Bedürfnisse der Medien zugeschnitten, um ihren Nachrichtenwert zu erhöhen. Die Anforderungen der Medien an den von den Politikern gelieferten *input* sind neben der erleichterten Informationsbeschaffung die leichte Vermittelbarkeit, die Erzeugung von Akzeptanz der Medienbotschaft durch die Umwelt auch in Bezug auf den Kontakt zu anderen gesellschaftlichen Teilsystemen sowie die die Aufrechterhaltung der internen Kommunikation. Auch Sarcinelli deutet dabei auf einen Umstand hin, der schon im Zusammenhang mit Luhman und Baudrillard angedeutet wurde, nämlich den der fehlenden Messbarkeit der Medienbotschaft an einer objektiven „realen“ Realität, die zu einer Falsifikation der Medienbotschaft führe könnte. Die Funktionslogik der Massenmedien im Verbund bzw. bei gleichzeitiger Interpenetration mit dem von den Politikern eingespeisten symbol-politischen *input* verhindert dies jedoch weitgehend. Während die Medien also die Realität entlang ihres spezifischen Charakters konstruieren, funktioniert das politische System entlang von Aufmerksamkeits- nicht aber linearen Entscheidungsregeln; der zu erwartenden und erwartete Nachrichtenwert steht im Vordergrund.

Dabei – so bemerkt auch Sarcinelli – maßen sich die Medien durchaus eine faktische und technische Thematisierungskompetenz bezüglich der Auswahl und des Timings an, die ihnen deswegen zusteht, weil sie als Kommunikationskanal konkurrenzlos sind. Bindeglied sind oftmals Medienberater, die – im Sinne von Halbwesen zwischen politischer und medialer Sphäre – die gegenseitigen Erwartungen und Notwendigkeiten zu noch größerer Kongruenz zu bringen versuchen. Somit reduzieren die Medien die Informationsflut in Bezug auf relevante Themen und Akteure sowie deren Neuigkeitswert, was zu einer künstlichen Dynamisierung des Informationsflusses führt, der sich inkongruent zu einer objektiv messbaren Realität verhält.

Diese „graue“ Interpenetrationszone zwischen Medien und Politik vor dem Hintergrund symbol-politischer Wirkungsmechanismen dient der gegenseitigen Bedürfnisdisziplinierung, der Demobilisierung destabilisierender Einflüsse von innen und außen, der allgemeinen Sozialisation sowie der Loyalitätssiche-

rung der eigenen Mitglieder. Sarcinelli bricht dies auf den plakativen kleinsten gemeinsamen Nenner herunter, nämlich mit dem Motto „Publizität vs. Information“.⁴⁰¹ In dieser Phrase findet sich alles wieder: die gegenseitige Instrumentalisierung, die Interpenetration zulasten vollständiger Autonomie beider Sphären sowie das daraus folgende System der politischen Inszenierung und des politischen Starkultes als mediale Ersatzreligion.

2.8. Symbolisches Beteiligungssurrogat:

Wurde bislang die Seite der Informationseinspeisung bzw. -umwandlung betrachtet, so soll abschließend ein Blick geworfen werden auf die Bürgerperspektive, also auf die Adressaten symbol-politischer Handlungen.

Im kommunikativen Sinne stellt sich die Rolle des Bürgers eher als die eines Nicht-Teilnehmers dar, weil er hauptsächlich rezipiert, aber nicht seinerseits Informationen ins Mediensystem einspeist. Seine Kommunikationsrolle deswegen allerdings durchweg als passiv zu bezeichnen, griffe zu kurz, denn genauso wie Symbolische Politik das Vortäuschen von politischem Handeln und politischer Problemlösung bedeutet, so kann von der Rezipientenseite aus auch von symbolischer Teilhabe gesprochen werden, die die Notwendigkeit von faktischem, das System unmittelbar beeinflussendem Handeln abmildert. Die Ironie hierbei ist offensichtlich: Leidet das Politikerimage in den Augen der Bürger bekanntermaßen immer mehr an der Aura der unheilvollen Allianz mit den Medien, so bedient sich das Individuum (unbewusst) ähnlicher Methoden, um seinen Aufwand zu minimieren und den *status quo* der eigenen Bequemlichkeit zu bewahren, sich aber dennoch der Illusion der Beteiligung in Form eines symbolischen Partizipationssurrogates hinzugeben.⁴⁰² Politisches Engagement wird hierbei gleichbedeutend mit passiver Informationsperzeption. Solange sich dieses Informiertsein allerdings nicht in reales politisches Engagement wandelt, bleibt der Teilhabeersatz genauso wirkungslos wie der symbolische Aktionsersatz von politischer Seite aus. Zudem kann auch bei umfangreicher Perzeption nicht automatisch von einem hohen Informationsgrad der Bürger ausgegangen werden, da auch die Aufmerksamkeit des Medienkonsumenten sich nicht – genauso wie bei der Selektion durch den Medien, die ja reziprok von den Zuschauergewohn-

⁴⁰¹ Vgl. ebd., S. 218.

⁴⁰² Vgl. ebd. 222/223.

heiten beeinflusst wird – ausschließlich vom Informationswert für die eigene politische Bildung leiten lässt. Zunehmend erfolgt eine Verschiebung hin zum *infotainment*, was qualifizierter politischer Teilhabe nicht zwangsläufig förderlich ist. Information hat somit die Form einer habitualisierten Verhaltensweise des „guten Staatsbürgers“ angenommen.⁴⁰³

Somit lässt sich festhalten, dass Symbolische Politik, obwohl von Seiten der politischen Akteure und Entscheider ausgeübt, zu einer ebenso symbolischen Befriedigungsstrategie beim Medienrezipienten führt. Sarcinelli sagte schon in den 1980ern einen daraus resultierenden, sich verstärkenden Prozess voraus, der schlussendlich in politischer Desintegration und gegenseitiger symbolischer Interaktion münden könnte, wobei Interaktion hierbei schon fast ein Euphemismus ist, da von wahren Handlungssituationen auf keiner Seite mehr die Rede sein kann. Die einzigen, die wirklich etwas im technischen Sinne tun könnten, wären dann schlussendlich die Medien, denen die Bedürfnisbefriedigung beider Sphären, also von Sender und Empfänger, in noch größerem Maße als ohnehin schon zuvor zukäme.

2.9. Handlungsalternativen im symbol-politischen Kontext nach Sarcinelli:

Symbolische Politik ist ein zentrales Darstellungs- und Steuerungsinstrument Politischer Kommunikation in entwickelten Mediendemokratien. Essentielles Stilmittel ist dabei die Schaffung von „binären Codes“, also von fundamentalen Gegensätzen, mit denen sich Komplexität reduzieren und Politik vereinfacht vermitteln lässt, wobei diese Gegensätze oftmals bewusst konstruiert sind, um durch Polarisierung tiefgreifende Sachdiskussionen zu überdecken. Beispiele für solche symbol-politischen Codes sind politisch-institutionelle Gegensätze (Regierung vs. Opposition), personelle Gegensätze (Kanzler vs. Oppositionsführer), generelle Parteienkonkurrenz, innerparteiliche Gegensätze (Flügelkämpfe) sowie partei-ideologische Aspekte im Sinne von links vs. rechts.⁴⁰⁴

Diese binären Schlüsselcodes sind Effizienzmaximierer, denn durch die Kreation von scheinbaren Fundamentalalternativen kommt es zu einer „Dicho-

⁴⁰³ Vgl. ebd., S. 227/228.

⁴⁰⁴ Vgl. ebd., S. 119 – 232.

tomisierung von Motivlagen".⁴⁰⁵ Der Bürger findet sich – parallel zu Edelman – dabei eher in einer passiven Rolle wieder, die er zu bedienen hat, wenn das Gesamtsystem funktionieren soll. Er ist mehr ein Objekt, das gesteuert werden soll, als teilnehmendes Subjekt. Symbolische Politik spricht die Erwartungen der Bürger zielgenau an, indem sie funktional einem zu befriedigenden Stereotyp entgegenkommt. Sie repräsentiert ein hohes Prägnanz- und Gegensätzlichkeitsniveau, bietet einen Realitätsersatz für eigene politische Erfahrungen, wirkt nomisch durch Integration von Gleichem bei simultaner Trennung von Ungleichem und trägt zur scheinbaren Bildung einer kollektiven Ideologie bei. Effektiv befördert dies ein das politische Entscheidungssystem nicht überfordernde Schein-teilhabe in Sinne einer symbolischen Responsivität.

Allerdings werden durch Symbole auch reale Erwartungen geweckt, besonders wenn sie ebenfalls als reale Politik erscheinen. Der sich aufdrängende Eindruck einer Eindimensionalität bürgerlicher Erwartungen stimmt so nicht, da die Befriedigung realer Bedürfnisse nicht gänzlich ausgehebelt, sondern nur zeitlich verschoben werden kann, was kumulativ sogar zu einer Aufstauung und schließlich wachsender Parteien-, Politiker- und noch dazu Medienverdrossenheit führt.⁴⁰⁶

Anders als Edelman, dessen Beurteilung Symbolischer Politik eher pessimistischer Natur ist, sieht Sarcinelli sie nicht *per se* als Manipulationsinstrument negativer Art an. Es kommt darauf an, ob der Fokus auf Regression oder Reflexion liegt, bzw. auf

hermetisch ausschließend oder diskursiv einschließend, nur unpolitisch emotionalisierend oder auch problemorientiert, privatistisch personalisierend oder auf das Allgemeine, die Öffentlichkeit hin orientiert, nur auf die politischen Akteure zentriert oder auch betroffenenorientiert, bloß ein hohles Ritual, einer von der Sache ablenkende Inszenierung oder eben auch eine treffende Zuspitzung und Verdichtung eines politischen Problems.⁴⁰⁷

Nicht die Benennung eines Problems ist zentral, sondern auch das Ringen um seine Deutung, um die Beförderung einer bestimmten Sichtweise, die an die Seite der routinemäßigen Erledigung von Realpolitik tritt im Rahmen des Kampfes um die Aufmerksamkeit der Bürger. Rationalität und Emotionalität sieht Sar-

⁴⁰⁵ Ebd., S. 223.

⁴⁰⁶ Vgl. ebd., S. 239/240.

⁴⁰⁷ Sarcinelli (1994), S. 19.

cinelli bei moderner Politischer Kommunikation als untrennbar an; eine Allianz, die nicht automatisch eine nachteilige sein muss.⁴⁰⁸

3. Weiterentwicklung symbol-politischer Ansätze: Politik als choreographiertes Rollen- und Mythenspiel

3.1. Allgemeines:

Nach Dörner gibt es Gesellschaften, die sich als „Inszenierungsgesellschaft“ mit einer „Lust an der Inszenierung“ definieren lassen.⁴⁰⁹ In jenen Gesellschaften kommen nämlich besonders die rituellen, mythischen Medienfunktionen und die bardische Natur des Fernsehens zum Tragen, denn wann immer man von Personen des öffentlichen Lebens spricht, so sollte man sich stets vor Augen führen, dass der Terminus „Person“ vom lateinischen *persona* für „Maske“ stammt. Somit ist also das Rollenhafte und Schauspielerische bereits *per definitionem* Teil der menschlichen Kommunikation und Interaktion.⁴¹⁰ Ein Aspekt der bereits diskutierten Amerikanisierung politischer Kommunikation ist eben auch eine zunehmende Personalisierung politischer Sachverhalte. Ähnlich spricht Giddens von einer „Politisierung der Lebensführung“ aufgrund einer „Enttraditionalisierung“ der Gesellschaft⁴¹¹, die sich ihre Ikonen selber schafft, auch in den Reihen der Politiker. Dabei ist die Symbolisierung von Macht durch gewisse Personen nichts Neues. Seit jeher funktioniert die Identifizierung von Macht weniger über die Institution der legalen Machtausübung als über die Menschen, die diesen Institu-

⁴⁰⁸ Vgl. ebd., S. 19.

⁴⁰⁹ Ontrup, Rüdiger/Schicha, Christian (1999): Die Transformation des Theatralischen – Eine Einführung. in: Ontrup, Rüdiger/Schicha, Christian (Hrsg.): Medieninszenierungen im Wandel. Interdisziplinäre Zugänge. Münster: LIT, S. 11.

⁴¹⁰ Weiß, Ulrich (1998): Das Politische am Internet. Eine politikphilosophische Reflexion. in: Gellner, Winand/Korff, Fritz von (Hrsg.): Demokratie und Internet. Baden-Baden: Nomos, S. 31 und Schwarzenberg (1980), S. 9.

⁴¹¹ Vgl. Giddens, Anthony (1991): Modernity and Self-Identity. Self and Society in Late Modern Age. Cambridge/Oxford: Polity, S. 214. sowie Göttlich, Udo/Nieland, Jörg-Uwe (2000): Inszenierungsstrategien in deutschen Daily Soaps. Theatralität und Kult-Marketing am Vorabend. in: Fischer-Lichte, Erika/Pflug, Isabel (Hrsg.): Inszenierung von Authentizität. Tübingen/Basel: Francke, S. 176/177; Göttlich, Udo (1999): Fernsehen und Alltagsdramatisierung. Zur Theatralisierung des Alltäglichen am Beispiel der Vorabendsendungen. in: Schicha, Christian/Ontrup, Rüdiger (Hrsg.): Medieninszenierungen im Wandel. Interdisziplinäre Zugänge. Münster: LIT, S. 50 – 61; Nieland, Jörg-Uwe (1999): Kult- und Markeninszenierungen: Reaktionen auf den Fernsehewandel. in: Schicha, Christian/Ontrup, Rüdiger (Hrsg.): Medieninszenierungen im Wandel. Interdisziplinäre Zugänge. Münster: LIT, S. 62 – 73 sowie Göttlich, Udo (1998): Medien und Theatralität des Alltäglichen. in: Göttlich, Udo/Nieland, Jörg-Uwe/Schatz, Heribert (Hrsg.): Kommunikation im Wandel. Zur Theatralität der Medien. Köln: Herbert von Halem, S. 257 – 261.

tionen vorstehen.⁴¹² Zentraler Begriff bei dem Verständnis von Politik als choreographierter Kommunikationsform ist der des Politikerimages. Dies ist die Essenz des Versuchs, gezielt auf die Medien im Rahmen von *news-centered input* bzw. *agenda-building* einzuwirken, da genau wie bei einem kommerziellen Produkt ein auf die Erwartungen des Publikums zugeschnittenes Bild vermittelt werden soll, das den „Marktwert“ eines Politikers erhöht und somit seine Popularität steigert. Nicht Kompetenz, sondern die Fähigkeit, bestimmte politisch-kulturell-kompatible Emotionen hervorzurufen, steht im Vordergrund. Kognitiv-rationale Mechanismen können so umgangen werden, so dass die Gefühle, die der Rolle entgegengebracht werden, quasi-legitimatorisch wirken.⁴¹³ Allerdings ist die Wahl der zu verkörpernden Rolle nicht vollständig willkürlich oder nur an den scheinbaren Präferenzen des Publikums auszurichten. Entscheidend ist auch, welche „Maske“ der betreffenden Person steht, da bei einer falschen Wahl die Personifizierung in Unglaubwürdigkeit verfällt. Beim Starpolitiker und seiner „Ego-Politik“⁴¹⁴ ist dies nicht anders. Das ihm zur Verfügung stehende Rollenspektrum, in dem er sich verorten muss, umfasst traditionellerweise den „Helden“, den „Jedermann“, den „Charmeur“ und schließlich den „Vater der Nation“; alles Rollen, die er auf einer Bühne verkörpern muss.

3.2. Die Theatralisierung der politischen Kommunikation:

Symbolische Politik und personalisiertes, mythenhaftes Rollenspiel können nur funktionieren, wenn sich eine entsprechende Arena bietet. Klassischerweise war dies für schauspielerische Rollen die Bühne des Theaters. Dieses Konzept kann modifiziert werden für die „Bühne“ der visuellen Politischen Kommunikation, zu der auch Symbolische Politik gehört. Die Thesen zu der „Theatralisierung der Politischen Kommunikation“ entstammen im wesentlichen den Arbeiten Thomas Meyers, Rüdiger Ontrup und Christian Schicha, die sich mit Medieninszenierungen, Polit-Dramatisierungen und den Parallelen der Darstellungsmechanis-

⁴¹² Schwartzberg verweist darauf, dass es auch zu einem Auseinanderfallen von Macht als personifizierter Façade der Institution selber kommen kann, wenn die institutionellen Gallionsfiguren selbst keine Autorität mehr besitzen. Vgl. ebd., S. 11.

⁴¹³ Vgl. Edelman (1985²), S. 73/74 und Brosda, Carsten (2002): Emotionalisierung als Merkmal medialer Politikvermittlung. Zur Diskursivität emotionaler Äußerungen und Auftritte von Politikern im Fernsehen. in: Schicha, Christian/Brosda, Carsten (Hrsg.): Politikvermittlung in Unterhaltungsformaten. Medieninszenierungen zwischen Popularität und Populismus. Münster: LIT, S. 111 – 114, 119 – 126.

⁴¹⁴ Schwartzberg (1980), S. 17.

men des klassischen Theaters und politischer Inszenierungen beschäftigt haben. Das Theatralitätsmodell erschließt sich in vier Dimensionen:

1. **Allgemeine Voraussetzung ist der Übergang von einer schriftgeprägten Kultur zu einer Kultur basierend auf visueller Telekommunikation, in der nonverbale Bestandteile auch die Politische Kommunikation durchdrungen haben. Basis derartiger Kommunikation ist neben den technischen Notwendigkeiten auch die Bereitschaft der Politiker, sich der Plurimedialität zu beugen, indem sie an der „Ästhetisierung“ des Politischen (Ontrup) mitwirken.**
2. **Damit in Zusammenhang steht natürlich das Erscheinen hochprofessioneller medialer Inszenierungsarenen mit mediengerechten, politisch-kulturell kompatiblen Inhalten. Es ist nicht –wie im „richtigen“ Theater – die Darstellung das Ziel, sondern die Vermittlung der Illusion von Realität, die nicht als komprimiert und konstruiert empfunden wird. Medien und Politik beobachten sich in mediokratisch-interpenetrierender Weise, womit es zu kreisförmigen Instrumentalisierungs- und Inszenierungszyklen kommt.**
3. **Den symbol-politischen Inszenierungen der Politiker stehen neue Technologien und medial Visualisierungsstrategien zur Wirklichkeitsinszenierung gegenüber.**
4. **Auch das Publikum wird „inszeniert“. Seine „Lust an der Inszenierung“ bestimmt die Beurteilung des Gesehenen; nicht die Inhalte, sondern der Grad der Perfektion der Darstellung wird goutiert. Dabei zu sein, wenn sich ein Spektakel medial vollzieht ist ein wichtiger Impuls für das Publikum, die Inszenierungen als solche nicht nur zu tolerieren, sondern sie zum Teil auch einzufordern.⁴¹⁵**

Schicha – basierend auf den Arbeiten Fischer-Lichtes – fügt als Schwerpunkte des Theatralitätskonzepts hinzu:

1. **Performance: Darstellung in körperlicher Form vor Publikum**
2. **Inszenierung: vorausgeplante Verwendung von Zeichen und deren Produktion**
3. **Korporalität**

⁴¹⁵ Vgl. Ontrup, Rüdiger (1999): Test-Bilder. Theatralität und Visualisierungsstrategien in politischen Fernsehsendungen. in: Schicha, Christian/Ontrup, Rüdiger (Hrsg.): Medieninszenierungen im Wandel. Interdisziplinäre Zugänge. Münster: LIT, S. 103 – 105 und Ontrup, Rüdiger (1998): Die Macht des Theatralischen und die Theatralität der Macht. Vorüberlegungen zu einer Theorie der Medientheatralität. in: Göttlich, Udo/Nieland, Jörg-Uwe/Schatz, Heribert (Hrsg.): Kommunikation im Wandel. Zur Theatralität der Medien. Köln: Herbert von Halem, S. 20 – 29. Einschränkend – gerade in Hinblick auf die Ausführungen – zu Medientheaterdemokratie sollte allerdings bemerkt werden, dass diese Akzeptanz nicht unbegrenzt ist und ihre Schranken in der Entblößung der Medienberichterstattung als vollkommene Täuschung findet, was dann in Medienverdrossenheit mündet.

4. Wahrnehmung: Rezeption des Dargestellten und durch den Zuschauer, der eine Beobachterfunktion erfüllt⁴¹⁶

Auf diese Art entsteht eine mediale, audio-visuelle Performanzarena, auf der sich besonders die präsentativen Symbole der Medienpolitik voll entfalten können, ebenso wie das Rollenspiel der Politiker, die damit der bardischen Natur des Fernsehens und dem Drang einer entideologisierten Gesellschaft nach modernen Mythen entsprechen wollen.

3.3. Politische Mythologisierung durch symbolische Kommunikationsformen:

3.3.1. Politischer Mythos: ein Definitionsversuch

Bereits Ende der 1970er formulierte Dittmer seine Thesen zum „political myth“⁴¹⁷. Ausgehend von dem Ansatz, dass Symbole die zentralen Vermittlungseinheiten zwischen Individuum und politischer Struktur sind und basierend auf ihrer wirklichkeitstranszendierenden und polyvalenten Bedeutungsverdichtung können nicht nur Inhalte konzise vermittelt werden, sondern auch Emotionen an diese Inhalte anknüpfen, was sie zu einem integralen Bestandteil der Politischen Kultur eines nationalen Kollektivs macht.⁴¹⁸ Nur wenige Jahre später konkretisierten Elder und Cobb diesen Ansatz dahingehend, dass politische Symbole nicht nur politisch-kulturell eingebunden sind, sondern auch die soziale Konstruktion politischer Wirklichkeit beeinflussen. Politische Symbole sind der gemeinsame Orientierungsbereich in Bezug auf das politische System.⁴¹⁹ Davon leiteten sie ihr Verständnis von Politischer Kultur als „world view“ und „socially shared information and knowledge“ ab.⁴²⁰

⁴¹⁶ Vgl. Schicha, Christian (1999): Politik auf der „Medienbühne“. Zur Rhetorik politischer Informationsprogramme. in: Schicha, Christian/Ontrup, Rüdiger (Hrsg.): Medieninszenierungen im Wandel. Interdisziplinäre Zugänge. Münster: LIT, S. 138 -140; Fischer-Lichte, Erika (1998): Inszenierung und Theatralität. in: Willems, Herbert/Jurga, Martin (Hrsg.): Inszenierungsgesellschaft. Ein einführendes Handbuch. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 86 und Meyer, Thomas (1999): Inszenierung und Rationalität. in: Schicha, Christian/Ontrup, Rüdiger (Hrsg.): Medieninszenierungen im Wandel. Interdisziplinäre Zugänge. Münster: LIT, S. 168, 171/172 sowie Schicha (1998), S. 142/143.

⁴¹⁷ Vgl. Dittmer, Lowell (1976/77): Political Culture and Political Symbolism. in: World Politics XXXIX. Baltimore: Johns Hopkins UP, S. 578 – 580.

⁴¹⁸ Vgl. Seck, Wolfgang (1991): Politische Kultur und Politische Sprache. Empirische Analysen am Beispiel Deutschlands und Großbritanniens. Frankfurt am Main/Bern/New York/Paris: Peter Lang, S. 25, 35 – 37.

⁴¹⁹ Vgl. ebd., S. 37 – 41 und Elder, Charles D./Cobb, Roger W. (1983): The Political Uses of Symbols. New York/London: Longman, S. 143.

⁴²⁰ Vgl. ebd., S. 81/82.

Die Theorien Dörners zur politischen Mythologisierung und Schwarzenbergs zum politischen Rollenspiel können durchaus als in der Tradition von Elder, Cobb und Dittmer stehend bezeichnet werden. Sinn und Zweck symbolpolitischer Kommunikation auf der Medienbühne neben der Vermittlung von Inhalten ist nämlich die passgenaue Darstellung von Personen und einer spezifischen Aura von Macht, die der realen Welt zeitweise entrückt scheint. Anlehnend an Dittmers *political myths* nennt Andreas Dörner dies eben „politische Mythologisierung“. Was ist ein politischer Mythos? Eine Definition finden wir bei Dörner. Er sieht im Mythos eine

spezifische semiotische Gattung [...], die auf die Bearbeitung bestimmter Probleme von politischer Kommunikation spezialisiert ist. Politische Mythen sind narrative Symbolgebilde mit einem kollektiven, auf das grundlegende Ordnungsproblem sozialer Verbände bezogenen Wirkungspotential. Es handelt sich um komplexe politische Symbole, deren Elemente jeweils erzählerisch entfaltet sind [...].⁴²¹

Der Mythos nach Dörner ist also eine kondensierte Erzählsequenz, die sich auf Symbole und Rollenstereotypen aus der politischen Deutungskultur stützt.⁴²² Für Dörner sind Mythen auch narrative „Sinngeneratoren“⁴²³, die sozialen Kollektiven Halt geben. Entscheidend ist dabei aber nicht die überprüfbare Wahrheit eines Mythos an sich, sondern der Glaube an seinen Inhalt, was dem Mythos etwas Magisches zu geben scheint, das sich über die bloße empirische Überprüfbarkeit hinaus erstreckt und sich ihrer auch hartnäckig zu erwehren vermag.⁴²⁴ Dies mag die Dauerhaftigkeit von Mythen selbst unter sich ändernden äußeren Umständen erklären.

Zur Entstehung solcher Mythen kommt es durch Abstrahierung von Personen und Geschehnissen in der Realität zu symbolischen Konstruktionen, sobald diese einen Verweiswert besitzen, der über ihren konkreten Handlungsrahmen hinausgeht. Ein politisch-kultureller Mythos ist somit pure Deutungskultur

⁴²¹ Dörner, Andreas (1996): Politischer Mythos und symbolische Politik. Hamburg: Rowohlt, S. 43.

⁴²² Die Begriffe für „Sozio-“-, und „Deutungskultur“, die von Karl Rohe eingeführt wurden, werden im Zusammenhang mit dem Konzept der Politischen Kultur erörtert. Dörners Untersuchungen zu politischen Mythen heben hauptsächlich auf die Sachverhalte und Personen ab, die Teil der öffentlichen Diskussion sind [Anm. des Verfassers].

⁴²³ Dörner (1996), S. 44.

⁴²⁴ Vgl. ebd., S. 44 sowie Voigt (1989), S. 11/12 und auch Meyer, Thomas (1989): Von den Fallstricken der symbolischen Politik. in: Voigt, Rüdiger (Hrsg.): Symbole der Politik. Politik der Symbole. Opladen: Leske + Budrich, S. 42.

nach dem Verständnis Rohes, dessen Validität sich nach seinem Verbreitungs- und Akzeptanzpotential bemisst.⁴²⁵ Diese Verbreitung ist in kaum unterzubewertender Weise von Medien abhängig. Bei der Analyse der medientransportierten Mythen dürfen natürlich weder der Entstehungskontext des Medienartefaktes noch die Besonderheiten seiner Rezeption außer acht gelassen werden, z. B. die fehlende Kopräsenz von Sender und Empfänger medialer Botschaften im Falle der elektronischen Massenmedien, denn auch sie bestimmen die mythische Validität, ihren Sinn.⁴²⁶ Mythische Botschaften in der Form mythischer Kommunikation ermöglichen es uns, unserem Alltag Sinn zu geben und die Geschehnisse in größere Zusammenhänge einzuordnen, da Mythen die zeitliche Begrenztheit der individuellen Existenz aufzuheben vermögen. Dieser Effekt wird durch die Konservierungs- und Wiederholungsmöglichkeit von Mythen durch die Medien noch verstärkt – hierfür wurde der Begriff „rituelle Redundanz“⁴²⁷ oder „mediale Vielfältigung“⁴²⁸ geprägt. Die bewegten Bilder schaffen eine gefühlte Authentizität, der man sich nicht entziehen kann. In Kombination mit den Möglichkeiten der Symbolischen Politik wirkt diese Symbolhaftigkeit der Medienberichterstattung kumulativ.⁴²⁹ In dieser Dimension begriffen, bedeutet die Nutzung der elektronischen Massenmedien eine Art „Medienzauber“ auszuüben: „Zauberkraft für Jedermann“, der das Medium zu nutzen vermag.⁴³⁰

In der Politischen Kommunikationswissenschaft wird vielerorts die Ansicht vertreten, das Politische sei die Fortsetzung des Religiösen. In der modernen Politik ist darüber hinaus eine Entwicklung hin zu einer „numinose[n] Qualität“⁴³¹ von Politik eben durch die Beschwörung von sozial verbindlichen Mythen zu beobachten. Der Mythos mit seinen stereotypen Rollen, in die Politiker während

⁴²⁵ Vgl. Dörner (1996), S. 48.

⁴²⁶ Vgl. ebd., S. 49/50, 52.

⁴²⁷ Debatin (2002), S. 29.

⁴²⁸ Klimke, Daniela (2002): Dramaturgie eines Anschlags. in: Schicha, Christian/Brosda, Carsten (Hrsg.): Medien und Terrorismus. Reaktionen auf den 11. September 2001. Münster/Hamburg/London: LIT, S. 43.

⁴²⁹ Vgl. Brosda, Carsten (2002): Sprachlos im Angesicht des Bildes. Überlegungen zum journalistischen Umgang mit bildmächtigen Ereignissen am Beispiel der Terroranschläge vom 11. September. in: Schicha, Christian/Brosda, Carsten (Hrsg.): Medien und Terrorismus. Reaktionen auf den 11. September 2001. Münster/Hamburg/London: LIT, S. 66.

⁴³⁰ Vgl. Reichertz, Jo (2000): Die Frohe Botschaft des Fernsehens. Kulturwissenschaftliche Untersuchungen medialer Diesseitsreligion. Konstanz: UVK, S. 11 für das Zitat und allgemein zur Vergöttlichung des Mediums Fernsehen als Mythenvehikel S. 65 – 69.

⁴³¹ Nipperdey, Thomas (1987): Der Mythos im Zeitalter der Revolution. in: Borchmeyer, Dieter (Hrsg.): Wege des Mythos in die Moderne. Richard Wagners „Ring des Nibelungen“. München: DTV, S. 100.

des Kommunikationsprozesses schlüpfen, leistet somit eine Reduzierung der Komplexität der wirklichen Lebensumwelt auf das, was wir als Mindestinformation benötigen, um mit dem entsprechenden Sachverhalt umgehen zu können. Teil eines Mythos zu sein bedeutet somit auch, sich bewusst einem gewissen Rollenverständnis zu unterwerfen.⁴³² Dabei sollte nicht außer acht gelassen werden, dass das Heranziehen von Symbolkonstrukten wie einem Mythos nicht nur eine unbewusste Reaktion des menschlichen Geistes sein muss, sondern als Kommunikationsmittel absichtlich eingesetzt wird, so dass auch mythologische Kommunikation dazu geeignet ist, in den von Michel Foucault postulierten allgegenwärtigen Machtbeziehungen als Instrument zu funktionieren.⁴³³

3.3.2. *Mythen im massenmedialen Diskurs:*

Dörners Ansatz und die Konzentration auf elektronische Massenmedien schließlich bringen uns zu einem Verständnis von „Mythos“ und seinen kulturellen und kommunikativen Rahmenbedingungen. Allen voran formulieren Hartley und Fiske wie folgt:

Myth is generally understood to be a form of narrative that is shared amongst members of a traditional community or culture. In communication studies myth is understood as a means of disguising or masking ambiguities within a culture, and to certain extent its role can be understood as ideological.⁴³⁴

In *Reading Television* verweisen beide auf den Literatur- und Kulturkritiker Roland Barthes. Dieser unterscheidet bei Zeichen – geschriebenen wie auch visuellen - allgemein zwei Funktionen: die mythologische und die Konnotationsfunktion. Für uns besonders relevant ist an dieser Stelle der mythologische Aspekt: In dem Moment, in dem ein Zeichen über den konkreten Verweisungsgegenstand hinaus mit kulturell definierten Inhalten wie kulturell genormten Rollenerwartungen aufgeladen wird, mutiert es vom Zeichen zum Bezeichnenden jener mit ihm verbundenen Werte. Es transzendiert somit seine ursprüngliche Bedeutungsebene erster Ordnung. Das Cluster von kulturellen Bedeutungen auf der zweiten Ebene nennt Barthes - wie oben angedeutet - Mythos. Er wirkt entpolitisierend: „Der Mythos ist weder eine Lüge noch ein Geständnis. Er ist eine

⁴³² Vgl. Edelman (1971), S. 53 – 56.

⁴³³ Vgl. Dörner (1996), S. 53 – 55, 57.

⁴³⁴ Hartley (2002³), S. 153.

Abwandlung.⁴³⁵ Ein spezifisches Zeichen – so auch das Bild eines Politikers – vermag also eine ganze Kette von Assoziationen in Gang zu setzen, die ihren Ursprung in den Werten des kulturellen Empfängerkollektivs hat; es wirkt somit metonymisch: Ein Teil steht für ein übergeordnetes Ganzes.

Die elektronischen Medien tragen dieser Mythenbildung durch ihre Dynamik Rechnung. Vorgefasste Mythen und mythologisierte Personen werden beständig zur Vermittlung komplexer Informationen wiederholt, da durch einige aufgewertete Bilder ein ganzes Bedeutungsgeflecht vorausgesetzt werden kann und nicht jedes Mal neu erklärt zu werden braucht. Dadurch sehen sich Mythen einem Test ihrer Validität ausgesetzt. Nur wenn sie auf Dauer kulturelle Wertvorstellungen zu versinnbildlichen vermögen, ist ihr Einsatz in den Medien effektiv. Ändern sich die Werte, und die Mythen präsentieren ein veraltetes Gesellschaftsbild, wird die durch sie transportierte Nachricht abgewertet.⁴³⁶ An diesem Punkt findet ein Wechsel in der Rollenerwartung der Bevölkerung statt und somit auch ein Wechsel der von prominenten Politikern zu verkörpernden Rolle.

3.3.3. *Das Rollenrepertoire, oder: „Wie macht man sich zu dem, der man sein will?“⁴³⁷*

3.3.3.1. Der Held

Die klassischste aller zu verkörpernder Rollen ist wohl die des Helden.⁴³⁸ Beliebt ist sie bei jedem, egal, ob er sie überzeugend zu spielen vermag oder nicht. Der

⁴³⁵ Röll, Franz-Josef (2002): Krieg der Zeichen. Zur Symbolik des Attentats am 11. September. in: Schicha, Christian/Brosda, Carsten (Hrsg.): Medien und Terrorismus. Reaktionen auf den 11. September 2001. Münster/Hamburg/London: LIT, S. 119.

⁴³⁶ Vgl. Fiske/Hartley (2003²), S. 26 – 29, 31 – 33. Zu detaillierteren Ausführungen zu den Thesen Barthes sei verwiesen auf Barthes, Roland (1968): Elements of Semiology. London: Cape und Barthes, Roland (1973): Mythologies. London: Paladin.

⁴³⁷ Vgl. Kugler, Christine/Kurt, Roland (2000): Inszenierungsformen von Glaubwürdigkeit. Politiker zwischen Ästhetisierung und Alltagspragmatik. in: Fischer-Lichte, Erika/Pflug, Isabel (Hrsg.): Inszenierung von Authentizität. Tübingen/Basel: Francke, S. 149.

⁴³⁸ Für die Rolle des Helden wie auch für die anderen Rollenmuster gilt eine weitgehende Fixierung auf männliche Verantwortungsträger. Schwartzberg weist darauf hin, dass für weibliche Politik andere Spielregeln gelten und sie sich Variationen der klassischen „männlichen“ Rollen zueigen machen müssen, um erfolgreich zu sein. Teil eines weiblichen Rollenverhaltens scheint die weitgehende Annäherung an das der männlichen Kollegen mit eigener Akzentsetzung zu sein. Eine veritable Gegenkultur weiblichen Rollenverhaltens in der Politik scheint bis auf weiteres aufgrund einer fehlenden kritischen Masse von hochrangigen Politikerinnen nicht zu erwarten zu sein. Von vornherein schließt Schwartzberg die Rollen der charmanten oder durchschnittlichen Politikerin als unpraktikabel aus, denn schließlich ist eine übertriebene Laszivität einer verantwortungsvollen Politikerin genauso wenig zuträglich wie das Image einer Durchschnittsperson, was in sich widersinnig ist, da jede Frau, die sich in die administrative Elite vorgearbeitet hat, dem Status der Durchschnittlichkeit im Vergleich

Heldentyp hat ebenso Eigenschaften einer quasi-religiösen Erlöserfigur, der nicht als *primus inter pares* auftritt, sondern sich seines Sonderstatus zwischen den Menschen wohl bewusst ist. Er ist der Prophet und der Führer mit Visionen und versinnbildlicht somit das, was Weber einst den „charismatischen Führungsstil“ nannte, denn in letzter Instanz – so Weber – werde die Person politisch monopolisiert und sei nicht mehr reiner Bürokrat: Das Charisma allein wirke legitimierend.⁴³⁹ Der Held ist somit dem normalen Durchschnittsmenschen entrückt, und seine Macht ist es auch. Macht erhält somit etwas Transzendentes, das Kritik verwehrt. Entscheidend ist hierbei die Distanz zwischen Schauspiel und Beobachter, die für die Aufrechterhaltung der Aura des Helden notwendig ist. Abgemildert wird die Enthobenheit vom trivialen Alltag durch gelegentliche Ruhmesfeiern in der Form von Bädern in der Masse, innerhalb derer sich der Held seinen Gefolgsleuten medienwirksam näher bringt. In diesem Wechselspiel von Nähe und Distanz liegt das Erfolgsrezept des Personenkultes, ebenso wie in der Aufrechterhaltung des Transzendenten. Politische Helden lieben das Schauspiel. Nicht zuletzt ist diese Rolle bei ego-zentrierten autokratischen Herrschern bis heute bleibt. Sie entspricht der eigenen Vorstellung von der Bedeutung des Selbst für die Menschen. Helden haben somit innerhalb entwickelter Gesellschaften ein Vakuum gefüllt, das der „Tod Gottes“ (Nietzsche) hinterlassen zu haben scheint und erfüllen somit auch (zivil-)religiöse Funktion. Ein Beispiel aus den USA für die Verkörperung des Helden war Franklin D. Roosevelt, der sein Land zuerst aus einer Wirtschaftskrise und dann in den Kampf gegen den Faschismus führte.

Nur selten überleben Helden sich selbst, es sei denn sie scheitern vor aller Augen an ihren Visionen, was ihre Fehlbarkeit sichtbar macht. Wenn sie stürzen, tun sie auch dies mit Dramatik und ebnen so den Weg für die nächste Heldengeneration ihrer politischen Erben. Dies ist jedoch eher die Ausnahme, denn nach dem Scheitern eines Helden oder der Beendigung der Krise, in der

zu ihren Geschlechtsgenossinnen entwachsen ist. Es bleiben somit nur die Rolle der „guten Mutter“, am besten in einem dem männlichen Regelstaat entgegengesetzten Sozialstaat, oder aber die der „nationalen Heldin“ mit aggressiv-fürsorglicher Ausprägung wie z. B. Indira Gandhi als politische Heroine Indiens dies verkörperte. Vgl. dazu Schwartzberg (1980), S. 97 – 107.

⁴³⁹ Vgl. Weber in Heins, Volker-Michael (1988): *Jenseits der Legitimation. Zur Politischen Theorie der Legitimation des Staates*. Braunschweig: o. V., S. 55.

seine Erscheinung von den Menschen gewünscht wird, besteht Bedarf an einer neuen politischen Rolle, die dem Helden diametral gegenübersteht.⁴⁴⁰

3.3.3.2. Der Jedermann

Mit den Präsidenten Truman und später Gerald Ford kam auch in den USA die Zeit des *nice guy next door*. Der scheinbare Mittelstandsamerikaner glänzte durch das Bild politisch-kulturell konforme Bild der Normalität, das ihn seiner Wählerschaft stets nahe brachte. Normalität – oft bis zu Banalität überstrapaziert – und gleichzeitig gepaart mit dem Eingeständnis kleinerer Schwächen wird hier zur Führungsmaxime. Es gibt dies dem kleinen Bürger auf der Straße das Gefühl, dass auch jemand wie er über die „großen Tiere“ der Politik triumphieren kann, was für ein außerordentlich hohes Identifikationspotential sorgt.

Obwohl die Durchschnittstypen von Land zu Land unterschiedlich sind, so ist ihnen doch das Anti-Patrizierhafte gemeinsam. Allerdings – so in den USA – ist das „Durchschnittliche“ oft nur ein Konstrukt, denn allein die Möglichkeit, Präsident zu werden setzt die faktische Überdurchschnittlichkeit der eigenen Person oder des eigenen Stammbaums voraus.

Doch auch diese Rolle überlebt sich in dem Moment, in dem die Durchschnittlichkeit zur Langeweile ausartet, denn wahre Banalität darf nur gespielt sein, aber niemals ein essentieller Wesenszug der Person selbst sein. Versagt diese Illusion der Einfachheit, beginnt das Wahlvolk sich wieder nach etwas mehr Glamour zu sehen, ohne aber den Heldenpathos zurückzuwünschen. Es wird Zeit für etwas Anbetungswürdiges ohne einen nationalen Notstand, der einen dazu zwingt, sich um die Standarte des präsidentiellen Helden zu scharen. In den USA kam diese Zeit beispielsweise mit der Präsidentschaft J. F. Kennedys.⁴⁴¹

3.3.3.3. Der Charmeur

Der Charmeur rebelliert gegen das Althergebrachte und den verstaubten Stil seiner Vorgänger. Er ist nicht nur politische Führungspersönlichkeit mit Schlag bei Frauen, sondern auch Bruder, dandyhafter Lebemann, jung und dynamisch. Eine solche Rollenerwartung durch die Bevölkerung gedeiht besonders in einem

⁴⁴⁰ Vg. ebd., S. 21 – 23, 25 – 27, 36/37, 49/50.

⁴⁴¹ Vgl. ebd., S. 51/52, 54, 63, 68.

Klima des Jugendwahns und einer *lifestyle*-zentrierten Medien- und Konsumwelt, in der ein schöner Schein dem schönen Sein mindestens gleichrangig gegenübersteht. Eine elitäre Ausbildung ist - anders als beim Jedermann - kein Makel, sondern Voraussetzung für den Aufstieg in die administrative Elite, um dort als „neuer Mandarin“ (Chomsky) zu fungieren.⁴⁴² Gleichzeitig pflegt der Charmeur aber einen Lebensstil, um den er von vielen beneidet wird, gibt sich aber dennoch kompetent bescheiden und wandelt somit auf einem schmalen Grat zwischen Dandyismus und Egalitarismus, zwischen Held und Jedermann, zwischen Patrizier und Playboy. Es verwundert nicht, dass dieser Führungstypus besonders im Medienzeitalter beliebt geworden ist, das durch die Übertragung auch noch so unbedeutender Details aus dem Privatleben der Politiker die Menschen an deren Lebensstil teilhaben lässt, besonders wenn man selbst im Durchschnittsdasein verhaftet ist. Die derzeitige Popularität des Bundesverteidigungsministers Karl-Theodor zu Guttenberg mag als weiteres Beispiel dienen.

Aber auch diese Rolle nutzt sich jedoch ab, wenn der moderne Lebemann den Inhalt seiner politischen Botschaft vernachlässigt, oder aber das Publikum es müde ist, seine Durchschnittlichkeit vor Augen geführt zu bekommen. Vom bruderhaften Dandy wendet man sich hin zur wohl ältesten Autoritätsfigur des Menschen.⁴⁴³

3.3.3.4. Der Vater der Nation

Der Vater als ultimative Identifikations- und Autoritätsfigur ist sowohl in Philosophie als auch in Theologie und Psychologie schon lange eine Konstante. Innerhalb des politischen Rollenverhaltens existiert er entweder als nationaler Beschützer mit heroischen Anklängen oder aber als weiser Führer oder politisches Über-Ich, der seine Schutzbefohlenen sicher durch Krisen manövriert. Dabei neigt diese Vaterfigur in ihrem Führungsstil zu einer Zentralisierung autoritärer Befugnisse, weswegen auch die Psychologie väterliche Ordnungen oft mit Zwang verbindet. Alles in allem führt dies zu einem delegationsaversen und harten Führungsstil. Ein als legitim erachteter Vater hat in seinem politischen Handeln quasi eine Blankovollmacht aufgrund seiner autoritativen Stellung, solange sie in der Politischen Kultur eines Landes verortet ist. Doch genauso wie die Psy-

⁴⁴² Vgl. Chomsky, der zitiert wird in Schwarzenberg (1980), S. 70.

⁴⁴³ Vgl. ebd., S. 69 – 71, 73 – 76, 80, 87.

chologie die Revolte gegen den Vater durch den Sohn kennt, so ist heute das Ende rein väterlichen Rollenverhaltens gekommen, das mit einer generellen Entwertung des Alters in den westlichen, jugendfixierten Gesellschaften einhergeht. Somit erleben die übrigen Rollentypen – besonders Held und Charmeur oder aber väterliche Mischformen – einen Aufschwung.⁴⁴⁴

3.3.3.5. „Die Mischung macht’s“: Der moderne Rollenmix

In seiner extremsten Form kann das Ausfüllen einer bestimmten Rolle dazu führen, dass die entsprechende Person zu einem *symbolic type* – zu einem populärkulturellen Archetypen – wird. Möglich scheint dies allerdings in Bereichen außerhalb der Politik, z. B. in Wissenschaft, Sport und Kultur, zu sein.⁴⁴⁵

In den Schriften Schwarzenbergs hingegen wird zwar relativ schnell deutlich, dass er die einzelnen Rollentypen des „Polittheaters“ als voneinander abgegrenzt und nur zu einer bestimmten Zeit als gültig oder auf eine Person fixiert begreift, aber diese Zeiten sind spätestens mit der Ankunft moderner und flexibler Wahlkampfstrategien und PR-Berater vorbei. Mittlerweile kommt es auf den richtigen Mix aller möglichen Rollen an, wobei unter bestimmten Umständen Schwerpunkte gesetzt werden müssen oder auch dem „schauspielerischen“ Potential des Kandidaten Rechnung getragen werden muss. Der permanente Fokus auf nur einen Rollentypus über eine längere Zeit ist aufgrund der Möglichen rasanten Wandels der öffentlichen Meinung im Referenzrahmen massenmedialer Kommunikation nicht mehr praktikabel. Glaubwürdigkeit steht im Vordergrund, wenn das Rollenspiel nicht als solches erkannt und in die Lächerlichkeit herabsinken soll.⁴⁴⁶ Kugler und Kurt prägen dafür das treffende Bild der zwei Waagschalen, nämlich der „Pragmatik-Waagschale“ mit den Erwartungen der Gesellschaft und der „Theatralitäts-Waagschale“ mit den Gestaltungsmitteln der Medienpolitik. Wird die Imbalance zu groß, dekonstruieren sich die Politikerrollen selbst, und im dadurch entfachten Sturm der öffentlichen Entrüstung ist auch

⁴⁴⁴ Vgl. ebd., S. 88 – 92, 94 – 96.

⁴⁴⁵ Grathoff nennt hier Einstein als Beispiel eines globalen symbolischen Typus in Grathoff, Richard (2002): *Symbolic Types in Political Action: A Phenomenological Perspective on Symbols, Powers and Politics*. in: Hałas, Elżbieta (Hrsg.): *Symbols, Power and Politics*. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 38/39.

⁴⁴⁶ Vgl. Gleim-Egg, Heidrun (1995): *Kommunikative Problembewältigung in Staat und Privatwirtschaft*. Speyer: Forschungsinstitut für öffentliche Verwaltung, S. 80 – 84.

pragmatische Sachpolitik nicht mehr möglich.⁴⁴⁷ Es geht somit um eine nachhaltige, integrative „autobiographische Performance“⁴⁴⁸ der Politiker, unterstützt durch ihre Berater.

3.4. Alternatives Rollenverständnis von Politikern

Ergänzend zu Schwarzenbergs Rollenbeschreibungen für Politiker sei hier auf einen alternativen Ansatz de Maizières verwiesen, der die Rollen einteilt auf der Grundlage inwieweit und in welcher Weise Politiker am symbol-politischen Prozess teilnehmen. Es handelt sich hierbei eher um Rollen, die der Natur der Person im Hinblick auf ihre Verbundenheit zu den Medien einer Mediendemokratie entsprechen und die in der Art ihrer Öffentlichkeitsarbeit ebenfalls gewisse Rollenbedürfnisse erfüllen. De Maizière unterscheidet hierbei

- a) den **unsichtbaren Politiker**, den „Aktenhengst“, der gelegentlich auf Empfängen Reden hält, dessen eigentliches Kerngeschäft sich aber in seinem Büro oder in Ausschüssen vollzieht und sich deswegen nicht zur Visualisierung anbietet;
- b) den **output-Politiker**, der beobachtet, zuhört und sich mit seinem Presschef berät, bevor er vor die Medientritt, um den aus dem *input* destillierten politischen *output* zu vermitteln;
- c) den **zeitbezogenen Politiker**, der ein Fachmann in Bezug auf das Timing seiner Aussagen und Presseäußerungen ist und nach dem Zeitplan der Medien lebt und arbeitet;
- d) den **Sprechblasen-Politiker**, der mit hohlen Phrasen der Selbstbestätigung auf (zuweilen ebenfalls hohle) Fragen von Journalisten in Situation reagiert, in der keine Informationen herausgegeben werden sollen, aber ein Pressauftritt dennoch unvermeidlich ist;
- e) den **provokativen Politiker** als Pendant zum Enthüllungsjournalisten, der für die Vermittlung von brandheißen Neuigkeiten verantwortlich ist, auch wenn er sie selbst an die Medien lanciert hat;
- f) den **symbolhaften Politiker**, welcher ein Gespür für den Moment hat und seine Inhalte durch Gesten zu verstärken weiß, oder aber – in negativer Form – nur noch Betroffenheit erzeugt, um die Inhalte oder deren Fehlen zu überdecken;
- g) den **inszenierten Politiker**, der sich und sein Umfeld in die Medien bringt zur Erhöhung der Popularität;

⁴⁴⁷ Vgl. Kugler/Kurt (2000), S. 154/155.

⁴⁴⁸ Fischer-Lichte, Erika (2000): Inszenierung von Selbst? Zur autobiographischen Performance. in: Fischer-Lichte, Erika/Pflug, Isabel (Hrsg.): Inszenierung von Authentizität. Tübingen/Basel: A. Francke, S. 70 und Kugler, Christine (1998): „Die staatsmännische Performance“ – Mediale Öffentlichkeit und politische Inszenierungen in modernen Politiksendungen. in: Göttlich, Udo/Nieland, Jörg-Uwe/Schatz, Heribert (Hrsg.): Kommunikation im Wandel. Zur Theatralität der Medien. Köln: Herbert von Halem, S. 154 – 157, 163 – 165.

- h) der **journalistische/politisierende Politiker**, welcher Talkshows moderiert und Preise verleiht, während der Journalist die Politik zu erklären versucht, meist aber bei der Lebensbeschreibung der Politiker verharrt;⁴⁴⁹
- i) der **Macht-Politiker**, der auf dem (gefährlichen) Grat zwischen Macht ohne Inhalt oder aber ergebnislose Inhalte aufgrund des Fehlens von Macht balanciert. Schaupolitiker neigen logischerweise zum ersten Extrem; und schließlich
- j) der **saubere Politiker**, welcher kein typischer Vertreter seines Berufsstandes ist, zumindest nach den Maßstäben der Medien, weil er weiß, dass sein Leben transparenter ist als das anderer Menschen und er deswegen Integrität ausstrahlen muss.⁴⁵⁰

4. Kritik am Konzept der Symbolischen Politik

Die Kritik am Konzept der Symbolischen Politik scheint offensichtlich, obwohl sie ein funktional notwendiger *output* politischen Handelns ist: Die Politik versucht bewusst, den Bürger über ihre wahren Motive und Entscheidungen zu täuschen, um sich der Aufmerksamkeit und nachhaltigen Popularität zu versichern und bedient damit gleichzeitig die Bedürfnisse nach Neuigkeiten, welches von Seiten der Medien an sie herangetragen wird. Doch so einfach ist es nicht. Man könnte sagen: „Die politische Substanz schlägt zurück.“⁴⁵¹ Manch einer mag Auflösungstendenzen bezüglich politischer Inhalte beklagen, weil sie die politischen Eliten nur mehr auf ihre Selbstdarstellung in den Medien konzentrieren, so dass die „echte Arbeit“ liegen bleibt. Auch die Opposition, die *qua* Amt eher auf rituelle Kritik in den Medien ausgelegt ist, kann nicht mehr den Blick hinter die Kulissen ermöglichen.

Politik in der Demokratie wird solange funktionieren, wie es medienabgewandte Kulissen gibt, hinter denen sich Realpolitik abspielen kann, egal wie viel Zeit und Energie auf das Polittheater vor den medialen Stellwänden verwendet wird. Inszeniert wird eben nur der Schein, nicht das Sein, um die Terminologie von Meyer zu verwenden. Wahre Inhalte können weiterhin geschaffen wer-

⁴⁴⁹ Vgl. auch Reinemann, Carsten/Wilke, Jürgen (2003): Journalisten oder politische Akteure? Wer prägt die Bewertung von Kanzlerkandidaten in der Wahlkampfberichterstattung. in: Donsbach, Wolfgang/Jandura, Olaf (Hrsg.): Chancen und Gefahren der Mediendemokratie. Konstanz: UVK, S. 188 und Schultz, Tanjev (2003): Journalisten als politische Experten. Personelle, thematische und argumentative Muster des „Presseclubs“. in: Donsbach, Wolfgang/Jandura, Olaf (Hrsg.): Chancen und Gefahren der Mediendemokratie. Konstanz: UVK, S. 246 – 249.

⁴⁵⁰ Vgl. De Maizière, Thomas (2003): Politiker in der Mediendemokratie. in: Donsbach, Wolfgang/Jandura, Olaf (Hrsg.): Chancen und Gefahren der Mediendemokratie. Konstanz: UVK, S. 40 – 45.

⁴⁵¹ Vgl. ebd., S. 45.

den. Allerdings entsteht eine „Legitimationslücke“⁴⁵², da der Wähler nur auf die Darstellungspolitik blicken kann, nicht aber auf die Entscheidungspolitik, für die er den Eliten eben auch sein Mandat erteilt hat. Sollten die politischen Scherkräfte zu groß werden, bricht die Kulisse zusammen, und auch ein noch so geschickter Medienkanzler/eine noch so geschickte Medienkanzlerin vermag sie nicht zusammenzuhalten, wenn der Druck der Sachzwänge zu groß wird. Es ist an diesem Punkt, dass das Beteiligungssurrogat, mit dem sich der Wähler ansonsten zufrieden gibt, welches er sogar benötigt, sich gegen die politischen Eliten kehrt, und zwar schnell und unvermittelt. Was gestern noch ein legitimes Stilmittel war, wird binnen Tagesfrist zu einem weiteren Schritt in Richtung steigender Partei- und Politikerverdrossenheit.⁴⁵³

Das deutsche politische System hat hierbei den Vorteil der arbeitsparlamentarischen Ausprägung. Anders als in Großbritannien mit seinem Redeparlament und den USA, wo die personelle Zuspitzung auf die Figur des Präsidenten trotz postulierter oppositioneller Partnerschaft zuweilen die Wichtigkeit des Kongresses überstrahlt, bleiben realpolitische Diskussions- und Entscheidungsprozesse in Deutschland oftmals unbeachtet, weil sich Plenums- und Ausschussdebatten schwerlich inszenieren lassen und auch medientechnisch nur sehr selten interessant sind. Der Mediendruck vermindert sich und schafft Raum für echte Politik zum Wohle des Gemeinwesens. Die Medien mögen sich gewisse politische Teilbereiche zur Visualisierung angeeignet haben, aber eben noch nicht die gesamte Politik. Die Ausweitung der Politischen Medialisierung muss somit mit einer Ausweitung des bereits eroberten Bereiches einhergehen, da der Rest inszenierungsresistent ist. Es erklärt sich dies im Widerstreit zwischen „repräsentativer“ und „präsentativer“ Demokratie⁴⁵⁴, wobei die präsentative Demokratie noch nicht die Oberhand gewonnen hat. Dennoch ist dies aus systemfunktionalen Gründen teilweise notwendig, denn politische Teilbereiche, die nicht visualisiert und medialisieren sind, finden auf der öffentlichen *agora* nicht statt.⁴⁵⁵ Die geleistete Arbeit wird nicht wahrgenommen, nicht gewürdigt und somit bei der öffent-

⁴⁵² Oberreuter, Heinrich (2001): Image statt Inhalt? Möglichkeiten und Grenzen inszenierter Politik. in: Deppenheuer, Otto (Hrsg.): Öffentlichkeit und Vertraulichkeit. Theorie und Praxis der politischen Kommunikation. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 156.

⁴⁵³ Vgl. Holtz-Bacha (1998), S. 33/34.

⁴⁵⁴ Vgl. Oberreuter (2001), S. 156.

⁴⁵⁵ Siehe auch Kamps (1999), S. 55 und Rickenbacher (1995), S. 117.

lichen Bewertung von Politik nicht miteinbezogen; die Verteidigung der Sachpolitik hat ihren Preis in der Form von fehlender öffentlicher Aufmerksamkeit, Akzeptanz und – letztendlich – fehlender Legitimation durch den Souverän, egal, wie erfolgreich die Legislative im Inneren auch agiert.

Es muss somit eine gute Balance gefunden werden, um einerseits das innere Funktionieren und andererseits den äußeren Eindruck des politischen Systems zu sichern, denn ansonsten wird das Gesamtsystem diesem Spannungsverhältnis zerbrechen.⁴⁵⁶

5. Zwischenfazit zu Kapitel VIII

Murray Edelman – dem Vater der Symbolischen Politikforschung – verdanken wir die ersten systematischen Ansätze innerhalb dieses Forschungsfeldes. Der Stil Edelmanns ist dabei sehr eklektisch bzw. zumeist multi-, gelegentlich auch fruchtbar interdisziplinär. Nach Edelman sehen wir auf zwei Politikebenen: den realpolitischen Instrumenten einerseits und ihrer expressiv-symbolischen Wirkung in Hinsicht auf gesellschaftliche Deutungsangebote andererseits. Hierbei verhalten sich symbolische Wirkung und realpolitische Valenz nicht notwendigerweise proportional zueinander. Da die „politischen Hinterzimmer“ für den normalen Bürger tabu sind, erfahren wir Politik hauptsächlich durch ihre mediale Darstellung, die somit an Wichtigkeit gewinnt. Vor dem Hintergrund der Interpenetration von Medien und Politik ist die Sichtbarmachung von Politik für jedermann nicht mehr nur notwendiges Übel, um das Wahlvolk informiert zu halten, sondern nimmt zuweilen sogar die erste Priorität eines Politikers ein, weswegen der Anteil realpolitischer Aktionen sinkt. Obwohl somit Symbolische Politik Ausfluss medialer, objektiver Notwendigkeiten zu sein scheint⁴⁵⁷, bewertet Edelman dieser eher kritisch.

Aus Sarcinellis Perspektive ist Symbolische Politik nicht medienkompatibler Stellvertreter politischer Gegenstände, sondern lediglich ein medientaugliches Vehikel, welches eine Ersatzrealität abbildet, die regressiv, nomisch und affektiv auf den Rezipienten wirkt. Themen werden dabei abseits realer Erfordernisse – teilweise auch, um diese zu kaschieren – gezielt durch das Mediensystem in das Gesamtsystem induziert, um Scheindiskussionen über Wertekonflikte und Fun-

⁴⁵⁶ Vgl. Oberreuter (2001), S. 157.

⁴⁵⁷ Vgl. ebd., S. 147 – 149.

damentalalternativen anzustoßen, die das System stabilisieren, indem sie rohe Veränderungskräfte kanalisieren. Hierzu erfolgt eine Reduktion auf dualistische Binärcodes, die polarisierend wirken. Ötsch fasst dies plakativ zusammen durch: „Predigen Sie etwas Einfaches.“⁴⁵⁸

Der effektive Gestaltungsspielraum erfordert diese Art der Symbolischen Politik als Problemlösungssurrogat. Sarcinelli ist hierbei Realist. Die medial präsenteste Strategie ist die der rituellen Verdichtung durch Personalisierung, gepaart mit ritueller Redundanz der Medienberichterstattung, was durch Selbstüberhöhung integrativ-mobilisierend auf das eigene und konfrontativ-mobilisierend auf das „andere“ Kollektiv wird, so dass zwei Personalikonen aufeinander treffen und das politische Situationsumfeld gestalten können, ohne den *status quo* für beide Kollektive nachhaltig zu gefährden.

Eine reine Kritik der politischen Sphäre für ihre Verwendung symbolpolitischer Mechanismen griffe nach Sarcinelli zu kurz, da die Massenmedien mit ihren Ansprüchen an Informationen dabei ebenfalls konstitutiv wirken, was auf der Symbiose von politischer und medialer Sphäre beruht. Die Medien bedienen dabei sowohl das politische Bedürfnis nach Publizität wie auch durch die phänotypische Präsentation von Politik das Bedürfnis des Bürgers nach politischer Scheinteilhabe als symbolische Ersatzbefriedigung.

Dass sich die von Edelman und Sarcinelli dargestellten Sachverhalte nicht nur in Wahlkämpfen wiederfinden, die ja generell politisch-kommunikative Ausnahmesituationen darstellen, verdeutlichen u. a. Dörner und Schwartzberg, die eine weitere Perspektive zu symbol-politischen Mechanismen einnehmen, nämlich die mythologisch-rituelle.

⁴⁵⁸ Ötsch, Walter (2000): Haider Light. Handbuch für Demagogie. Wien: Czernin, S. 13.

VII. Politische Kultur: Eine Annäherung

Sie [Politische Kultur] ist subjektiv und objektiv, innerlich und äußerlich. Sie ist ein Sinngefüge und ein Zeichensystem. Sie manifestiert sich als „Weltbild“ und „ungeschriebene Verfassung“. [...] Sie besteht aus kognitiven, normativen und ästhetischen Maßstäben, die affektiv oder rein verstandesmäßig verankert sein können. Sie ist ein vorgefundenes historisches Produkt, das jedoch einer ständigen Praxis bedarf, wenn es überleben und sich entwickeln will.⁴⁵⁹

- Karl Rohe (1994): *Politische Kultur* -

Synopsis:

Auf Politische Kultur wurde schon oft im Rahmen dieser Schrift verwiesen. In diesem Teil der Arbeit soll nun ein Überblick über grundlegende Theorien der Politischen Kultur gegeben werden. Ausgehend von analytischen Grundlagen und dem Versuch einer integrativen Definition des Begriffes „Politische Kultur“, werden sowohl klassische als auch neuere Forschungsansätze des *cultural turn* – insbesondere unter Berücksichtigung der Kulturwissenschaften – diskutiert und zur Aufstellung einer Arbeitsdefinition herangezogen.

1. Politische Kultur: Versuch einer integrativen Definition

1.1. Historische Gemeinsamkeiten:

Der Vorwurf, der Begriff der Politischen Kultur zerfasere zunehmend, sobald man ihn zu fassen versuche und sei deswegen nicht reflexiv genug, was seine theoretische Fundiertheit angehe, basiert wohl vor allem auf einer fehlenden allgemeinverbindlichen Definition.⁴⁶⁰ Angesichts der Entstehungsgeschichte der Politischen Kulturforschung, die in einer deutsch-amerikanischen Zusammenarbeit ihren Ausgang nahm, mutet dies fast schon seltsam an, da die allgemeine Zielvorgabe von Anfang an klar war. Der „Sonderfall Deutschland“, also der Zusammenbruch der Weimarer Republik als in sich gut konstruiertem System und der Aufstieg des Nationalsozialismus hatten das Versagen klassischer politikwissenschaftlicher Theorien auf dramatische Weise veranschaulicht und machten somit die Suche nach neuen explikativen Ansätzen für radikale politische und soziale Veränderungen notwendig. Amerikanische Sozialforscher und deutsch-

⁴⁵⁹ Rohe, Karl (1994): Politische Kultur: Zum Verständnis eines theoretischen Konzepts. in: Niedermayer, Oskar/Beyme, Klaus von (Hrsg.): Politische Kultur in Ost- und Westdeutschland. Berlin: Akademie Verlag, S. 14 und Rüden, Jan Philipp von (2002): Politische Kultur in der Bundesrepublik Deutschland im Zeichen der Auflösung gesellschaftlicher Leitbilder. Berlin: Logos, S. 14. und Folke Schuppert (200): S. S. 3.

⁴⁶⁰ Vgl. Timmermann, Martina (2000): Die Macht kollektiver Denkmuster. Werte, Wandel und politische Kultur in den USA und Japan. Opladen: Leske + Budrich, S. 25.

stämmige Wissenschaftler im US-Exil waren geradezu besessen von dem Gedanken, die Resistenz anglo-amerikanischer Demokratien vor dem Hintergrund des demokratischen Verfalls in Deutschland zu erklären, was nur durch die Analyse abstrakter Einstellungen und mentaler Muster möglich schien.⁴⁶¹ Die bloße Etablierung eines „guten Regierungssystems“ allein, wie dies in der Weimarer Republik geschehen war, hatte den demokratischen Verfall nämlich nicht verhindern können.⁴⁶²

Erst im Jahre 2003 konstatierte Dirk Berg-Schlosser, einer der führenden Politischen Kulturforscher im deutschsprachigen Raum, eine neue, durch die Umbruchprozesse in Osteuropa inspirierte Blüte dieser politikwissenschaftlichen Disziplin auch durch die Durchdringung verwandter Disziplinen durch politisch-kulturelle Ansätze. Doch selbst jetzt noch, Jahrzehnte nach Almond und Verba vorsichtigen Gehversuchen, erscheint die Synthese von „Politik“ und „Kultur“ als veritabler Forschungsschwerpunkt nicht problemlos zu sein, was auch auf den unterschiedlichen Definitionen von „Kultur“ beruht. Berg-Schlosser weist auf das in den Kulturwissenschaften durchaus bekannte Problem des deutschen Verständnisses von „Kultur“ als Synonym für Hochkultur hin, während der angelsächsische Gebrauch desselben Terminus auf auf „Zivilisation“ im Sinne einer Konstruktionsmatrix gesellschaftlicher Kollektive verweist.⁴⁶³

⁴⁶¹ Vgl. Almond, Gabriel A. (1987): Politische Kultur-Forschung – Rückblick und Ausblick. in: Berg-Schlosser, Dirk/Schissler, Jakob (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Opladen: Wissenschaftlicher Verlag, S. 27/28. Für Details über die Entstehungsgeschichte der Politischen Kulturforschung siehe ebenso Berg-Schlosser, Dirk (1972): Politische Kultur. Eine neue Dimension politikwissenschaftlicher Analyse. München: Ernst Vögel, S. 37 – 45. Vgl. auch Timmermann (2000), S. 25 – 27 sowie Weil, Frederick D. (1994): Political Culture, Political Structure, and Democracy: The Case of Legitimation and Opposition Structure. in: Weil, Frederick D./Gautier, Mary (Hrsg.): Research on Democracy and Society. Vol. 2: Political Culture and Political Structure. Theoretical and Empirical Studies. Greenwich (Conn.)/London: Jai Press, S. 65/66. Jürgen Gebhardt führt die Fragmentierung des Politischen Kulturbegriffs u. a. auch auf die unterschiedlichen Forschungsdisziplinen zurück, die bei der Geburt Pate standen. Ganz allgemein handelte es sich um ein Produkt der sozialwissenschaftlich ausgerichteten theoretischen und methodischen Erneuerung der Politischen Wissenschaft zur Auffindung einer systematischen Theorie des politischen Lebens. Vgl. dazu Gebhardt, Jürgen (1987): Politische Kultur und Zivilreligion. in: Berg-Schlosser, Dirk/Schissler, Jakob (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 48/49.

⁴⁶² Vgl. Westle, Bettina (2010a): Das klassische Konzept der Politischen Kultur. In: Westle, Bettina/Gabriel, Oscar W. (Hrsg.): Politische Kultur. Eine Einführung. Baden-Baden: Nomos, S. 16.

⁴⁶³ Vgl. Berg-Schlosser, Dirk (2003): Erforschung der Politischen Kultur – Begriffe, Kontroversen, Forschungsstand. in: Breit, Gotthard (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Abkehr von der Vergangenheit – Hinwendung zur Demokratie. Schwalbach (Ts.): Wochenschau Verlag, S. 7.

1.2. Grundlegende analytische Annahmen:

Ungeachtet der enormen Ausdifferenzierung des Politischen Kulturmodells, liegen ihm einige Annahmen zugrunde, die im Wesentlichen auf die Systemansätze von Easton und Parson zurückgehen. Das „Gemeinschaftssystem“ bildet hierbei das Rahmengefüge für den zu analysierenden Sachverhalt. Politisch-kulturell erschließt sich dieses Subsystem in Begriffen wie „nationale Identität“ oder „Nationalbewusstsein“, was natürlich verallgemeinernd wirkt und nicht über einen natürlicherweise gegebenen Grad der subkulturellen Ausdifferenzierung hinwegtäuschen soll. Das „sozio-kulturelle System“ ist Ausdruck internalisierter, weitgehend unreflektiert übernommener Werteparameter, die oft religiöser oder philosophischer Herkunft sind. Es erstreckt sich von grundlegenden Meinungen, über Einstellungen bis hin zu systemstabilisierenden Werten.⁴⁶⁴ Gellner und Hammer sprechen hier von der subjektiven Dimension von Politik, die sich von der objektiven Dimension im Rahmen der *politics* abgrenzen lässt.⁴⁶⁵ Es sind dies z. B. Wertegerüste wie das „christliche Menschenbild“, „Freiheit“, „Gerechtigkeit“ etc. Die Integration dieser Werte in das politische System bildet die Basis für dessen Legitimität, denn ein System, welches kollektiven Grundwerten zuwiderläuft, ist nicht dauerhaft lebensfähig. In der Interdependenz von sozio-kulturellem und politischem System wird auch das politische Selbstverständnis des einzelnen Bürgers bezüglich seiner politischen Identität und seines politischen Rollenverständnisses und seiner potentiellen Partizipation geprägt, wobei Politische Kultur als solche eher ein Charakteristikum eines ganzen Kollektivs ist.⁴⁶⁶ Das „ökonomische System“ schließlich umfasst nicht nur die materiellen Grundlagen eines sozialen Kollektivs, sondern auch die damit verbundenen „weichen“ Komponenten, wie z. B. eine bestimmte, prävalente Arbeitseinstellung oder das Verständnis über Gerechtigkeit im Wertschöpfungsprozess. Es beeinflussen sich dabei die materiellen Erwartungen und Befriedigungen und deren Rückwirkung auf den *support* des politischen Systems, der bei fehlender materieller Sicherheit leicht schwinden kann, während der unfokussierte diffuse *sup-*

⁴⁶⁴ Vgl. Folke Schuppert (2008), S. 5.

⁴⁶⁵ Vgl. Gellner, Winand/Hammer, Eva-Maria (2010): Policyforschung. München: Oldenbourg, S. 13, 19 sowie Pickel, Susanne/Pickel, Gert (2006): Politische Kultur- und Demokratieforschung. Grundbegriffe, Theorie, Methoden. Eine Einführung. Wiesbaden: VS, S. 49.

⁴⁶⁶ Vgl. Westle (2010a), S. 1

port im sozio-kulturellen System ungekoppelt und somit relativ stabil ist.⁴⁶⁷ Endpunkt von konsensuellen Gemeinschaftsnormen, spezifischer ökonomischer Unterstützung und sozio-kulturellen Wertorientierungen ist das „Politische System“ als kanonisierte Erscheinungsform von politischen Regeln über den Verlauf politischer Konflikte und politischer Entscheidungsfindung. Rückkoppelnd auf die anderen Subsysteme wird das politische System dabei aufgrund seiner Steuerekapazität für das gesamte Umfeld in der Form von unterschiedlichen Politikfeldern (Wirtschaft, Bildung, Soziales etc.). Das nachhaltig reibungslose Zusammenwirken all jener subsystemischen Einflüsse und Rückkopplungseffekte bestimmt langfristig somit das Überleben des Gesamtsystems, welches seinerseits natürlich gewissen nationaler Grundcharakteristika unterliegt, so dass Parsons Analysemodell einer Adaption an den nationalen Untersuchungsgegenstand bedarf.⁴⁶⁸

1.3. Thematische Synthese:

Es wurden viele Versuche gemacht, die mannigfachen Theorien Politischer Kultur auf der Basis oben angeführter Grundannahmen in Kategorien einzuordnen, um sie zumindest ansatzweise operationalisierbar zu machen. So unterscheidet Gibbins zwischen psychologischen, soziologischen, objektiven, heuristischen und schließlich allgemein-ideologischen Ansätzen.⁴⁶⁹ Weiterhin kollidieren verschiedene Verständnisse von Politischer Kultur. Dörner und Rohe verweisen dabei auf die Konflikte zwischen dem normativen, alltagssprachlichen Gebrauch, dem speziellen Forschungsparadigma Almond und Verbas sowie schließlich neuerer Ansätze, die sich teilweise gegen Almond und Verbas Konzept und dessen Inkonsistenzen wenden.⁴⁷⁰ Ergebnis dieser Entwicklungen ist heute ein Verständnis von Politischer Kultur, dass sich zwischen den Extrema eines bloßen Sammelbegriffs diffuser akademischer Forschungsdisziplinen und einem sinnvollen interdis-

⁴⁶⁷ Vgl. Berg-Schlosser (2003), S. 10/11.

⁴⁶⁸ Vgl. ebd., S. 11.

⁴⁶⁹ Gibbins, John R. (1989): Contemporary Political Culture: An Introduction. in: Gibbins, John R. (Hrsg.): Contemporary Political Culture. Politics in a Postmodern Age. London/Newbury Park/New Delhi: Sage, S. 3.

⁴⁷⁰ Dörner, Andreas/Rohe, Karl (1991): Politische Sprache und Politische Kultur. Diachronkulturvergleichende Sprachanalysen am Beispiel von Großbritannien und Deutschland. in: Opp de Hint, Manfred/Latniak, Erich (Hrsg.): Sprache statt Politik? Politikwissenschaftliche Semantik- und Rhetorikforschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 39.

ziplinär-integrativem Konzept bewegt.⁴⁷¹ In der vorliegenden Schrift soll versucht werden, sich dem zweiten, idealtypischen Verständnis von Politischer Kultur als „subjektiver Dimension [...] politischer Systeme“⁴⁷² anzunähern.

Für diese Arbeit zielführender als die Einordnung diverser Spielarten Politischer Kulturforschung in ein starres Definitionsschema stellt sich deswegen auch der Ansatz Steven Brints dar, der wesentliche Gemeinsamkeiten all jener Forschungsvariationen zusammenfasst, auf die im Folgenden noch detaillierter eingegangen wird. Brint begreift Politische Kultur wie folgt:

If culture consists of the pictures in our heads that give meaning to the world and orient our actions in a particular direction, political culture consists of those mental pictures that are relevant to the holding and contestation of power in society. The subjects of political culture, therefore, are the subjects of politics - the framework of power, collective action, political acquiescence, debate, and opposition.⁴⁷³

Diese Definition akzeptiert Diversifikation eher, als dass sie sie kritisiert, und sie wird dem Politischen Kulturkonzept deshalb in besonderem Maße gerecht. Sie bezieht sich zum einen auf die Sitten und den Ethos eines Volkes und seiner politischen Führer sowie auf die Meinungsstrukturen der allgemeinen Öffentlichkeit oder einzelner Eliten und auch auf kollektive Symbole oder Symbolgefüge mit allgemeingültiger Aussagekraft. Zum anderen schließt sie auch Klassifikations- und Verständnismuster ein, mit denen sich die Machtverteilung innerhalb einer Gesellschaft verstehen lässt. Mag diese Definition auch fast zu weit erscheinen, um nützlich zu sein, so liegt ihre Stärke für die vorliegende Arbeit darin, dass sie keine Ansätze zur Erklärung Politischer Kultur und ihres symbolischen Ausdrucks ausschließt.

In Ergänzung zu Brint bleibt noch der Ausspruch Glenda M. Patricks, die das weite Konzept der Politischen Kultur folgendermaßen beschreibt:

⁴⁷¹ Vgl. Seck (1991), S. S. 18.

⁴⁷² Vgl. Berg-Schlösser (2003), S. 7 und Rapp, Wolfgang/Meyer, Gerd (2003): Einleitung: Themen und Thesen. in: Rapp, Wolfgang/Meyer, Gerd (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland – Herausforderungen und Perspektiven. Symposium zu Ehren von Erhard Eppler. Baden-Baden: Nomos, S. 11.

⁴⁷³ Brint, Steven (1994): Sociological Analysis of Political Culture: An Introduction and Assessment. in: Weil, Frederick D./Gautier, Mary (Hrsg.): Research on Democracy and Society. Vol. 2: Political Culture and Political Structure. Theoretical and Empirical Studies. Greenwich (Conn.)/London: Jai Press, S. 3.

[...] a set of fundamental beliefs, values and attitudes that characterize the nature of the political system and regulate the political actions among its members.⁴⁷⁴

Damit bietet sich eine Basis, auf der die Darstellung der bedeutendsten Theorien auf diesem Forschungsgebiet aufbauen kann.

1.4. Mögliche Analyseebenen:

Die Hauptströmungen der Politischen Kulturforschung, wie sie im Anschluss bei Almond verdeutlicht werden, bedienen und bedienen sich häufig eines verhaltenensorientierten Instrumentariums auf der Mikroebene des sozio-kulturellen Systems an, um von dort auf einer höheren Aggregationsebene auf das Phänomen der Politischen Kultur zu schließen, welches auf der Makroebene eines gesamten nationalen Kollektivs angesiedelt ist.⁴⁷⁵

Die Verknüpfung mehrerer Analyseebenen versuchten Anfang der 1990er Coleman und Esser zu leisten, was zu einem Modell führte, welches Berg-Schlosser lakonisch „Colemans Badewanne“⁴⁷⁶ nennt:

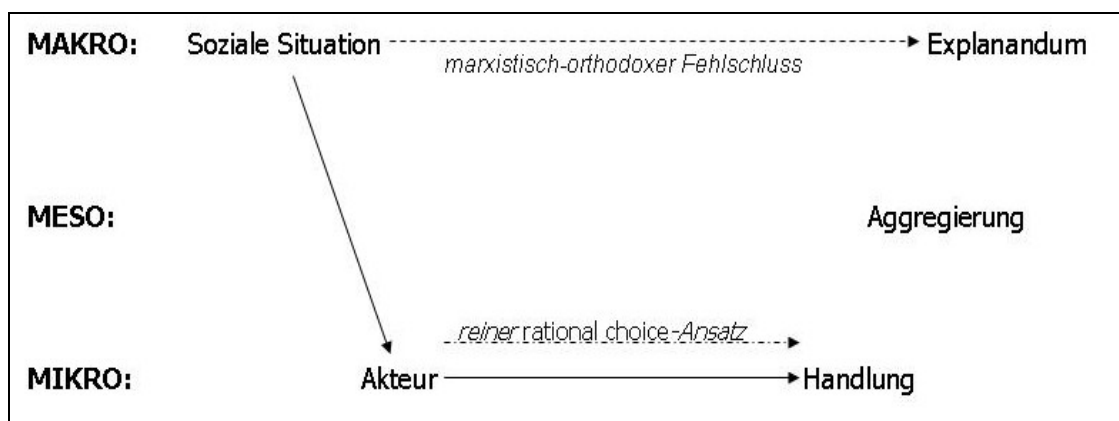


Abb. 2: Die „Colemansche Badewanne“ nach Coleman und Esser mit eigenen Ergänzungen⁴⁷⁷

Das Ziel dieses Modells ist es zu veranschaulichen, dass die soziale Grundsituation (makro) einschließlich historischer Bedingungen mit dem einzelnen Akteur und dessen Erwartungen, Vorlieben etc. (mikro) verknüpft ist. Um eine Erklärung für die Makroebene des politisch Sichtbaren (politische Entschei-

⁴⁷⁴ Patrick (1984), S. 297.

⁴⁷⁵ Vgl. Berg-Schlosser (2003), S. 12.

⁴⁷⁶ Vgl. ebd., S. 12.

⁴⁷⁷ Die Graphik orientiert sich an Berg-Schlossers Darstellung unter ebd., S. 12 und an der eigenen graphischen Hinzufügung der marxistisch-orthodoxen Dominanz der sozialen Situation bzw. der einseitigen Fehlinterpretation durch den *rational choice*-Ansatz (Nutzenmaximierung auf der Mikroebene), denen das obige Modell entgegenwirken soll. Beide Interpretationen betrachten die Ebenen getrennt und lassen Effekte auf der Mesoebene außer acht. Vgl. dazu ebd. S. 13 sowie Gellner/Hammer (2010), S. 19.

dungen etc.) zu bekommen, müssen die einzelnen Impulse jedoch auf der Me-soebene gebündelt werden, was durch politisch aktive Teilkollektive (Parteien usw.) in der Form von Wahlen geschieht.

Sind diese Zusammenhänge auch äußerst kontextabhängig, so – das bestätigt auch Berg-Schlosser – erweisen sich gewisse politisch-kulturelle Elemente als erstaunlich persistent und widerstandsfähig gegen Veränderungen.⁴⁷⁸ Wie diese Elemente einzuordnen sind, soll im Folgenden anhand mehrerer Ansätze der Politischen Kulturforschung beleuchtet werden.

2. Klassische Ansätze der Politischen Kulturforschung

2.1. Gabriel A. Almond:

Der erste Ansatz, an dem sich oben angeführte integrative Definition diskutieren lässt, ist der von Gabriel A. Almond, einem der Gründerväter der Politischen Kulturforschung. Als Ausgangspunkt soll folgende These dienen:

Every political system is embedded in a particular pattern of orientation to political actions. I have found it useful to refer to this as the "political culture".⁴⁷⁹

Almonds Zielsetzung im Rahmen der Politischen Kulturforschung, welches in den 1950ern noch ein fast vollständig neues Betätigungsfeld für Politikwissenschaftler war, ist die Erleichterung des systematischen Vergleichs politischer Systeme unter Verwendung soziologischer und anthropologischer Aspekte. Damit soll die erstaunliche Resistenz besonders des britischen und amerikanischen politischen Systems gegenüber den disruptiven Veränderungen des Zweiten Weltkrieges erklärt werden. Politische Kultur ist deshalb mit „normaler“ Kultur verwandt, aber keinesfalls deckungsgleich. Innerhalb dieses Rahmengerüges ist Almonds Verständnis von „Orientierung“ wichtig, welches er auf „psychological orientations“⁴⁸⁰ eingrenzt. Er versteht darunter die inneren, persönlichen Ansich-

⁴⁷⁸ Vgl. ebd., S. 13. Dieser Verbindung von Makro- und Mikroebene wirkt analytischen Fehlschlüssen sowohl marxistischer Denkschulen (direkte Verbindung von sozialer Situation zu politischer Entscheidung)

⁴⁷⁹ Almond, Gabriel A. (1956): Comparative Political Systems. in: Journal of Politics, Bd. 18. Malden: Blackwell, S. 396 und auch Pye, Lucian W. (1965): Introduction: Political Culture and Political Development. in: Pye, Lucian W./Verba, Sidney (Hrsg.): Political Culture and Political Development. Princeton: Princeton UP, S. 7. Für einen Abriss der Thesen Almonds siehe auch Bußhoff, Heinrich (1972): Zu einer Theorie des politischen Stils. Meisenheim am Glan: Anton Hain, S. 51 – 60.

⁴⁸⁰ Almond, Gabriel A./Verba, Sidney (1989): The Civic Culture. Political Attitudes and Democracy in Five Nations. Newbury Park/London/New Delhi: Sage, S. 13.

ten bezüglich eines Objektes oder eines Sinnzusammenhangs. Ihm erschließt sich die Vielfalt aller möglichen Orientierungen in drei Dimensionen, nämlich der kognitiven (Wissen), der affektiven (Gefühle) und der evaluativen Dimension (Werte).⁴⁸¹ Daraus destilliert Almond vier Idealtypen von politischen Systemen gemäß ihren politisch-kulturellen Eigenarten:

1. **Systeme mit einer anglo-amerikanischen, homogenen und säkularen Politischen Kultur**
2. **Systeme vorindustrieller Art mit einer heterogen-traditionellen, gemischten und westlich-rationalen Politischen Kultur**
3. **totalitäre Systeme mit einer künstlich homogenen, nichtkonsensualen, konformitätsorientierten und gleichgültigen Politischen Kultur**
4. **Systeme mit einer fragmentierten und vielfältigen kontinentaleuropäischen Politischen Kultur**⁴⁸²

Somit lässt sich die Politische Kultur einer Nation mit den Worten Almonds integrativ formulieren:

The political culture of a nation is the particular distribution of patterns of orientations toward political objects among the members of a nation.⁴⁸³

Für Almond ist Politische Kultur deshalb ein Bindeglied zwischen Individuum und politischem System. Vor diesem Hintergrund liefern die Ergebnisse von Almond und Verba bahnbrechender Vergleichsstudie zur Politischen Kultur in fünf Ländern, die 1963 veröffentlicht wurde, eine weitere Typologie von Ländern gemäß ihrer politisch-kulturellen Ausrichtung:

1. **Die *Parochialkultur* (*parochial political culture*) bezeichnet ein präpolitisches System, bei dem das eigene soziale Umfeld wichtiger ist als das politische System. Das Individuum steht der Politik gleichgültig gegenüber.**⁴⁸⁴
2. **Die *Untertanenkultur* (*subject political culture*) ist von einer bloßen Erwartungshaltung in Bezug auf den politischen Output gekennzeichnet.**

⁴⁸¹ Vgl. Almond/Verba (1989), S. 14; Rohe (1994), S. 5/6; Gibbins (1989), S. 7 sowie Beyme, Klaus von (1986⁶): Die politischen Theorien der Gegenwart. München/Zürich: Piper, S. 181. Almonds Ansätze greifen zurück auf die Thesen Max Webers und Talcot Parsons, was an den Begrifflichkeiten deutlich wird, die sich in Almonds Werken finden: „System“, „Interaktion“, „Rolle“, „pattern variables“ und „Orientierung“. Für unsere Zwecke soll aber eine allgemeine Darstellung seiner Thesen genügen. Timmermann (2000), S. 43/44. Für eine Definition von „Orientierung“ vgl. Almond/Verba (1989), S. 14 und Timmermann (2000), Fußnote Nr. 2, S. 44.

⁴⁸² Vgl. Timmermann (2000), S. 44 und Beyme (1986⁶), S. 181.

⁴⁸³ Almond/Verba (1989), S. 14.

⁴⁸⁴ Vgl. Almond/Verba (1989), S. 16/17 sowie Timmermann (2000), S. 45 und Pickel/Pickel (2006), S. 63.

net. Man ist sich zwar seiner politischen Rolle bewusst, zieht es jedoch vor, nicht zu partizipieren.⁴⁸⁵

- 3. Die *Partizipationskultur (participant political culture)* bezeichnet eine aktive Erwartungshaltung. Die Individuen sind überzeugt, politisch etwas beitragen zu können, und tun dies auch. Desweiteren erkennen sie die Legitimität der vorhandenen Institutionen an.⁴⁸⁶**

An dieser Stelle scheint es angezeigt zu sein, den zentralen Begriff von Almonds Thesen zur Politischen Kultur einzuführen, nämlich den der *civic culture*. Mit dieser „Zivil-“ bzw. „Bürgerkultur“ erweitern Almond und Verba die obige Typologisierung Politischer Kulturen um einen weiteren Idealtypus. Es handelt sich dabei um einen Typus, der Elemente aller anderen Politischen Kulturformen und in sich vereint und der annäherungsweise in Großbritannien (*deferential civic culture*⁴⁸⁷) und den USA (*participant civic culture*⁴⁸⁸) zu finden ist und dort für die außerordentliche Resistenz der nationalen Demokratien verantwortlich zeichnet. Er vereint Tradition mit passiver Akzeptanz des Staatshandelns und aktivem politischem Engagement sowie allgemeiner politischer Informiertheit.⁴⁸⁹

1987 fasste Almond noch einmal die wichtigsten Charakteristika Politischer Kultur zusammen:

- 1. Politische Kultur bezieht sich auf Muster subjektiver Orientierungen.**
- 2. Sie beinhaltet stets kognitive, affektive und evaluative Aspekte sowie Kenntnisse, Meinungen und Gefühle über Politik sowie politische Werthaltungen.**
- 3. Politische Kultur wird geprägt durch lebenslange Sozialisation, persönliche Erfahrungen, Medien und die Leistungen des umgebenden Gesamtsystems.**
- 4. Zwischen Politischer Kultur und politischem System besteht ein wechselseitiger Einfluss, aber keine völlige Determination.⁴⁹⁰**

⁴⁸⁵ Vgl. Almond/Verba (1989), S. 17/18 sowie Timmermann (2000), S. 45 sowie und Pickel/Pickel (2006), S. 63. Zu allen drei Typen siehe auch Berg-Schlösser (1972), S. 48 – 50.

⁴⁸⁶ Vgl. Almond/Verba (1989), S. 18/19 sowie Timmermann (2000), S. 45 und Pickel/Pickel (2006), S. 63/64.

⁴⁸⁷ Vgl. Almond/Verba (1989), S. 315 sowie Kavanagh, Dennis (1989): Political Culture in Great Britain: The Decline of the Civic Culture. in: Almond/Gabriel A./Verba, Sidney (Hrsg.): The Civic Culture Revisited. Newbury Park/London/New Delhi: Sage, S. 133/134.

⁴⁸⁸ Vgl. Almond/Verba (1989), S. 313 sowie Almond, Gabriel A. (1989): The Intellectual History of the Civic Culture Concept. in: Almond, Gabriel A./Verba, Sidney (Hrsg.): The Civic Culture Revisited. Newbury Park/London/New Delhi: Sage, S. 34.

⁴⁸⁹ Vgl. Almond/Verba (1989), S. 29/30 und Timmermann (2000), S. 45 sowie Berg-Schlösser (1972), S. 52.

⁴⁹⁰ Vgl. Almond (1987), S. 29 und Timmermann (2000), S. 46. Es wird deutlich, dass Almonds Ansatz – wie die seiner Nachfolger auch – auf Eastons Konzept der politischen Unter-

2.2. Sidney Verba:

Verbas Annäherung an das Phänomen „Politische Kultur“ ist ganz klar von der Vorstellung der Kontinuität von gegenwärtigem gesellschaftlichem Wandel und Vergangenheit geprägt.⁴⁹¹ Verbas allgemeine Definition von Politischer Kultur aus dem Jahre 1965 lautet:

The political culture of a society consists of the system of empirical beliefs, expressive symbols, and values which defines the situation in which political action takes place. It provides the subjective orientation to politics.⁴⁹²

Verbas Schwerpunkt liegt somit auf jenen Aspekten der Politischen Kultur, die für die Leistung des politischen Systems relevant sind, ohne andere einflussnehmende Größen außer acht lassen zu wollen.⁴⁹³ Dies macht Sinn, denn es ermöglicht eine thematische Fokussierung, um so den Einfluss der Politischen Kultur von anderen Faktoren trennen zu können. Für Verba liegt der spezielle Fokus auf „basic values, cognitions, and emotional commitments“.⁴⁹⁴ Später

stützung beruht, besonders in Hinblick auf die empirische Überprüfbarkeit diesbezüglicher, theoretischer Befunde. Zentral scheint hierbei die Unterscheidung zwischen „diffuser“ und „spezifischer Unterstützung“ zu sein. „Unterstützung“ wiederum ist die positive bzw. negative Orientierung eines Individuums gegenüber eines Objektes. Spezifische Unterstützung erwächst aus der Zufriedenheit des Individuums mit den realen *outputs* des politischen Systems (Gesetze, Transferleistungen etc.), während diffuse Unterstützung auf einer Zufriedenheit mit dem System als solchem fußt. Verlässt man die *output*-Ebene und wendet das Zufriedenheitskonzept auf die Objektebene des politischen Systems an, so zielt diffuser *support* sowohl auf die politische Gemeinschaft, auf das Vertrauen in das jeweilige Regime und seine Legitimität und auf die agierenden Autoritäten ab, während spezifischer *support* sich nur auf die Leistung der Autoritäten bezieht, womit der Bogen zu deren *output*-Leistung geschlagen wird. Weiterhin lässt sich diffuse Unterstützung in die Identifikation mit dem Objekt aufgrund seiner Verkörperung eigener Normen und Werte unterteilen, was Easton „Legitimität“ nennt, und der positiven Bewertung des systemischen *outputs* über eine längere Zeit, was zu einer Generalisierung des Systemnutzens führt und daraus resultierendem Vertrauen in das System führt. Logisch ergibt sich daraus eine hierarchische Folge sechs unterschiedlicher Unterstützungsformen, die unterschiedliche Wichtigkeit haben, was den Erhalt des politischen Systems haben: „Identifikation mit der politischen Gemeinschaft, Regime-Legitimität, Regime-Vertrauen, Autoritäten-Legitimität, Autoritäten-Vertrauen und Zufriedenheit mit den alltäglichen Outputs (spezifische Unterstützung)“. Fuchs leitet daraus zwei kritische Schwellen für die Regimestabilität ab, nämlich die zwischen spezifischer und diffuser Unterstützung und die zwischen diffuser Unterstützung der Autoritäten und diffusem *support* des Regimes. Manifestieren sich Unzufriedenheiten jenseits dieser Schwellen, ist die Regimepersistenz in Gefahr. Vgl. dazu und zu den kenntlichgemachten Zitaten innerhalb der Fußnote Fuchs, Dieter (1987): Trends politischer Unterstützung in der Bundesrepublik. in: Berg-Schlösser, Dirk/Schissler, Jakob (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 358 – 360. Siehe auch Maurer (2003), S. 17 – 22.

⁴⁹¹ Vgl. Verba, Sidney (1965): Comparative Political Culture. in: Pye, Lucian W./Verba, Sidney (Hrsg.): Political Culture and Political Development. Princeton: Princeton UP, S. 512.

⁴⁹² Ebd., S. 513.

⁴⁹³ Timmermann (2000), S. 46 und Verba (1965), S. 513/514, 518.

⁴⁹⁴ Vgl. Verba (1965), S. 515.

konkretisiert Verba dies als Einstellungen zu politischen Verhaltensmustern und nicht zu tatsächlichem politischem Handeln. Die Natur dieser Einstellungen reicht von empirischen Einstellungen über den aktuellen politischen Zustand bis hin zu Einstellungen in Bezug auf politische Ziele und deren Wünschbarkeit, wobei Verba stets die expressive und emotionale Dimension solcher Einstellungen betont. Die Menschen reagieren auf das, was sie wahrnehmen und wie sie ihre Wahrnehmungen interpretieren, ohne dass diese Wahrnehmungen zwangsläufig der Realität entsprechen müssen. Verba - im Gegensatz zu Almond - entkoppelt somit Politische Kultur von konkreten politischen Objekten und unterstreicht die Bedeutung allgemeiner kultureller Einstellungen.⁴⁹⁵

In Bezug auf die Analyse Politischer Kultur hebt Verba besonders den Wert von „primitive political beliefs“ als fundamentale und in der Regel unausgesprochene, politische Annahmen hervor. Er räumt ein, dass diese Basiseinstellungen im konkreten Fall vielleicht weniger aufschlussreich sein mögen als spezifische Orientierungen, aber nur sie ermöglichen die interkulturelle Vergleichbarkeit von Studien zur Politischen Kultur; sie sind deshalb der kleinste gemeinsame, politisch-kulturelle Nenner, der zwar innerhalb einer Nation weder unveränderlich noch homogen sein muss, aber dennoch den Erkenntnistransfer auf andere Nationen ermöglicht.⁴⁹⁶

Seinem Ziel, ein Muster an Grundüberzeugungen zu finden, das für das Funktionieren eines Systems entscheidend ist, um so die gegenseitige Abhängigkeit und Bedingtheit von allgemeinen kulturellen Werten und spezifischen, den politischen Bereich strukturierenden Orientierungen zu erforschen, nähert sich Verba mit einer Typologie aus fünf Variablen:

1. **Nationale Identität (Loyalität etc.) als vertikale Ebene**
2. **Identifikation mit den Mitbürgern als horizontale Ebene**
3. **Erwartungen an das Regierungssystem**
4. **Erwartungsumsetzung durch Regierungssoutput**
5. **Annahmen über den Entscheidungsprozess⁴⁹⁷**

⁴⁹⁵ Vgl. ebd., S. 516 und Timmermann (2000), S. 46.

⁴⁹⁶ Vgl. Verba (1965), S. 518 - 520. Verba spricht hier sowohl den Wandel von derlei Grundeinstellungen im Laufe der Zeit als auch die Unterschiede zwischen den Einstellungen der Massen und der gesellschaftlichen Eliten an.

⁴⁹⁷ Vgl. ebd., S. 526 - 543 und Timmermann (2000), S. 48. Verba selbst spricht in Verba (1965) von vier Dimensionen. Die Aufspaltung des Erwartungsaspektes in zwei Variablen in Timmermann (2000) erscheint jedoch durchaus schlüssig [Anm. des Verfassers].

Fast noch bedeutsamer als die bloße Bestimmung sind die Interdependenzen zwischen den Variablen, denn erst sie ermöglichen Aussagen über die Auswirkungen von Veränderungen im kulturellen Wertesystem politischen Grundüberzeugungen.⁴⁹⁸

Letzter zu erörternder Aspekt von Verbas Thesen ist die Fragestellung, ob neue politische Orientierungen auf der Basis der bereits bestehenden aufgenommen werden können, oder aber ob es dadurch zu sozialem Zerfall kommt. Hier kommt der Sozialisationsaspekt zum Tragen. Die Adaption politischer Überzeugungen erfolgt demnach entweder direkt durch persönliche Erfahrungen in der Form eines politischen Gedächtnisses oder aber indirekt durch die Adaption von Einstellungen in Familie, Schule usw.⁴⁹⁹ Besonders formend für Politische Kultur sind politische Krisen, egal, ob sie durch direkte Sozialisation persönlich oder durch indirekte Sozialisation aus „zweiter Hand“ erfahren werden. Solche Krisen wirken insbesondere auf die nationale Identität ein, das nationale Gemeinschaftsgefühl, die Einstellungen gegenüber dem politischen Entscheidungsfindungsprozess und auf die Systemloyalität in Bezug auf die Leistungen des politischen Systems in Krisenzeiten.⁵⁰⁰

Verbas Ansatz bietet einen breiteren Fokus als der Almonds, da er seine Analysen von konkreten politischen Objekten entkoppelt. Dies erscheint vor dem Hintergrund der integrativen Definition Politischer Kultur und auch mit Blick auf die Aufstellung einer Arbeitsdefinition hilfreich.

⁴⁹⁸ Vgl. Verba (1965), S. 543/544 und Timmermann (2000), S. 48.

⁴⁹⁹ Vgl. Verba (1965), S. 550/551 und Timmermann (2000), S. 48. Diese durch Sozialisation hervorgerufene subjektive Dimension Politischer Kultur wird besonders von Dirk Berg-Schlosser hervorgehoben. Es sollte festgehalten werden, dass er sich – anders als Almond – in seinem Sozialisationsverständnis verstärkt auf die Rolle der nicht-politischen Sozialisation z. B. in der Familie oder anderen Kleingruppen konzentriert, da bereits hier fundamentale politisch-kulturelle Denkstrukturen gelernt und übernommen werden. Vgl. dazu Berg-Schlosser, Dirk (1990): Entwicklung der Politischen Kultur in der Bundesrepublik Deutschland. in: APuZ, B 7/90. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 30 - 46 sowie Berg-Schlosser (1972), S. 79/80, 84 – 90, 90/91, 100 – 104 unter Verweis auf die frühe, wegweisende Studie von Erikson, Erik H. (1950): *Childhood and Society*. New York: Norton, S. 22.

⁵⁰⁰ Vgl. n Timmermann (2000), S. 49 und ausführlicher in Verba (1965), S. 555 – 560.

3. Definitive Ausweitungen

3.1. Lucian W. Pye:

Ausgehend von der Schwierigkeit, Politik aufgrund all ihrer verschiedenen Implikationen zu klassifizieren, formuliert Pye die These, die wir schon im Eingangszitat dieser Schrift vorgefunden haben. Pye ist der Ansicht, dass Politik sowohl von rationalen Erwägungen als auch vom ganzen Spektrum menschlicher Emotionen und Visionen – mögen sie nobel oder trivial sein – beeinflusst wird, so dass sie mehr ist als bloße Worte und Taten, aber manchmal auch kaum besser als die Ambitionen machthungriger Egoisten.⁵⁰¹ In grober Anlehnung an Almond definiert Pye Politische Kultur als ein Zusammenspiel von den Traditionen der Menschen, dem Geist ihrer Institutionen, ihren Leidenschaften, ihrer Vernunft und dem Führungsstil der politischen Eliten, welches sich nicht nur aus der Historie einer Gesellschaft ableitet, sondern ein sinnhaftes Ganzes darstellt, das politisches Handeln beeinflusst.⁵⁰² Daraus folgert Pye logisch:

A political culture is the product of both the collective history of a political system and the life histories of the individuals who currently make up the system; and thus it is rooted equally in public events and private experiences.⁵⁰³

Die Politische Kulturforschung widmet sich somit dem Zweck, Begriffe wie „Ideologie“ und „Nationaletos“ in die politikwissenschaftliche Analyse zu integrieren, obwohl sich manche auf den ersten Blick diesem Forschungszweig zu verschließen scheinen, da er zu flüchtig zu sein scheint, um empirisch fassbar zu sein. Generell sind diese Aspekte jedoch auch politisch wichtig, da sie Strukturen und Bedeutungsmuster für die Sphäre der Politik bereitstellen, so wie Kultur als solche für die Kohärenz eines Sozialgefüges sorgt. Die Politische Kultur eines Kollektivs färbt dessen Erwartungen an das politische Entscheidungssystem und führt diese den politischen Eliten als *input* zu. Ihre Analyse zeigt die Interdependenzen zwischen rationalen Erwägungen und durch allgemeine Sozialisation gelernten Werten und nicht-rational determinierbaren Variablen auf, um nationale

⁵⁰¹ Vgl. Pye (1965), S. 1.

⁵⁰² Vgl. ebd., S. 7.

⁵⁰³ Ebd., S. 8.

Divergenzen in der Konstruktion und Perzeption politischer Wirklichkeit verstehen zu können.⁵⁰⁴

Pyes Grundannahmen über Politische Kultur implizieren, dass keine nationale Politische Kultur in sich homogen ist und sich die Politischen Kulturen von Regierenden und Regierten in Bezug auf die Perzeption politischer Wirklichkeit unterscheiden. Eine Feststellung, die uns zurückverweist auf unser Eingangszitat, in dem Pye von heuchlerischen und machthungrigen Politikern spricht. Gerade solche Politiker würden versuchen, ihre Politische Kultur mit der des Volkes deckungsgleich erscheinen zu lassen, um daraus Legitimation für ihr Handeln abzuleiten. Pye versucht somit eine Synthese, die bei anderen Autoren, die sich entweder auf politische Eliten oder die Politische Kultur der Massen konzentrieren, zu kurz kommt. Der Politischen Kultur der Eliten – so Pye – müsse man sich durch die Erforschung der zugrundeliegenden Ideologie nähern, während man bei der Politischen Kultur der Massen auf demoskopische Verfahren zurückgreifen könne.⁵⁰⁵

Weiterhin berücksichtigt Lucian W. Pyes Theorie die Variable des kulturellen Wandels als nicht zu verachtendem Einfluss auf Politische Kultur. Zusätzlich zu der Unterscheidung zwischen Eliten und Massen kommt nun noch die Unterscheidung zwischen modernen, technokratisch orientierten Gesellschaften und traditionellen Kollektiven zum Tragen, wobei nicht automatisch die elitären Ansichten langfristig die Oberhand gewinnen, sondern es auch zu einer Interpenetration beider Kulturen kommen kann.⁵⁰⁶ Pye legt Wert auf die Rolle der Tradition in der Form von überlieferten Wertvorstellungen bei der Beurteilung nationaler Politischer Kulturen. Explizit verwirft er die Vorstellung, Althergebrachtes müsse im Sinne des allgemeinen Fortschritts über Bord geworfen werden. Vielmehr sei eine gegenseitige Befruchtung von modernem und traditionellem Gedankengut anzustreben und bei der Analyse Politischer Kultur zu berücksichtigen.⁵⁰⁷

⁵⁰⁴ Vgl. ebd., S. 8 – 10, 14. Vgl. auch Timmermann (2000), S. 49 – 52 und Berg-Schlosser (2003), S. 7.

⁵⁰⁵ Vgl. Pye (1965), S. 15/16.

⁵⁰⁶ In manchen Ländern, so Pye, koinzidieren jene Politischen Kulturen allerdings auch. Er nennt in diesem Zusammenhang Indien und Ägypten als Beispiele, wo die nationalen Eliten eher kosmopolitisch geprägt sind, während der Durchschnittsbürger stärker in den Traditionen des Landes verwurzelt zu sein scheint. Vgl. dazu ebd., S. 17/18.

⁵⁰⁷ Vgl. ebd., S. 19.

Was betrachtet Pye nun als den eigentlichen Inhalt Politischer Kultur? Für ihn spielen vier Dimensionen eine Rolle, die sich in fundamentalen Dichotomien erschließen.⁵⁰⁸ Zum einen die des *Vertrauens und Misstrauens* gegenüber potentiellen Feinden sowohl von Innen als auch von Außen, wozu auch eine gesunde Skepsis gegenüber den eigenen politischen Machthabern gehört. Desweiteren spricht Pye von *Hierarchie und Gleichheit*, die die Einstellung in Bezug auf die nationale Machtverteilung und auch die Legitimation der Machtausübung umfassen. Drittens ist das Verhältnis von *Freiheit und Zwang* zu betrachten, wobei der Schwerpunkt in modernen Gesellschaften auf dem Freiheitsaspekt liegt, die gelegentliche Notwendigkeit von Zwang bei der effizienten Schaffung nationaler Stärke jedoch nicht übersehen werden darf. Als letztes verweist Pye auf das Zusammenspiel von *Loyalität und eigenem Engagement*, also dem Widerstreit zwischen dem Dienst am übergeordneten Ganzen und der Priorität subjektiver Interessen im Rahmen politischer Partizipation.

3.2. Karl Rohe:

Ein weiterer, hilfreicher Ansatz ist der von Karl Rohe. Er basiert im Wesentlichen auf der prozessorientierten Differenzierung von Politischer Kultur in „Sozio-“ und „Deutungskultur“.⁵⁰⁹ Ungeachtet aller berechtigten Kritik am Konzept der Politischen Kultur, bestreitet Rohe nicht, dass sie einer der fundamentalen explikativen Ansätze bei der Analyse politischer Prozesse ist. Eher in Opposition zum stark empirisch geprägten Ansatz von Almond und Verba definiert Rohe Politische Kultur sehr weit im Sinne von „grundlegenden Vorstellungen über die Welt der Politik“⁵¹⁰ und wie diese Vorstellungen innerhalb eines gesellschaftlichen Kol-

⁵⁰⁸ Vgl. ebd., S. 22/23. All diese Dimensionen Politischer Kultur sind unverzichtbare Aspekte besonders bei der Beurteilung der Wünschbarkeit einer bestimmten Politik, die die herrschenden Eliten zu verfolgen gedenken, z. B. in Bezug auf Demokratie auf der einen und der kaum vermeidbaren Machtakkumulation im Wirtschaftssektor auf der anderen Seite. Vgl. zu diesem Aspekt ebd., S. 24. Auch Berg-Schlosser betont die essentielle Wichtigkeit eines ausgeformten Verständnisses von Machtlegitimation für die Qualität politischer Partizipation und Politischer Kultur. Vgl. dazu Berg-Schlosser (1972), S. 105 – 108 und als Basistext zum Verständnis diverser Legitimationsformen wie rationaler, charismatischer und traditionale Legitimation Weber, Max (1956⁴): *Wirtschaft und Gesellschaft* (Bd. I). Tübingen: J. C. B. Mohr, S. 122 ff. sowie Weber, Max (1956⁴): *Wirtschaft und Gesellschaft* (Bd. II). Tübingen: J. C. B. Mohr, S. 542 ff.

⁵⁰⁹ Vgl. Pickel/Pickel (2006), S. 124.

⁵¹⁰ Rohe, Karl (1987): *Politische Kultur und der kulturelle Aspekt von politischer Wirklichkeit. Konzeptionelle und typologische Überlegungen zu Gegenstand und Fragestellung Politischer Kultur-Forschung.* in: Berg-Schlosser, Dirk/Schissler, Jakob (Hrsg.): *Politische Kultur in*

lektivs und somit überindividuell in der Form konkreten politischen Handelns operationalisiert werden. Symbole spielen für Rohe hierbei eine herausragende Bedeutung.⁵¹¹

Für problematisch hält Rohe allerdings die Idee von „Kultur“ als großem integrativem Muster in modernen Gesellschaften und die Frage, ob Kulturen in komplexen (post-)industriellen Gesellschaften nicht schon bis zu einem gewissen Grade wählbar geworden sind.⁵¹² Desweiteren basiert Rohes Ansatz auf der feinen Unterscheidung zwischen „Einstellungen“ und „Vorstellungen“. Im Gegensatz zu Almond schreibt er das Primat den von historischen Krisenerfahrungen geprägten Vorstellungen zu, nämlich kollektiven Vorstellungen darüber, wie der „Kitt“ auszusehen hat, der politische Systeme im Innersten zusammenhält.⁵¹³ Es geht also weniger um die Inhalte als um die Struktur politischer Einstellungen und somit um kulturelle Selbstverständlichkeiten, die sich der klassischen Umfrageforschung aufgrund der Verankerung im Unterbewusstsein entziehen, so dass Einstellungs- und Kulturwandel sich gegenseitig bedingen. Regimes, die sich positiv in der Mentalität der Bürger verorten wollen, müssen deswegen ein erkennbares und symbolisches politisches Design besitzen, das mit den Vorstellungen der Menschen harmoniert.⁵¹⁴

Zentral für das Verständnis von Rohes These ist die Unterscheidung zwischen der Basis und dem Überbau Politischer Kultur oder, wie er es nennt, zwischen „Sozio-“ und „Deutungskultur“, die in ihrem Miteinander untrennbar verbunden sind. Die Soziokultur enthält die als gegeben betrachteten und in der Regel undiskutiert bleibenden Bestandteile Politischer Kultur, wohingegen sich die Deutungskultur der diskursiven Erweiterung und auch Infragestellung von soziokulturellen Selbstverständlichkeiten annimmt und den schwerwiegenden

Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 39. Vgl. auch Rohe (1994), S. 1.

⁵¹¹ Vgl. Pickel/Pickel (2006), S. 127.

⁵¹² Vgl. Rohe (1987), S. 40. Gemäß Rohe können diese kulturtragenden Kollektive unterschiedlichster Natur sein: national, transnational, konfessionell, ethnisch etc. Zudem befinden sich derlei gesellschaftliche Bruchlinien beständig im Fluss, da sich alte „Klassengegensätze“ auflösen und neue sich manifestieren.

⁵¹³ Vgl. ebd., S. 40 und auch Rohe (1994), S. 7. Ebenso wie Max Kaases sprichwörtlicher Pudding, den die Politische Kulturforschung an die Wand zu nageln versuche, so wurde auch das Bild von Politischer Kultur als gesellschaftlicher Kitt zu einem vielzitierten Diktum dieser Forschungsdisziplin [Anm. des Verfassers]. Zum Aspekt der Überindividualität von Kultur vgl. auch Rohe (1994), S. 4.

⁵¹⁴ Vgl. Rohe (1987), S. 40/41 und auch Rohe (1994), S. 2/3 sowie Dörner/Rohe (1991), S. 40.

Teil der Politischen Kultur bildet. Beispielhaft bedeutet dies, dass gesellschaftliche Teilkulturen zwar von integraler und in der Regel unreflektiert wichtiger Natur sein können, aber sich dennoch auf der Deutungsebene stets hinterfragen und thematisieren müssen, um in Zeiten des gesellschaftlichen Wandels überleben zu können.⁵¹⁵

Die Grenzen seines Konzeptes zeigt Rohe ebenfalls durchaus selbstkritisch auf. Vereinfacht formuliert krankt der Einfluss der Deutungskultur an dem Faktum, dass diejenigen, die Soziokultur zur Diskussion stellen und somit Deutungskultur betreiben, nicht notwendigerweise selbst Teil der Soziokultur sein müssen. Im Rahmen des politischen Kommunikationsprozesses kann dies dazu führen, dass der „Empfänger“ sich in der Vielfalt der offerierten Deutungsangebote gar nicht wiederfindet, womit ihm die Möglichkeit zur Selbstreflexion verschlossen bleibt. Doch nicht nur die Vermittlung und Rezeption von Deutungskultur ist problembehaftet. Ebenso stößt der deutungskulturelle Einfluss an weitere Grenzen. Es wäre, laut Rohe, illusorisch anzunehmen, der soziokulturelle Unterbau beruhe einzig und allein auf seiner deutungskulturellen Konkretisierung. Auch historische Gegebenheiten sowie persönliche Erfahrungen, die ihrerseits wiederum durch die massenmediale Wirklichkeit beeinflusst werden, tragen dazu bei. Soziokultur ist somit nie bloße „gesunkene Deutungskultur“⁵¹⁶, sondern vielmehr ein eigener Aggregatzustand von Politischer Kultur, nämlich deren auskristallisierte Form. Abschließend formuliert Rohe die Essenz seiner Überlegungen zu den Bestandteilen Politischer Kultur selbst:

Bei politischer Soziokultur handelt es sich um einen internalisierten Handlungsrahmen, dessen spezifische Selektivität dem Handelnden oft gar nicht bewusst wird [...], während es sich bei politischer Deutungskultur [...] um eine vom Handelnden zu berücksichtigende Größe handelt.⁵¹⁷

⁵¹⁵ Vgl. Rohe (1987), S. 42/43. Für detaillierte Beispiele zur Deutungskultur vgl. auch Rohe (1994), S. 8 – 11. Die diskursive Natur der Deutungskultur zeugt laut Rohe allerdings nicht notwendigerweise von einer Elitenlastigkeit des Diskurses durch die ausschließliche Beteiligung von Intellektuellen.

⁵¹⁶ Rohe (1987), S. 43.

⁵¹⁷ Ebd., S. 44.

4. Neuere Ansätze: Politische Kultur, Kulturwissenschaft und das Phänomen des Postmaterialismus

4.1. Der Kulturbegriff:

Um sich die neueren Ansätze der Politischen Kulturforschung zu erschließen, erscheint es sinnvoll, sich zuvor dem Begriff „Kultur“ im Allgemeinen zuzuwenden. Nach Pekonen beschreibt „Kultur“ das Sinnsystem, durch das wir die Welt erfahren und das sich der Sprache und Symbolen bedient, um sie zu beschreiben. Jene „meaning world“ ist ebenso real wie die Welt, die sich uns durch die sensorische Wahrnehmung vermittelt.⁵¹⁸ Zum einen kann eine derartige Kultur im Sinne von Jürgen Habermas als Vorrat von explikativen und interpretativen Mustern als implizites Wissen („life world“) erscheinen und zum anderen die Gestalt von bewussten Einstellungen annehmen, die sich das Individuum in Bezug auf kulturelle Selbstverständlichkeiten zueigen macht; ein Aspekt, in dem die Thesen Max Webers anklingen.⁵¹⁹ In dieser Zueignung können einige der zuvor als Routine betrachteten Aspekte des täglichen Lebens in Frage gestellt werden. Symbolische Sprache im weitesten Sinne ist das Vehikel, um diese neuen Bedeutungsinhalte zu transportieren.⁵²⁰

Ähnlich - aber strukturierter - erscheint eine Definition von Kultur zu sein, die sich an den Thesen des Amerikanisten und Kulturwissenschaftlers Klaus Peter Hansen anlehnt. Er unterscheidet zwischen Kultur als Ausdruck künstlerischen Schaffens, Kultur als Ausdruck einer Lebensart, Kultur als deskriptiver Terminus für Sitten und Gebräuche sowie Kultur im Sinne einer pflegerischen Kultivierung.⁵²¹

Das Primat im Rahmen dieser Arbeit liegt auf der dritten Bedeutung, die ihrerseits wiederum in zwei Teilaspekte zerfällt. Der erste wurde bereits angedeutet und bezieht sich auf die Charakteristika eines gesellschaftlichen Kollekt-

⁵¹⁸ Vgl. Pekonen, Kyösti (1989): Symbols and Politics as Culture in the Modern Situation: the Problem and Prospects of the "New". in: Gibbins, John R. (Hrsg.): Contemporary Political Culture. Politics in a Postmodern Age. London/Newbury Park/New Delhi: Sage, S. 128.

⁵¹⁹ Die Positionen von Habermas und Weber werden wiedergegeben in Pekonen (1989), S. 128. Es wird deutlich, dass diese Kulturdefinition durchaus an Rohes Differenzierung zwischen Sozio- und Deutungskultur erinnert [Anm. des Verfassers].

⁵²⁰ Vgl. ebd., S. 129.

⁵²¹ Vgl. Hansen (2003³), S. 11 – 16. Die Unterscheidung zwischen „Zivilisation“ und „Kultur“ ist, nebenbei bemerkt, eine reine Eigenheit der deutschen Sprache, die abstellt auf den Unterschied zwischen Zivilisation als materieller Grundausstattung und geistigen Kapazitäten im Falle der Kultur.

tivs. Dieses Verständnis liegt z. B. wissenschaftlichen Disziplinen wie den Kulturwissenschaften zugrunde. Der zweite Aspekt beleuchtet Kultur als das vom Menschen Geschaffene im Gegensatz zum von der Natur Gegebenen.⁵²²

4.2. Kulturelle Standardisierungen:

Kultur in ihrer Erscheinungsform als kollektives Charakteristikum lässt sich durch Standardisierungen operationalisieren. Unter „Standardisierung“ versteht man hierbei „weder das zufällige noch das erforderliche, sondern das zum Überleben funktionslose Gleichverhalten von Mitgliedern eines Kollektivs“.⁵²³ Jene inhaltliche Typologie umfasst vier Dimensionen:

1. ***Standardisierungen der Kommunikation als verbale und nonverbale Tradierung von historischen Informationen aus dem gemeinsamen kulturellen Gedächtnis***
2. ***Standardisierungen des Denkens im Sinne eines für ein Kollektiv typisches Wissen, also z. B. puritanisches Gedankengut in den USA***
3. ***Standardisierungen des Empfindens als konventionalisierte Emotionen wie Zuneigung aber auch Scham und kollektive Abscheu gegenüber etwas Andersartigem und Fremdem***
4. ***Standardisierungen des Verhaltens und Handelns in der Gestalt institutionell festgeschriebener Handlungsmuster und dazugehöriger, systemkonformer Empfindungen, deren Befolgung die Teilhabe am Gesamtkollektiv erst ermöglicht***⁵²⁴

4.3. Ronald Inglehart und der Postmaterialismus:

Inglehart liefert in seinen Thesen den Versuch, Politische Kultur im Lichte des Postmaterialismus⁵²⁵ zu begreifen, wobei wir den Postmaterialismus als einen kollektiven Wandel innerhalb der kulturellen Standardisierungen Hansens bezeichnen können. Inglehart konstatiert eine gravierende Veränderung politischen Verhaltens aufgrund des Niedergangs traditioneller gesellschaftlicher Bruchlinien und dem Auftauchen neuer sozialer Verwerfungen wie dem Feminismus und der Konsumkultur.⁵²⁶ Inglehart vertritt die These, dass der relative Frieden und Wohlstand nach 1945 zu einem verstärkten Bedürfnis nach Selbstverwirklichung und Selbstachtung der Nachkriegsgeneration geführt hat, welches den Einstellungen der alten Generation diametral gegenübersteht. Dieser sich durchaus

⁵²² Vgl. ebd., S. 16 – 19.

⁵²³ Ebd., S. 43.

⁵²⁴ Vgl. ebd., S. 46/47, 88 – 90, 115 – 119, 133 – 134, 137/138, 141/142, 144/145.

⁵²⁵ Vgl. dazu Gibbins (1989), S. 14 – 16.

⁵²⁶ Vgl. Pickel/Pickel (2006), S. 133.

noch fortsetzende Wertewandel manifestierte sich in den 1970ern und 1980ern sichtbar in Umwelt- und Frauenbewegungen, was Ingleharts Thesen zu bestätigen scheint. Neue symbolhafte Politikformen formierten sich als Opposition zu althergebrachten Parteiideologien, so dass sich ein Graben auftat zwischen den Ansichten der „alten“ Materialisten mit ihrer Forderung nach Wiederaufrüstung und dem Wunsch der „neuen“ Postmaterialisten nach modernen Konfliktlösungsmechanismen.⁵²⁷

Dementsprechend ist also Ingleharts Kritik an der Überbewertung wirtschaftlicher Faktoren bei der Evaluation politischer Sachverhalte zugunsten spezifischer und stabiler kultureller Einstellungen in einer Gesellschaft festzuhalten. Zwar greift er auf politisch-kulturelle Ansätze Almond und Verbaas zurück, erweitert sie aber gleichzeitig, um die Bedingungen für die Stabilität von demokratischen Gesellschaften ausmachen zu können. Aus seinen früheren Studien unterstreicht er neben dem interpersonellen Vertrauen Almonds noch die Bedeutung der Lebenszufriedenheit im Rahmen politischer Einstellungen. Zudem prägen historische Ursachen durch Sozialisation die Politische Kultur nachwachsender Generationen. So kann z. B. eine lang andauernde Enttäuschung von politischen Erwartungen in der Form von Zynismus persistent weitergegeben werden. Andererseits lässt aber auch tradiertes oder erfahrenes Vertrauen in Demokratie als abstraktem Konzept, gepaart mit einer relativen Lebenszufriedenheit, den Wunsch nach revolutionären Umwälzungen abnehmen. Wirtschaftliche Umstände können somit nur begrenzt zu einer stabilen Politischen Kultur und einer liberalen Demokratie beitragen und zwar in dem Maße, in dem sie sozialen Wandel ermöglichen und Lebenszufriedenheit sichern, die ihrerseits gewichtiger sind.⁵²⁸

Somit ist ein gegebenes Niveau wirtschaftlicher Entwicklung mit einem Bündel von Charakteristika verwoben, welches Inglehart *civic culture*⁵²⁹ nennt. Anders als bei Almond besteht die *civic culture* aber aus positiv korrelierter Le-

⁵²⁷ Vgl. Gibbins (1989), S. 8 – 10. Inglehart untersucht weiterhin das Phänomen, dass auch der vergleichsweise hohe Lebensstandard in postmateriellen Gesellschaften keine höhere Zufriedenheit verursacht als die mühsam errungene materielle Sicherheit der Materialisten es zuvor vermochte. Er führt dies auf einen immer schneller ablaufenden Konsumzyklus und materieller Übersättigung der Postmaterialisten zurück („relative deprivation“).

⁵²⁸ Vgl. Timmermann (2000), S. 52/53.

⁵²⁹ Inglehart definiert *civic culture* als „ein kohärentes System von Einstellungen, die ein relativ hohes Maß an persönlicher Lebenszufriedenheit, politischer Zufriedenheit, interpersonalem Vertrauen und Unterstützung für die bestehende Gesellschaftsordnung widerspiegelt.“ Zitiert ebd., S. 54.

benszufriedenheit, gepaart mit interpersonellem Vertrauen, und der negativ korrelierten Unterstützung revolutionären Wandels.⁵³⁰

Ingleharts Thesen sind wenig kritisiert, aber dennoch vielfach diskutiert worden.⁵³¹ So versagt sein Ansatz bei der Erklärung der Politischen Kultur des modernen Japans trotz des theoretischen Vorhandenseins einer postmateriellen Gesellschaft. Außerdem definiert Inglehart „revolutionär“ sehr unscharf, so dass die Validität dieser Variable in Frage zu stehen scheint. Inglehart selbst räumt überdies die fehlende Eindeutigkeit seiner Thesen zur Erklärung einer die Demokratie stützenden Politischen Kultur des Postmaterialismus ein, hält aber an deren Indikatorfunktion für eine auffallende Tendenz in Richtung seiner Forschungsergebnisse fest.⁵³²

4.4. Politisch-kulturelle Denkmuster nach Mary Douglas und Aaron Wildavsky:

Ein letzter Ansatz der Politischen Kulturforschung, der an dieser Stelle diskutiert werden soll, ist derjenige von Aaron Wildavsky, der auf den Grundprämissen der Soziologin und Kulturanthropologin Mary Douglas sowie auf Émile Durkheims Thesen von der Ausprägung kollektiver Denkweisen beruht.⁵³³ Auch dieser Ansatz ist Ergebnis des *cultural turn* der 1980er Jahre, der sich in Teilen in Opposition zum in der Politikwissenschaft dominanten *rational choice*-Ansatz befindet.⁵³⁴ In Übereinstimmung mit Rohes Verständnis von Soziokultur argumentiert Wildavsky, dass nicht mehr alleine die empirische Messung von Einstellungen gegenüber konkreten politischen Objekten Erkenntnisgegenstand von Politischer Kulturforschung sein sollte, sondern das Erforschen von Vorstellungen, politischen Mentalitäten und unbewussten Grundannahmen, die Individuen ihrem politischen System gegenüber haben.⁵³⁵ Grundlegend ist hierbei also die Idee, dass Gesellschaften von fundamentalen Denkmustern bestimmt werden, welche ihrerseits die Wirklichkeitswahrnehmung des Individuums beeinflussen. Menschen erfahren ihre Lebenswirklichkeit nicht jeden Tag neu, sondern subsumie-

⁵³⁰ Vgl. ebd., S. 54.

⁵³¹ Vgl. Pickel/Pickel (2006), S. 138/139.

⁵³² Zur Kritik von Ingleharts Thesen vgl. insbesondere Timmermann (2000), S. 55 – 57.

⁵³³ Vgl. Douglas, Mary (1991): *Wie Institutionen denken*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 31, 84/85 und Gellner/Hammer (2010), S. 23.

⁵³⁴ Vgl. ebd., S. 19.

⁵³⁵ Vgl. ebd., S. 22.

ren neue Erfahrungen unter bereits vorhandene „Denkschablonen“, um die auf sie täglich einströmenden Reize zu sortieren. Solange ein soziales Kollektiv über ausreichend effektive Denkmuster oder *belief systems* verfügt, um die eigene Realität erfahrbar und handhabbar zu machen, bleibt das Kollektiv stabil; reichen die angesammelten Denkmuster nicht aus, um mit neuen Situationen fertig zu werden, wird ein Kollektiv destabilil und zerfällt.⁵³⁶ Als Beispiel kann hier wieder auf den Zerfall der Weimarer Republik verwiesen werden. Was gemeinhin als „Republik ohne Republikaner“ bzw. „Demokratie ohne Demokraten“ bezeichnet wird, wäre nach Wildavskys und Douglas' Verständnis das einfache Fehlen von Denkmustern, mit denen die neue politische Realität insbesondere im Bereich des aufgeklärten Bürgertums der damaligen Zeit hätte erfahrbar gemacht werden können. Ebenso konnte sich das Proletariat bzw. die Arbeiterschaft trotz einer im europäischen Vergleich überdurchschnittlichen Bildung nicht von den althergebrachten Sozialisationsergebnissen einer Untertanenkultur befreien. So entfernten sich Staat und Gesellschaft immer weiter voneinander, da wesentliche Teile der Gesellschaft den „neuen“ Staat nicht affektiv mittragen wollten bzw. aufgrund fehlender Denkmuster mittragen konnten.⁵³⁷

Man erkennt also, dass der Ansatz Wildavskys ein konstruktivistischer Ansatz ist, der mehr ist als nur ein weiteres kulturwissenschaftlich geprägtes Konstrukt. Er versucht auf einer Metaebene zu erklären, wie die anderen Ansätze zum Verständnis ihrerseits ihre Interpretation von Politischer Kultur und Wirklichkeit konstruieren.

Das Neue am Ansatz Wildavskys ist nun die Art und Weise bzw. die Dimensionen, entlang derer Individuen und Kollektive diese Denkschablonen und somit ihr Verständnis von der Welt konstruieren. Nach Wildavsky werden Individuen von den beiden Dimensionen Integration und Regulation beeinflusst. Je enger das soziale Netzwerk gewebt ist und je fixer die Position des Individuums in der Gesellschaft, desto höher der Grad an Integration; je weniger fix die Rolle eines Individuums in einer Gesellschaft ist, desto geringer ist die integrative Di-

⁵³⁶ Vgl. Dölle, Christian (2010): „Mission accomplished?“. Sozio-kulturelle Begrenzungen US-amerikanischer Demokratisierungsstrategien am Beispiel des Irak-Kriegs. in: Gräf, Dennis/Schmöller, Verena (Hrsg.): Grenzen. Konstruktionen und Bedeutungen. Passau: Stutz, S. 142.

⁵³⁷ Vgl. Dölle, Christian (2008): Die Politische Kultur der USA. Puritanische Einflüsse auf abstraktes politisches Denken und konkretes politisches Handeln. Saarbrücken: VDM, S. 9.

mension ausgeprägt. Regulation verweist hierbei auf den Grad der Regeldichte, die in einem Kollektiv vorherrscht. Je mehr Regeln, Konventionen bzw. gesellschaftliche Aufgaben an ein Individuum herangetragen werden, teilweise auch, um es in seiner fixen sozialen Position in der Integrations-Dimension zu halten, desto höher ist der Grad an Regulation; sofern ein Kollektiv in seiner Realitätswahrnehmung ohne bzw. mit nur wenigen Regeln zurecht kommt, desto geringer ist der Grad an Regulation. Diese Kombination prägt das Realitätsverständnis eines Individuums oder Kollektivs und erklärt dessen politisch-kulturelles Verhalten. Gemäß Douglas und Wildavsky bestimmen diese grundlegenden Denkschablonen z. B. auch die Einschätzung von gesellschaftlichen Risiken.⁵³⁸

Korreliert man nun die Dimensionen von Integration und Regulation in ihrer jeweils hohen und niedrigen Ausprägung, ergeben sich folgende Idealtypen Politischer Kultur bzw. politisch-kultureller Denkmuster nach Aaron Wildavsky:

		Integration	
		<i>low</i>	<i>high</i>
Regulation	<i>high</i>	fatalistic („fatalistisch/apathisch“)	hierarchical („hierarchisch“)
	<i>low</i>	individualistic („individualistisch/liberalistisch“)	egalitarian („egalitär/kommunitär“)

Abb. 3: Politisch-kulturelle Denkmuster nach Aaron Wildavsky (eigene Darstellung in Anlehnung an Thompson, Michael/Ellis, Richard/Wildavsky, Aaron (1990): Cultural Theory. Boulder/San Francisco/Oxford: Westview Press S. 8 sowie Gellner/Hammer (2010), S. 23 und Gellner, Winand/Schmöller, Michael (2008): Neue Patienten – Neue Ärzte? Ärztliches Selbstverständnis und Arzt-Patienten-Beziehung im Wandel. Baden-Baden: Nomos, S. 20)

Zur Verdeutlichung sollen an dieser Stelle Beispiele für die jeweils möglichen idealtypischen Ausformungen gegeben werden. Das hierarchische Grundmuster (hohe Integration bei gleichzeitig hoher Regulation) findet sich vor allem in Kollektiven mit sehr fixen sozialen Rollenverteilungen, die gleichzeitig von ei-

⁵³⁸ Vgl. Douglas, Mary/Wildavsky, Aaron (1983): Risk and Culture. An Essay on the Selection of Technological and Environmental Dangers. Berkeley/Los Angeles/London: University of California Press, S. 186 – 188 sowie Dölle (2010), S. 140/141.

ner hohen Regeldichte umrahmt werden, um diese soziale Immobilität auch weiterhin zu gewährleisten. Klassisches Beispiel hierfür ist das indische Kastensystem, das – bis heute vor allem in den ländlichen Regionen des Subkontinents – noch intakt ist, und die soziale Mobilität eines in einer bestimmten Kaste geborenen Individuums sehr eingrenzt.⁵³⁹

Egalitäre Kollektive erreichen eine komplette soziale Immobilität (hohe Regulation) der Individuen mit nur wenig Regulation. Es gibt weder fixe Rollenzuweisungen noch komplexe Hierarchien, da alle Mitglieder des Kollektivs auf der horizontalen Ebene komplett gleich sind. Erreicht wird dies z. B. durch einen alle Mitglieder verbindende Ideologie, wie z. B. eine religiöse Orientierung. Als Beispiele lassen sich hier gleichsam radikale religiöse Gruppierungen anführen, wie z. B. Sekten, die frühen Puritaner sowie auch islamistische Gruppen, die unter dem Schirm ihrer jeweiligen, radikalen Religionsinterpretation existieren. Der am meisten verwandte Konfliktlösungsmechanismus in egalitären Systemen ist der Ausschluss im Falle des abweichenden Verhaltens von Mitgliedern.⁵⁴⁰

Als Beispiel für das dritte Denkmuster (niedrige Integration bei gleichzeitig niedriger Regulation) können Kollektive genannt werden, die die Ausbildung des sozialen Gefüges anderen Kräften überlassen als die der staatlichen Regulation. Gleichzeitig sind diese Sozialgefüge natürlich höchst volatil und flexibel. Hier kommen (Teil-)Kollektive einer Gesellschaft in Frage, die sich allein an den Wettbewerbskräften des Marktes bei gleichzeitigem Minimaleingriff des Staates orientieren wie sie schon früh vom Wirtschaftsliberalisten Adam Smith postuliert wurden. Die Aufgabe des Staates ist es lediglich, Chancengleichheit bzw. gleiche Zugangschancen zum Markt herzustellen. Die jeweilige soziale Position und der jeweilige Status des Individuums bestimmen sich also nicht durch vorgefertigte Regeln, sondern durch das Ergebnis des Wirtschaftsprozesses. Annähernd realtypisch verwirklicht wurde dieser Idealtypus am ehesten in der *Wall Street Community* der frühen 1980er Jahre und erlebt jetzt seine Renaissance im amerikanischen Immobilien- und Investmentbankgeschäft mit seiner egozentrierten Geschäftskultur.⁵⁴¹

⁵³⁹ Vgl. Gellner/Hammer (2010), S. 24 und Gellner/Glatzmeier (2004), S. 337.

⁵⁴⁰ Vgl. Gellner/Hammer (2010), S. 24, Gellner/Glatzmeier (2004), S. 337 sowie zur Rolle der ersten Puritaner in Amerika Dölle (2008), S. 45/46.

⁵⁴¹ Vgl. Gellner/Hammer (2010), S. 24/25 und Gellner/Glatzmeier (2004), S. 337/338.

Der letzte Idealtypus kollektiver Denkmuster nach Wildavsky ist der fatalistische oder apathische Typus, der sich insbesondere in gemischten Kollektiven findet, in denen (Teil-)Kollektive von anderen (Teil-)Kollektiven fremdbestimmt werden. Wir finden hier einen sehr niedrigen Grad an Integration, da die Individuen weitgehend isoliert voneinander leben, und gleichzeitig einen sehr hohen Grad an Regulation, um diesen Zustand auch beizubehalten. Als Beispiel lassen sich hier Sklavenhaltergesellschaften anführen, in denen die Sklaven ihr Schicksal apathisch akzeptiert haben. Die dominante Kultur versucht mit allen Mitteln, durch eine hohe Regeldichte den Aufbau sozialer Strukturen und Hierarchien unter den Sklaven zu verhindern, da diese „Gegenstrukturen“ eine Gefahr für die eigene Suprematie über die Sklaven darstellen könnte.⁵⁴²

Es sollte klar sein, dass sich Großkollektive wie z. B. ganze Länder nicht einfach in diesem Schema verorten lassen. Empirische Referenten wie Nationalstaaten mit all ihren politisch-kulturellen Facetten mögen zwar einen Schwerpunkt in einem der vier Quadranten haben, tragen aber doch auch Aspekte der jeweils anderen drei Quadranten in sich. So sind z. B. die USA und Großbritannien stark von einer individualistischen und liberalistischen Politischen Kultur geprägt – die USA wohl noch stärker als Großbritannien – doch sind auch Teile der anderen Politischen Kulturen nachweisbar. Die Bundesrepublik Deutschland hingegen trägt noch mehr hierarchische Elemente in sich, obwohl sie mittlerweile natürlich ebenfalls eine *civic culture* nach der Definition Almond und Verbaas besitzt.

4.5. Weitere progressive politisch-kulturelle Ansätze:

Neben Inglehart sollen an dieser Stelle noch kurz einige weitere progressive Ansätze gewürdigt werden, die die Politische Kulturforschung in den letzten Jahrzehnten bereichert haben. Dabei erfolgt im theoretischen Sinne eine Hinwendung zur Ansicht Rohes, dass Politische Kultur stets in ihrem Doppelcharakter mit einem Ideensystem als Inhaltsseite und einem Zeichen- und Symbolsystem als Ausdrucksseite mit Eigenwert gesehen werden muss. Kollektive, standardisierte politische Zeichen und Symbole rücken somit in den analytischen Fokus.⁵⁴³ Jürgen Gebhardt nennt politischen Symbolismus sogar die entscheidende Varia-

⁵⁴² Vgl. Gellner/Hammer (2010), S. 25 und Gellner/Glatzmeier (2004), S. 338.

⁵⁴³ Vgl. Rohe (1994), S. 7.

ble im modernen Politischen Kultursystem; ein Ansatz, der sich gut in Ingleharts Thesen zum postmaterialistischen Wertewandel in Hinblick auf politische Einstellungen integrieren lässt. Gebhardt hält Symbolbildung nicht für ein anonymes Ereignis, sondern für die imaginative Bewältigung erfahrener Wirklichkeit durch das konkrete Bewusstsein handelnder Personen, das seinen Niederschlag in Literatur, Religion, aber eben auch Politik findet.⁵⁴⁴

Samuel H. Barnes fasst sehr gut das Zusammenspiel von Kulturforschung im Allgemeinen und Politischer Kulturforschung im Besonderen zusammen. Obwohl von anderen Kulturdefinitionen ausgehend⁵⁴⁵, so glaubt auch Barnes daran, dass sich Kultur in kollektiv standardisierten Symbolen manifestiert.⁵⁴⁶ Einen weiteren wichtigen Beitrag leistet C. Geertz mit der Feststellung, dass Kultur ein Satz von Kontrollmechanismen ähnlich eines Computerprogramms sei, um das Verhalten zu steuern.

Auch das Studium von politischen Symbolen, wie sie u. a. vom Puritanismus in den USA geprägt wurden, ist ein integraler Teil der Politischen Kulturforschung, sobald puritanische Glaubensinhalte eine kollektive Verallgemeinerung erfahren haben. Bezüglich dieser Verallgemeinerung ist festzuhalten, dass gleiche politische Ansichten auch von Individuen mit unterschiedlichem kulturellen Hintergrund geteilt werden, da politische Legitimation gerade auf dem Umstand beruht, dass sie für alle Menschen in einem Land gilt, und nicht nur für diejenigen mit einem bestimmten kulturellen Hintergrund. Nur so ist die Loyalität der Bürgerinnen und Bürger zu einem einheitlichen politischen System trotz einer multikulturell-fragmentierten Gesellschaft wie den USA zu verstehen. Gemäß des *Barnschen Gesetzes* bleibt alles, was sich nicht verändert, über die Zeit hinweg für alle Individuen gleich, und dies gilt auch für politische Symbole und Denkmuster⁵⁴⁷. Dieser Umstand kommt im Besonderen bei vererbten Sinnstrukturen zum Tragen.

⁵⁴⁴ Vgl. Gebhardt (1987), S. 57.

⁵⁴⁵ Barnes stützt sich hier auf die Definition von E. Schein: „A basic pattern of assumptions – invented, discovered or developed by a given group as it learns to cope with its problems of external adaptation and internal integration“ in Schein, Edgar H. (1985): *Organizational Culture and Leadership*. San Francisco: Jossey-Bass, S. 9.

⁵⁴⁶ Vgl. Barnes, Samuel H. (1994): *Politics and Culture*. in: Weil, Frederick D./Gautier, Mary (Hrsg.): *Research of Democracy and Society*. Vol. 2: *Political Culture and Political Structure*. Theoretical and Empirical Studies. Greenwich (Conn.)/London: Jai Press, S. 46.

⁵⁴⁷ Vgl. ebd., S. 54 – 57.

5. Kritik des Politischen Kulturkonzepts

Aufgrund der Fülle der diskutierten Ansätze sollte die Komplexität des Erfahrungsgegenstandes „Politische Kultur“ klar geworden sein. Begriffe wie „Sinngewebe“, „Zeichensystem“, „Weltbild“ und „ungeschriebene Verfassung“ scheinen bei dem Versuch einer empirischen Überprüfung oft zu verschwimmen. Es bleibt somit zu fragen, ob das Konzept der Politischen Kultur nicht mittlerweile zu einer „unförmigen“ Thematik geworden ist.⁵⁴⁸

Almond selbst sah aus der Retrospektive vier zentrale Dimensionen möglicher Kritik seines Konzeptes. Zum einen (1) die unterstellte Wirkungs- bzw. Kausalitätsrichtung. Politische Kultur ist kein autarkes Konstrukt, sondern vielmehr ein ergänzender oder gar residualer Tatbestand im Verhältnis zu anderen Erklärungsansätzen politischen Verhaltens. Weiterhin (2) erscheint die Gleichsetzung von Politischer Kultur mit einem marxistischen Verständnis von Kultur als ideologischem Überbau der Gesellschaft ebenso obsolet zu sein wie (3) die Annahme eines *stimulus-response*-Zusammenhangs zwischen Politischer Kultur und tatsächlichem Verhalten, z. B. an der Wahlurne. Die tatsächliche politische Aktion hängt von einem ganzen Netzwerk von Faktoren ab. Schließlich (4) kritisiert Almond an der neuen Politischen Kulturforschung genau das, was wir bei Moe im Rahmen der Analyse des Zusammenhangs von politischen Institutionen schon festgestellt hatten, nämlich die Versteifung auf den *rational choice*-Ansatz zur Erklärung menschlichen Verhaltens. Auf Almonds Thesen angewandt bedeutet das die Vernachlässigung komplexer Einflussfaktoren zugunsten eines eindimensionalen Determinismus.⁵⁴⁹

Als weitere Hauptkritiker sollen an dieser Stelle Klaus von Beyme, dessen Kritik an Politischer Kultur bereits auf den Anfang der 1970er Jahre zurückgeht, und Max Kaase, dessen berühmtes Diktum über die schwere Fassbarkeit Politischer Kultur wir bereits kennengelernt haben, vorgestellt werden.

Klaus von Beyme hält mehrere Kritikpunkte fest. Zum einen gelingt die Umsetzung von Mikro- und Makroebene nicht immer, also der Transfer der individuellen Umfrageerkenntnisse auf das gesamte Kollektiv. Wie viele behavioristi-

⁵⁴⁸ Vgl. Rohe (1994), S. 14/15 und Neubauer, Sandra (2001): Politische Kultur in GB und USA – die Administrationen von Ronald Reagan und Margaret Thatcher im Vergleich. Passau: Selbstverlag, S. 14 sowie Pickel/Pickel (2006), S. 101.

⁵⁴⁹ Vgl. Berg-Schlosser (2003), S. 8 und Westle (2010b), S. 26/27.

sche Ansätze so krankt auch die Politische Kulturforschung an der fehlenden Vergleichbarkeit der Ergebnisse für verschiedene Kollektive. Besonders der Ansatz von Almond und Verba mit seinem nahezu vordefinierten anglo-amerikanischen Idealtypus dient von Beyme als Beispiel. Schließlich glaubt von Beyme, aus vielen Schriften der Politischen Kulturforschung eine gewisse Abneigung gegen übermäßige Partizipation herauslesen zu können, welche angeblich systemüberlastend wirkt. Laut von Beyme ist jedoch gerade die Partizipation der Motor demokratischer Systeme.⁵⁵⁰

Max Kaase beginnt seine Kritik mit dem Diktum David P. Conradts, der die These vertritt, die Politische Kulturforschung habe nur einen äußerst geringen Einfluss auf die Fachdiskussion in Deutschland.⁵⁵¹ Dies scheint zu stimmen, ist doch ein großer Teil der Fachliteratur aus den 1980ern damit beschäftigt, das Altbekannte – auch die altbekannten Defizite wie den empirischen Bias⁵⁵² – der Studien Almond und Verbas zu wiederholen. Kaase wirft die Frage auf, ob die Politische Kulturforschung anders als eine *inter-* oder auch *intra-*national vergleichende Forschung überhaupt Sinn macht, um dem Mikro-Makro-Problem zu entkommen. Wenn dies so sein sollte, welches wären dann die relevanten zu vergleichenden Merkmale?⁵⁵³ Dies erscheint besonders schwierig vor dem Hintergrund der Kritik der Politischen Kulturforschung als „catch all term“, der so weit gefasst ist, dass nahezu alle gesellschaftlichen Phänomene darunter subsumiert werden können.⁵⁵⁴

Rein methodisch ergibt sich die Frage, ob Aussagen über die Politische Kultur von Makrostrukturen wie Nationen wirklich - wie Almond es getan hat - durch die einfache Aggregation individueller Einstellungen auf Umfragen gewonnen werden können, zumal die These einer allgemein gültigen Sozialisation aller Individuen fraglich scheint. Selbst die als gegeben angenommene Wechselwirkung zwischen allgemeinen Grundeinstellungen der Bürger und spezifisch-

⁵⁵⁰ Vgl. Beyme (1986⁶), S. 186 – 188.

⁵⁵¹ Vgl. Kaase (1983), S. 144. Er verweist damit auf Conradt, David. P. (1980): Changing German Political Culture. in: Almond, Gabriel A./Verba, Sidney (Hrsg.): The Civic Culture Revisited. Newbury Park/London/New Delhi: Sage, S. 217.

⁵⁵² Vgl. Dieser Bias bezeichnet den Umstand, dass - wie auch immer man bestimmte, empirisch vorfindbare Elemente der Politischen Kultur bewertet - gerade die empirische Evidenz bezüglich theoretisch für bedeutsam gehaltener Elemente den spezifischen Charakter der Politischen Kultur eines Landes analytisch beeinflusst. Vgl. dazu Kaase (1983), S. 146.

⁵⁵³ Vgl. ebd., S. 147 – 149.

⁵⁵⁴ Vgl. ebd., S. 150.

politischen Einstellungen muss - so Kaase - in Zweifel gezogen werden. Zudem müsse getrennt werden zwischen wirklich aus der Nationalkultur hervorgehenden Einstellungen und der bloßen Begrenzung von individuellen Handlungsalternativen durch soziale Institutionen als gestaltende, aber auch hemmende Kräfte eines Kollektivs.⁵⁵⁵ In Bezug auf die Einstellungsebene ist darüber hinaus die Festlegung von vornehmlicher Bedeutung, welche Einstellungen eine Politische Kultur ausmachen und deswegen konstitutiv auf Konstrukte wie „Demokratie“ einwirken. Dies schlägt jedoch fehl, da es, laut Kaase, an einer allgemeinverbindlichen Theorie für die Politische Kulturforschung mangelt und die festgelegten Variablen für jeden Forscher beliebig wählbar sind.⁵⁵⁶ Somit steht auch die Operationalisierbarkeit des Konzeptes für einen Staat in Frage: Kann ein Staat, der auf die politisch-kulturelle Akzeptanz seines Handels durch die Individuen angewiesen ist, die gegebene Politische Kultur durch gezielten *output* überhaupt in eine bestimmte Richtung beeinflussen, oder ist Politische Kultur eher das Resultat schrittweise „einsinkender“ Vorstellungen, die sich weitgehend der zielgerichteten staatlichen Lenkung entziehen?⁵⁵⁷

Von empirischer Seite her bemängelt Kaase schließlich besonders die fehlende Operationalisierbarkeit der verschiedenen Konzepte und Forschungsansätze sowie die unumschränkte Zustimmung zum von den Politischen Kulturforscher geforderten Methoden- und Datenpluralismus, der eine valide Datenbasis im Rahmen der Empirie der Politischen Kulturforschung erschwert. Kaase hält es diesbezüglich für unverzichtbar, den klassischen Ansatz der Forschung von Almond und Verba um den expliziten Einbezug der Einstellungen von „Sinnproduzenten“ – Eliten also – zu erweitern, da diese das Angebot an Ideologien und Situationsdeutungen erzeugen.⁵⁵⁸

⁵⁵⁵ Vgl. ebd., S. 154 - 156. Saubere Trennungslinien bei der empirischen Erforschung von politisch-kulturellen Theorien ist eine der Hauptforderungen Kaases an diese Forschungsdisziplin.

⁵⁵⁶ Vgl. ebd., S. 157 – 159. Kaase zeigt weiterhin Probleme messtheoretischer Art auf, die an dieser Stelle ausgeklammert werden sollen [Anm. des Verfassers].

⁵⁵⁷ Vgl. Klages, Helmut (1981): Wirkungsbedingungen staatlicher Leistungen im Bereich der politischen Kultur. Vorbericht über das Projekt „Objektive und subjektive Staatseffektivität“. in: Klingemann, Hans-Dieter/Kaase, Max/Horn, Klaus (Hrsg.): Politische Psychologie. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 141.

⁵⁵⁸ Mit seiner Ansicht zum Einbezug der Eliten unterscheidet sich Kaases Kritik an dieser Stelle doch merklich von den Ansichten von Beymes. Was die empirischen Daten angeht, so hält Kaase selbst das Umfrageinstrument zur Schaffung einer validen Datenbasis für durchaus brauchbar. Im Rahmen seiner vorgestellten Kritik versucht Kaase, seine Thesen an den

Trotz aller Kritik wollen weder von Beyme noch Kaase die Politische Kulturforschung komplett verwerfen. Doch muss man sich bei der Bewertung der Forschungsergebnisse stets die Kritik der theoretischen und empirischen Beliebigkeit vor Augen halten, die das Erfassen eines ohnehin schon diffusen Erkenntnisgegenstandes zunehmend erschwert. Andererseits dürfe man – so formuliert besonders Kaase – auch nicht ins andere Extrem verfallen und die Politische Kulturforschung in ein starres theoretisches Korsett zwingen, was ebenfalls kontraproduktiv wäre. Allein eine weitergehende, theoretisch transformierte und empirisch umgesetzte Konkretisierung scheint angezeigt zu sein, um in der Zukunft konkrete Ergebnisse erwarten zu können.⁵⁵⁹ In der Tat konstatieren besonders Inglehart und Kaase nicht nur eine Renaissance dieses Forschungsansatzes nach anfänglichem Zweifel – nicht zuletzt verursacht durch Kaases eigene „Pudding-an-die-Wand-nageln“-Metapher – sondern auch den Status der Politischen Kulturforschung als anerkannte Disziplin.⁵⁶⁰

6. Zwischenfazit zu Kapitel IX: Arbeitsdefinition

Wenn wir uns zurückentsinnen an den Versuch einer integrativen Definition auf der Basis grundlegender analytischer Prämissen am Anfang dieses Kapitels, so erkennen wir, dass sich alle Autoren mit ihren Versuchen, sich dem Konzept der Politischen Kultur zu nähern, in unterschiedlichem Maße in dieser Definition wiederfinden, da sie ja auch bewusst weit gespannt war. Dennoch scheint es für den weiteren Verlauf der vorliegenden Arbeit angezeigt zu sein, als definitivische Ergänzung einige Kernaussagen zur Politischen Kultur zu resümieren und in einer Arbeitsdefinition zusammenzuführen.

Es lässt sich feststellen, dass sich die Sensibilität für kulturelle Unterschiede und die damit verbundene differenzierte Wahrnehmung politischer Sinnbezüge immer weiter auszubreiten scheint, so dass das Forschungsfeld der Politischen Kultur eher an Bedeutung gewinnt denn verliert, da ihr die Prämisse zugrunde liegt, dass sich in unterschiedlichen Gesellschaften und auf unterschiedli-

vier Objektbereichen kollektiver politischer Orientierungen Almond und Verbas zu illustrieren. Um Verwirrungen vorzubeugen, sollte bemerkt werden, dass Kaase diese Bereiche abweichend von der obigen Darstellung der Ansätze Almonds und Verbas formuliert als Orientierung in Bezug auf a) das politische System, b) die Inputstrukturen, c) die Outputstrukturen und d) das Ego (*self*). Vgl. Kaase (1983), S. 162/163.

⁵⁵⁹ Vgl. ebd., S. 166/167.

⁵⁶⁰ Vgl. Berg-Schlosser (2003), S. 9.

chen Politikebenen unterschiedliche Sinnbezüge von Politik kulturell auskristallisiert haben.⁵⁶¹ Alle erörterten Ansätze Politischer Kultur haben vor diesem Hintergrund ihre Stärken und Schwächen, so dass die Operationalisierbarkeit und interkulturelle Vergleichbarkeit Politischer Kultur in Frage zu stehen scheint. Almond geht davon aus, dass Politische Kultur Kenntnisse und Meinungen über politische Realität, Gefühle über Politik und politische Werthaltungen enthält, die in einer reziproken Wechselbeziehung zur Politik stehen. Verba ergänzt den Aspekt der direkten oder indirekten Sozialisation, wobei sich historische Erfahrungen, besonderes politische Krisen, in politischen Kerneinstellungen niederschlagen. Pyes Thesen implizieren zudem die Annahme, dass Politische Kultur das Produkt kollektiver und individueller Erfahrungen und Ausdruck individueller und kollektiver Identität ist. Aus dem deutschen Lager kommt von Karl Rohe der nicht unterzubewertende zentrale Ansatz der Unterscheidung zwischen unreflektierten politisch-kulturellen Selbstverständlichkeiten und deren Manifestation im Diskurs der politischen Deutungskultur, die – wie wir später sehen werden – z. B. die Form der amerikanischen Zivilreligion annehmen kann. Auch für ihn sind Kollektiverfahrungen der Kitt der Politischen Kultur. Inglehart schließlich nähert sich Politischer Kultur über die post-materialistische Ebene der Lebenszufriedenheit und der damit verbundenen Bereitschaft und Fähigkeit, ein demokratisches System zu stützen, was vor dem Hintergrund der Frage interessant ist, ob eher wertkonservative Denkmuster wie der Puritanismus diese postmaterialistische Wende überlebt haben. Stellvertretend für all jene Ansätze, die Politische Kultur explizit als Untersystem der Kultur eines Kollektivs verstehen, lässt sich Klaus P. Hansen anführen, der Politische Kultur im allgemeinen Rahmengenüge von allgemeingültigen Standardisierungen in einer Kollektivkultur verortet, aber auch Geertz' und Rohes Sicht von Politischer Kultur als Teil des gesellschaftlichen „Programms Kultur“ bzw. „Programmiersprache“, die es zu verstehen gilt.⁵⁶² Hilfreich scheint auch Gebhardts Verständnis zum politischen Symbolismus zu sein, besonders im Hinblick auf den Puritanismus, dessen Rhetorik stark symbolhaft ist. Überdies hilft uns der Ansatz von Wildavsky zu verstehen, entlang welcher Dimensionen sich politisch-kulturelle Denkmuster ausbilden und manifestieren, und er zeichnet sich darüber hinaus noch durch eine erstaunliche

⁵⁶¹ Vgl. Rohe (1987), S. 47.

⁵⁶² Vgl. ebd., S. 47.

Bandbreite aus, was die Anwendbarkeit seiner Thesen im Bereich der empirischen Analyse angeht.

Politische Kultur wird damit zwar nicht zum Universalrezept, welches Sinn stiften kann, wo alle anderen politikwissenschaftlichen Analyseinstrumente versagen, aber sie tangiert einen zentralen Gegenstandsbereich, auf den nicht verzichtet werden kann, wenn man das Verständnis politischer Phänomene und die Sensibilität politischer Analysen erweitern will.⁵⁶³

Sich auf das Wesentliche beschränkend, und unter Würdigung diverser Kritikpunkte am Modell der Politischen Kultur, lassen sich somit folgende Kernpunkte als Arbeitsdefinition formulieren:

Politische Kultur ist ein Kanon von Standardisierungen und kollektiven Sinnsetzungen bzw. Denkmustern in einer Gesellschaft, die sich insbesondere anhand von integrativen und regulativen Dimensionen herausbilden. Politische Kultur äußert sich – selbst durch postmaterialistischen Wandel hindurch - in tradierten Werten, die die Einstellungen und Vorstellungen von Individuen zu ihrem politischen System beeinflussen und Einstellung zu gesellschaftlichem Wandel oder aber die Resistenz gegenüber demselben prägen. Diese langlebigen Denkmuster sind primär das Ergebnis historischer Erfahrungen und der auf diesen Erfahrungen basierenden Sozialisationsprozesse. Besonders auf der deutungskulturellen Ebene finden sie ihren Ausdruck in abstrakten politischen Denkmustern, die ihrerseits wiederum konkretes politisches Handeln, dessen kommunikative Vermittlung und insbesondere greifbare politische Symbolik beeinflussen.⁵⁶⁴ Eine stabile Politische Kultur und ein damit in Übereinstimmung stehendes Handeln der politischen Eliten stabilisieren somit ein nationales Kollektiv insgesamt.

⁵⁶³ Vgl. ebd, S. 47; Rohe (1994), S. 16/17 sowie Berg-Schlosser (1972), S. 159.

⁵⁶⁴ Vgl. Dölle (2008), S. 32 – 24 sowie Dölle (2010), S. 144 - 145.

VIII. Die Politischen Kulturen in den Beispielländern

Man spielte wieder. Das alte Spiel? Das alte Spiel. Die Bundesrepublik spielte mit. [...] Die Karten wurden neu gemischt. (...) Verdauung, Verwesung, Stoffwechsel und Zellerneuerung nach sieben Jahren war man ein anderer, doch auf dem Feld der Erinnerung lagen Versteinerungen – ihnen hielt man die Treue.⁵⁶⁵

- Wolfgang Koeppen (1953): *Das Treibhaus* -

This is the Lord's doing and it is marvellous in our eyes.⁵⁶⁶

- Elizabeth I. von England (1558) -

For we must consider that we shall be as a city upon a hill. The eyes of all people are upon us. So that if we shall deal falsely with our God in this work we have undertaken, and so cause Him to withdraw His present help from us, we shall be made a story and a by-word through the world.⁵⁶⁷

- John Winthrop (1630): „A Model of Christian Charity“ -

Synopsis:

Das folgende Kapitel stellt einen Abriss der Politischen Kulturen der für diese Arbeit relevanten empirischen Referenten dar. Wir beginnen mit der Bundesrepublik Deutschland, gefolgt von Großbritannien und wenden uns schließlich den USA zu. In jedem Unterkapitel sollen die Grundlagen, die wesentlichen Eigenhei-

⁵⁶⁵ Dieses Zitat entstammt den Gedanken der Figur des Keetenheuve in Wolfgang Koeppens Roman, in dem er die Ambivalenz der Politischen Kultur in der frühen Bundesrepublik beschreibt. Deutlich wird hier die Angst vor wiedererstarkendem Nationalismus und den alten Eliten, die unter der damaligen Adenauer-Regierung autoritären Stils wieder nach den Spitzenpositionen in Politik und Gesellschaft strebten. Vgl. Koeppen, Wolfgang (2004): *Das Treibhaus*. München: Süddeutsche Zeitung GmbH, S. 20/21.

⁵⁶⁶ Diesen historisch überlieferten Ausspruch tat Elizabeth, Tochter Heinrichs VIII., angeblich unter einer alten Eiche in Woodstock Manor in Oxfordshire, wo sie unter Hausarrest gestanden hatte, am 17. November 1558 anlässlich der Nachricht, dass ihrer Halbschwester und Königin von England, die Katholikin Mary Tudor, verstorben war. Sie, die protestantische Elizabeth, sollte nun über ein Reich herrschen, das sich zwischen sich einem verfestigenden Protestantentum und den Wirren der Gegenreformation hin- und hergerissen sah. Obwohl ihr Leben vor Marys Tod mehr als einmal gefährdet gewesen war, sahen ein Teil des Adels und Mary selbst sie doch nur als illegitime Bastardtochter Heinrichs an, die die Wiedereinführung des Katholizismus England gefährden würde. Wie bereits angedeutet, ist der Ausspruch nicht vollständig durch authentische Quellen belegt; er wird jedoch von vielen Historikern und Schriftstellern gerne angeführt, um Elizabeths später sehr überzeugende Fähigkeit, auch die eigene Person zur Unterstützung der beabsichtigten Politik ins richtige Licht zu rücken, zu illustrieren.

⁵⁶⁷ Dieses Zitat stammt aus einer Predigt eines der bekanntesten Pilgerväter in der amerikanischen Geschichte, John Winthrop, der zusammen mit seinen Gefolgsleuten 1630 an Bord der *Arabella* in der Massachusetts Bay Colony landete. *A City Upon a Hill* ist der Name der berühmtesten Predigt Winthrops, und sie basiert auf einer Passage aus der Bergpredigt Jesu Christi (Matthäus 5, 14: „Ihr seid das Licht der Welt. Eine Stadt auf einem Hügel kann nicht verborgen werden.“). In seiner Predigt drängt Winthrop die puritanischen Kolonisten Neuenglands dazu, ihre Gemeinschaft zu eben solch einer „Stadt auf einem Hügel“ und somit zu einem Beispiel für die ganze christliche Welt zu machen. Diese Rede, in der bereits das Sendungsbewusstsein der USA anklingt, beinhaltet einige der wichtigsten Aspekte amerikanischen Denkens, die die Politische Kultur dieses Landes nachhaltig beeinflussen.

ten und Entwicklungstendenzen der jeweiligen Politischen Kultur kritisch beleuchtet werden, um im Folgenden die Abhängigkeit des Verwendungsgrades von Symbolischer Politik von der nationalen Politischen Kultur zu resümieren.

1. Die Politische Kultur der Bundesrepublik Deutschland

1.1. Einleitung:

In wenigen Studien, die sich zur Aufgabe gesetzt haben, die „Physiognomie eines Volkes“⁵⁶⁸ – wie Martin Greiffenhagen die Politische Kultur eines Landes treffend umschreibt – zu erforschen, fehlt ein Kapitel über Deutschland.⁵⁶⁹ Dies ist auch wenig verwunderlich, stellt sich die Politische Kultur der BRD doch quasi als historischer Mikrokosmos dar, der durch die Betrachtung von nur gut hundert Jahren die Entwicklung eines statischen Obrigkeitsstaates zu einer Zivilkultur nach Almond und Verbas Idealbild ermöglicht.⁵⁷⁰ Dabei erfasste der Wandel alle relevanten Untersuchungsfelder: Familie, politische Partizipationsgewohnheiten und das *support*-Verhalten gegenüber des politischen Systems. Seit 1871, dem Beginn des Deutschen Kaiserreiches durch die Proklamation desselben im Spiegelsaal des Schlosses zu Versaille, befand sich die deutsche Nation auf der Suche nach einer einheitlichen Politischen Kultur; eine Suche, die sich aufgrund fehlender demokratischer Grundstrukturen und großer regionaler Diversität anders als z. B. in den USA sehr schwierig gestaltete. Jedes vorhergehende politische System hatte sich quasi selbst demontiert und wurde von den sich abzeichnenden Vorläufern seines Nachfolgesystems unterminiert, bis es schließlich kollabierte⁵⁷¹ und jenen Grausamkeiten Platz schuf, die nur aufgrund von dem möglich waren, was Adorno einmal als kalte „bürgerliche Subjektivität“⁵⁷² definierte, die den deutschen Nationalcharakter zu jener Zeit prägte.

⁵⁶⁸ Greiffenhagen, Martin (1984): Vom Obrigkeitsstaat zur Demokratie: Die politische Kultur in der Bundesrepublik Deutschland. in: Reiche, Peter (Hrsg.): Politische Kultur in Westeuropa. Bürger und Staaten in der Europäischen Gemeinschaft. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 52

⁵⁶⁹ Für eine umfassende Einsicht in dieses Thema sei verwiesen auf Schwaabe, Christian (2005): Die deutsche Modernitätskrise. Politische Kultur und Mentalität von der Reichsgründung bis zur Wiedervereinigung. München: Wilhelm Fink.

⁵⁷⁰ Vgl. Seck (1991), S. 154/155.

⁵⁷¹ Vgl. Baker, Kendall L./Dalton, Russel J./Hildebrandt, Kai (1981): Germany Transformed. Political Culture and the New Politics. Cambridge (Mass.)/London: Harvard UP, S. 21 und Immerfall, Stefan/Steinbach, Peter (1987): Politisierung und Nationalisierung deutscher Regionen im Kaiserreich. in: Berg-Schlosser, Dirk/Schissler, Jakob (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 68.

⁵⁷² Adorno wird zitiert in Habermas (1978), S. 13.

Spätestens nach der nationalsozialistischen Diktatur und der demokratischen Neugründung der deutschen Nation schien die Zeit sowohl für deutsche als auch für ausländische Experten gekommen zu sein, dieses Phänomen politisch-kultureller Diskontinuität genauer zu untersuchen. Dabei hatte die Erforschung Politischer Kultur in Deutschland bereits eine längere Tradition, auch wenn sich die Forschungsinstrumente und Erkenntnisansätze wesentlich von den späteren Pionierstudien Almonds und Verbas unterschieden. Bereits zu Beginn des 19. Jhds. gebot die historische Fragmentierung des deutschen Nationalgefüges die Suche nach einem gemeinsamen Sinn, einem Satz verbindlicher Werte, die das Volk hätten einen können. Freilich hieß „Politische Kultur“ damals noch „Nationalcharakter“ oder „Zeitgeist“ und wurde anhand von Tagebüchern, Reiseberichten, Belletristik und später dann auch mithilfe sozial-psychologischer Instrumentarien untersucht. Anders als in den USA bediente man sich erst spät empirischer Methoden, um die aufgestellten Thesen zu verifizieren, was auch an der Unterbrechung durch den Zweiten Weltkrieg und die Emigration vieler Mitglieder der deutschen Forschungselite ins Ausland lag. Allerdings sollten es später gerade diese deutsch-jüdischen Emigranten sein, die wichtige Impulse für das gaben, was wir heute gemeinhin als Politische Kulturforschung bezeichnen.⁵⁷³

1.2. Politische Kultur vor 1945:

Besonders Greiffenhagen betont anschaulich, dass es im Grunde genommen bis zum Zweiten Weltkrieg nur eine persistente „nationalcharakterliche“ Einstellung gab, die auch den Standards der modernen Politischen Kulturforschung standhalten konnte, nämlich die konservativ-autoritäre. Konnten sich andere Länder bereits frühzeitig von der Struktur von Befehl und Gehorsam abnabeln, die aus dem feudal-hierarchischen Erbe resultierte, so blieb diese in Deutschland noch bis in die Weimarer Republik hinein weitgehend intakt und ebnete auch den Weg für den faschistischen Militärstaat, in dem die hohen Militärpositionen fast ausschließlich von Mitgliedern des deutschen Landadels besetzt waren. Beeinflusst von der preußischen Staatslehre, die der Obrigkeit gegenüber absoluten Gehorsam verlangte, sind der autoritär-konservativen Tradition mehrere Aspekte zueigen. Zum einen findet, anders als wir es heute verstehen, eine Trennung

⁵⁷³ Vgl. Greiffenhagen (1984), S. 52/53.

von Staat und Gesellschaft statt. Es liegt die Macht nicht beim Volke, sondern bei der Regierung und Verwaltung, die als Staat im engeren Sinne verstanden werden. Alle anderen gesellschaftlichen Gruppen aus Wirtschaft und Kultur etc. haben keine Teilhabe an politischer Macht. Selbst die Parteien mit ihren ideologischen Leitlinien wurden als eher staatszersetzend angesehen. Weiterhin fand sich eine aus der Retrospektive als große Illusion zu entlarvende Ansicht bezüglich der Neutralität dieses Staates im engeren Sinne, der sich lediglich dem Gemeinwohl verpflichtet sah. Dies sollte auch durch das Berufsbeamtentum preußischer Prägung garantiert werden, das Ordnung und Stabilität garantieren sollte und deshalb nicht einfach entlohnt, sondern von dem Staat alimentiert wurde, der als oberster Dienstherr galt. Der Staat stellte sich somit nicht als aus dem Volke heraus geschaffene rationale Entität der Interessensvertretung und -umsetzung oder gar als mit dem Volke deckungsgleiches Konstrukt dar, sondern nahm vielmehr für sich eine überlegene Stellung, hervorgehobene Würde und besondere rechtliche Autorität in Anspruch. Dies hatte sowohl als Voraussetzung als auch als weiterreichende Konsequenz eine politische Entmündigung des Bürgertums zur Folge, dem jede politische Kompetenz abgesprochen wurde. Auch Beamten hatten nur einen eng abgesteckten Handlungsrahmen, der Rest konnte nur durch absoluten Gehorsam und weitgehende Passivität zum Erhalt des Staates beitragen, welche als größte Tugenden des damaligen Bürgertums galten und weit von den Idealen der aktiven politischen Partizipation entfernt sind, die heute als Garanten für ein responsives politisches System gelten.

Die Folgen eines derartigen partizipativen Ausschlusses liegen auf der Hand: Das Bürgertum zog sich zurück und akzeptierte die scheinbare Unterlegenheit im Rahmen einer „Untertanenkultur“. Der Rückzug in Wirtschaft und Kultur führte auf diesen Sektoren zu großartigen Leistungen, doch ging mit ihnen keine politische Emanzipierung einher. Politik galt als schmutziges Geschäft einer undurchsichtigen Elite. Andererseits – und darin lag das Schizophrene – erlaubte es die Staatshörigkeit nicht, dem Staat den *support* zu verweigern. Wählen war vaterländische Pflicht und Ehrensache, auch wenn dies rein funktionell und nicht affektiv motiviert war. Emotional stand man nur einem Deutschland als Nation der Kultur nahe. Eine abstrakte Staatsidee konnten weder Preußen noch die Weimarer Republik liefern, was die ohnehin schwache Selbstidentifikation der Bürger mit dem übermächtigen Staat noch erschwerte, da es ihn

lediglich aus Vaterlandstreue unterstützte.⁵⁷⁴ Auch dem Proletariat, welches dem bürgerlichen Nationalbewusstsein mit großem Argwohn gegenüberstand, gelang die politische Emanzipierung ebenfalls nicht. Zwar sorgte die eher linke Gesinnung der Arbeiter für ein gesundes Misstrauen gegenüber dem Obrigkeitsstaat, doch war auch der gemeine Arbeiter obrigkeitsstaatlich durch Schule und Armee sozialisiert worden, und seine politische Loyalität zur Krone erstickte jedwede revolutionäre Tendenz. Auch wurde eine mögliche internationale Solidarität mit den Arbeitern anderer Länder als Vaterlandslosigkeit betrachtet.⁵⁷⁵

Politische Umwälzungen konnten somit nicht auf politisch-kulturelle Gemeinsamkeiten oder revolutionäre Keime im Nationalcharakter des deutschen Volkes zurückgeführt werden, sondern nur auf militärische Niederlagen, die – der völkischen Ideologie folgend – stets den Linken angelastet wurde. Der konservative Adel und das Militär – passiv loyal toleriert vom Bürgertum, dem es noch immer an politischem Durchsetzungswillen fehlte – bildeten eine antidemokratische Front, so dass das Experiment einer parlamentarischen Demokratie in der Weimarer Republik scheiterte und dies eher von ihren Feinden zur Machtergreifung genutzt wurde. Persistent schienen dabei politisch-kulturelle Denkmuster wie Nationalismus, Obrigkeitshörigkeit, *output*-Orientierung bzgl. staatlicher Leistungen, Militarismus, Antimodernismus und Antisemitismus zu sein, die den Weg in die Katastrophe des Zweiten Weltkrieges bereiteten.⁵⁷⁶

⁵⁷⁴ Vgl. ebd., S. 54/55; Gluchowski, Peter/Plasser, Fritz/Ullrich, Peter A. (1993²): Politisch-kultureller Wandel in Deutschland. in: Plasser, Fritz/Ullrich, Peter A. (Hrsg.): Staatsbürger oder Untertanen? Politische Kultur Deutschlands, Österreichs und der Schweiz im Vergleich. Frankfurt am Main/Berlin: Fritz Lang, S. 159; Reichel, Peter (1981): Politische Kultur in der Bundesrepublik. Opladen: Leske + Budrich, S. 69 und Schlegel-Batton, Thomas (1987): Politische Kultur der Mittelschichten im Übergang zum Nationalsozialismus. in: Berg-Schlosser, Dirk/Schissler, Jakob (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 117. Vgl. dazu Greiffenhagen (1984), S. 55; Bergem, Wolfgang (2003): Die Vergangenheitsprägung deutscher politischer Kultur und Identität. in: Breit, Gotthard (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Abkehr von der Vergangenheit – Hinwendung zur Demokratie. Schwalbach (Ts.): Wochenschau Verlag, S. 28/29 und Reichel (1981), S. 101/102.

⁵⁷⁵ Reichel (1981), S. 63, 86/87 und Claußen, Berhard (1987): Historische Sozialisationsmuster in Deutschland. in: Berg-Schlosser, Dirk/Schissler, Jakob (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 156/157.

⁵⁷⁶ Reichel (1981), S. 105/106 und Lehnert, Detlef/Megerle, Klaus (1987): Identitäts- und Konsensprobleme in einer fragmentierten Gesellschaft. Zur Politischen Kultur in der Weimarer Republik. in: Berg-Schlosser, Dirk/Schissler, Jakob (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 80/81.

Der (unfreiwillige) Rückzug des Bürgertums aus der Politik führte zu einer Kanalisierung freigewordener Kräfte zu großartigen Leistungen im Bereich Kultur und Wirtschaft. Im kaiserlichen Deutschland wurde versucht, dieses Resultat aus politischer Passivität gleichsam zu einer Staatsidee umzumünzen, die das Regime selbst nicht zu entwickeln vermochte. Man versuchte, die bürgerlichen Rückzugsräume zu wesentlichen Bestandteilen des deutschen Nationalcharakters auszubauen. Die wirtschaftliche Weltgeltung Deutschlands, die binnen weniger Jahrzehnte erreicht wurde, wurde in ein Modernisierungscredo umgedeutet. Der wirtschaftliche Beitrag des Bürgertums trat an die Stelle politischer Teilhabe; also Modernisierung ohne Demokratisierung, die z. B. der Entwicklung in Großbritannien diametral gegenüberstand. Dort führte die durch die Industrielle Revolution inspirierte Emanzipierung der Arbeiterklasse zu weitgehenden Wahlrechts- und Sozialreformen, die das soziale Gefüge zu stabilisieren vermochten. Weiterhin versuchte das kaiserliche Deutschland, fehlende affektive Kohäsion durch obskure völkische Ideologien zu supplementieren, um den Deutschen eine gemeinsame Identität zu geben: Die deutsche Kulturnation – gepaart mit wirtschaftlicher Schlagkraft - wurde als überlegen betrachtet. Obgleich diese Einstellung Parallelen zum britischen Imperialismus mit seinem Sendungsbewusstsein aufweist („taking up the white man’s burden“), leistete diese Einstellung in Deutschland unbewusst den späteren nationalsozialistischen Auswüchsen einer arischen Rassenideologie Vorschub, als völkische Ideologien mit anfangs latenten antisemitischen Tendenzen verschmolzen. Dies manifestierte sich durch den Versuch einer Schaffung nationaler Identität durch, so Greiffenhagen, „negative Integration“, also durch den Kampf gegen Sozialdemokraten, religiösen Minderheiten und später gegen die Bewohner der nicht deutschsprachigen Nachbarländer. Das Vertreten dieser Gesinnungen, die an die Stelle einer veritablen Staatsidee traten, war „Erste Bürgerpflicht“ und bereitete den Boden für die Schrecken der nationalsozialistischen Herrschaft.⁵⁷⁷

⁵⁷⁷ Vgl. dazu Greiffenhagen (1984), S. 55; Bergem, Wolfgang (2003): Die Vergangenheitsprägung deutscher politischer Kultur und Identität. in: Breit, Gotthard (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Abkehr von der Vergangenheit – Hinwendung zur Demokratie. Schwalbach (Ts.): Wochenschau Verlag, S. 28/29 und Reichel (1981), S. 101/102.

1.3. Politische Kultur von 1945 bis 1989:

Wenngleich wir heute auf eine umfangreiche demokratische Verfassungsgeschichte zurückblicken können, so erfolgte dieser Neuanfang nicht nahtlos nach dem Niedergang demokratischer Grundstrukturen durch das Nazi-Regime. Der Wille zur Veränderung und zur Neuerschaffung politischer Traditionen aus der Weimarer Zeit war schwach, das Interesse an Politik wenig ausgeprägt und das obrigkeitstaatliche Denken viel zu sehr in den Köpfen verankert, so dass die neue Staatsform der parlamentarischen Demokratie nach 1945 von den deutschen relativ vorbehaltlos oder eher teilnahmslos akzeptiert wurde.⁵⁷⁸ Das Ausland sah die ehemals „verspätete Nation“ politisch-kulturell als hoffnungslosen Fall an.⁵⁷⁹ Die traditionell eher passive Loyalität zum Staatsapparat führte nicht oder nur kaum zu bemerkenswertem Widerstand gegen die alliierte Ausrottung nationalsozialistischer Strukturen durch Entnazifizierung und Reeducation, was – in der Rückschau – sicherlich als positive Seite einer fehlenden kontinuierlichen affektiven Bindung der Bürger an den deutschen Staat des Dritten Reiches gewertet werden muss. Wirtschaftskrisen der Weimarer Republik und die Reparationsproblematik nach dem Ersten Weltkrieg hatten bereits der Trauer um die ersten beiden Staatsformen nach 1871 enge Grenzen gesetzt. Die umsichtige Wiederaufbaupolitik der Alliierten, gepaart mit politischen Bildungs- und Erziehungsmaßnahmen, sowie das sich bald anschließende Wirtschaftswunder verschafften der „neuen“ Regierungsform Akzeptanz innerhalb der Bevölkerung; Bonn war tatsächlich nicht Weimar.⁵⁸⁰ Zwar galt das System der Siegermächte „nur“ als Rahmen für wirtschaftlichen Aufschwung und wurde nicht um seiner selbst willen angenommen, doch verankerte es zumindest positiv im Kontext des nun klassenlosen Bürgerbewusstseins. Diesen Aufbruch zu sozialer Gleichheit und Klassenlosigkeit nach der weitgehenden Abdankung der alten politischen Adels- und Militäreliten durch die militärische Niederlage gegen die Alliierten

⁵⁷⁸ Vgl. Breit, Gotthard (2003): Einführung: Politische Kultur in Deutschland. Abkehr von der Vergangenheit – Hinwendung zur Demokratie. in: Breit, Gotthard (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Abkehr von der Vergangenheit – Hinwendung zur Demokratie. Schwalbach (Ts.): Wochenschau Verlag, S. 4 und Bergem (2003), S. 34/35.

⁵⁷⁹ Vgl. Wesel, Reinhard (2003): Deutschlands „außenpolitische Kultur“. Zu Entwicklung und Wandel der Haltung der Deutschen zur internationalen Politik. in: Breit, Gotthard (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Abkehr von der Vergangenheit – Hinwendung zur Demokratie. Schwalbach (Ts.): Wochenschau Verlag, S. 39.

⁵⁸⁰ Alemann und wird zitiert Bergem (2003), S. 27. Vgl. auch Ernst (1988), S. 24 – 26.

nannte Lord Ralph Dahrendorf den „Stoß in die Modernität“⁵⁸¹. Kritisch bleibt jedoch anzumerken, dass die stark diskontinuierliche Entwicklung des deutschen Regierungswesens durch militärische Niederlagen eben auch verhindert hatte, dass sich eine ausgeprägte Politische Kultur und affektive Bindungen zur eigenen Staatsform entwickeln konnten wie dies in Ländern der Fall gewesen war, die sich entweder verfassungstechnisch organisch entwickelt hatten, z. B. Großbritannien, oder in denen Umbrüche durch vom Volk initiierte Revolutionen eingeleitet worden waren, die ja ihrerseits selbst Ausfluss eines bestimmten politischen Staats- und bürgerlichen Selbstverständnisses gewesen waren (z. B. in Frankreich und den USA).⁵⁸²

Deswegen – so das Ergebnis der ersten *Civic Culture*-Studie in den 1960ern – fehlte den Deutschen neben der Anerkennung ihrer Modernität und Effizienz lange Zeit die affektive Akzeptanz ihrer demokratischen Staatsform; dem vielleicht wesentlichsten Bestandteil einer stabilen Politischen Kultur. Zwar war die Wahlbeteiligung hoch, doch konnte dies lediglich als Überbleibsel des bürgerlichen Pflichtgefühls dem Staat gegenüber identifiziert werden, das noch aus obrigkeitsstaatlichen Tagen stammte, denn der Glaube, durch die eigene Partizipation Politik mitgestalten zu können, war wenig verbreitet.⁵⁸³ Die weitaus wichtigeren Aspekte neben der „mechanisch-funktionellen“ Wahlbeteiligung wie z. B. gesunder Nationalstolz, politische Kommunikation in Form von politischer Diskussion, politische Partizipation in Parteien und Verbänden oder durch Bür-

⁵⁸¹ Greiffenhagen (1984), S. 57.

⁵⁸² Vgl. ebd., S. 56 – 58. Weitere Faktoren für die Stabilität des neuen Regierungskonstruktes in Deutschland war auch – so ist sich die Wissenschaft weitgehend einig – die durch die Abtrennung der DDR begründete konfessionelle Ausgeglichenheit des bundesrepublikanischen Territoriums. Religiösen Konflikten, die in der Vergangenheit politische Stabilität unmöglich gemacht hatten, fehlte nun die demographische Grundlage. Protestanten und Katholiken hielten sich die Waage. Ein Zeichen dafür, dass konfessionelle Zugehörigkeit als politisches Motiv kaum mehr eine Rolle spielt, ist das Faktum, dass es der CDU in der Vergangenheit gelang, beide Gruppen in ihre Mitgliederstruktur zu integrieren, was bei einer zahlenmäßigen Unausgewogenheit innerhalb der Bevölkerung wohl kaum möglich gewesen wäre. Vgl. ebd., S. 57/58 und auch Gluchowski/Plasser/Ulram (1993²), S. 158/159 und Reichel (1981), S. 110/111. Ein eindrucksvolles Portrait der Stimmung und des politisch-kulturellen Wandels in jungen Bundesrepublik während der Gründerjahre zeichnet auch Wiegrefe, Klaus (2005): Blühende Landschaften. in: DER SPIEGEL Nr. 48/28.11.2005. Hamburg: SPIEGEL-Verlag, S. 46 – 64.

⁵⁸³ Vgl. Gluchowski/Plasser/Ulram (1993²), S. 160; Berg-Schlosser (1990), S. 36 und Baker/Dalton/Hildebrandt (1981), S. 22 sowie Conradt (1980), S. 217 – 219. Vgl. auch Verba, Sidney (1965): Germany: The Remaking of Political Culture. in: Pye, Lucian W./Verba, Sidney (Hrsg.): Political Culture and Political Development. Princeton: Princeton UP, S. 148 – 150.

gerinitiativen, Akzeptanz der Vorteile eines Mehrparteiensystems und Anerkennung der Sinnhaftigkeit von pluraler Meinungsbildung und Opposition kamen ebenso zu kurz wie das Verständnis einer Politik, die nicht mehr von (erzwungenen) sozialen Gesamtkonsensen geprägt war, sondern von Kompromissen als Resultat konfrontativer aber letztendlich fruchtbarer politischer Auseinandersetzungen innerhalb der Legislative. Mangelndes Vertrauen in die Funktionslogik und die Sinnhaftigkeit sozialer Gruppenprozesse identifizierten Sozialisationstheoretiker als wahrscheinliche Ursache für die mangelnde soziale Kooperations- und Organisationsbereitschaft, die natürlich eine Akzeptanz pluraler und vielschichtiger Entscheidungsfindungsprozesse erschwerte. Selbständigkeit wurde – auch bei der elterlichen Erziehung – nach wie vor nicht als erstrebenswerte Tugend vermittelt.⁵⁸⁴ Es blieb stets nur beim Fokus auf das wirtschaftliche Wohlergehen des Einzelnen, für das der Staat Sorge zu tragen hatte; es war dies eine ausschließliche, für eine Untertanenkultur typische *output*-Orientierung, die sich noch bis weit in die 1960er Jahre hinein konstatieren lassen sollte.⁵⁸⁵

Die Prognosen sahen also nicht gut aus, da zwar systemfunktionale Akzeptanz vorhanden war, aber die wichtigen Einstellungen, eben jener *diffuse support* Eastons, ohne die ein politisches System sich nicht im Bewusstsein der Bürger dauerhaft verankern kann, fehlten zum Großteil noch.⁵⁸⁶ Die Situation der fünfziger und sechziger Jahre schien also die Befürchtungen von Politologen, Soziologen und der Siegermächte zu bestätigen, dass es angesichts der autoritären Tradition Deutschlands schwer sein würde, demokratisches Gedankengut zu einem Teil des deutschen „Nationalcharakters“ zu machen, oder – um einen weniger unglücklichen Terminus zu wählen – ein vorbildliches „Bürgerbewusstsein“ zu etablieren.⁵⁸⁷

Diese Entwicklung begann sich erst mit der Erkenntnis zu ändern, dass der neugegründeten BRD wohl eine längere Phase des Friedens und der wirt-

⁵⁸⁴ Vgl. Conradt (1980), S. 252 und Reichel (1981), S. 121. Reichel streicht hierbei besonders die Rolle der Sozialisationsprozesse in Schule und privatem Umfeld als Ursachen dieser Defizite bereits bei jungen Deutschen heraus. Vgl. Verba (1965), S. 138/139, 162 – 168.

⁵⁸⁵ Vgl. ebd., S. 142/143.

⁵⁸⁶ Vgl. Conradt (1980), S. 221 – 223.

⁵⁸⁷ Vgl. Greiffenhagen (1984), S. 59 – 61 und Reichel (1981), S. 127. Der Begriff „Bürgerbewusstsein“ wird verwendet von Verba (1965), S. 168. Die Forschungsrichtung der „Nationalcharakter-Studien“ empfiehlt sich deshalb – so Berg-Schlosser – nicht gerade für ein modernes Verständnis von Politischer Kultur, weil sie lange von fragwürdigen ethnologischen Aspekten beeinflusst wurde. Vgl. Berg-Schlosser (2003), S. 8.

schaftlichen Sicherheit bevorstehen würde, wenn auch unter dem allgegenwärtigen Einfluss der Siegermächte. Die Deutschen begannen, sich in dem Regierungssystem wohlfühlen das auch im Rahmen von Regierungswechseln von rechts nach links stabil blieb. Das allgemeine Wohlgefühl im Inneren wurde durch große Akzeptanz Deutschlands innerhalb der EU und auch im globalen Kontext gefördert. Auch Almond und Verba erkannten schließlich Ende der 1980er in *The Civic Culture Revisited* an, dass sich Deutschland nicht nur politisch-kulturell weit entwickelt und die Bürger ihre anfängliche politische Apathie hatten⁵⁸⁸, sondern aufgrund ausbalancierter Regierungs- und Gesetzgebungsstrukturen auf Basis des Grundgesetzes sich von einem Sonderfall einer „verspäteten Nation“ sogar zu einem Modellfall westlicher Demokratien geworden war; ein Status, den bisher nur Großbritannien und die USA inne hatten.

Ausgehend von dem Urteil „gut informiert, aber distanziert“ aus der ersten *Civic Culture*-Studie, war dieser vorbildlichen Entwicklung eine überraschende, politisch-kulturelle Wende in den späten 1960er und besonders den 1970er Jahren vorangegangen, im Laufe derer die meisten der noch verbliebenen Sympathisanten des Nationalsozialismus, die das alte Regime als „lediglich schlecht ausgeführte, an sich aber brauchbare Idee“ verteidigten, verstummten⁵⁸⁹, das Mehrparteiensystem folgerichtig größeren Anklang fand und auch politisches Interesse und daraus resultierende Partizipation sich bis Ende der 1970er nahezu verdoppelten.⁵⁹⁰ Weiterhin stiegen auch der Glaube daran, unter dem Dach der verfassungsmäßig garantierten Meinungsfreiheit selbst etwas politisch bewegen zu können, z. B. in Bürgerinitiativen, sowie die Zufriedenheit mit dem demokratischen System im Allgemeinen auf über 90 % Anfang der 1990er. Die Politische Kultur Deutschlands schien sich somit in den von Almond definierten kognitiven, affektiven und evaluativen Aspekten von einer obrigkeitsstaatlichen zu einer demokratischen gewandelt zu haben. Besonders die affektive Bindung an die Staatsform, die sich normalerweise erst über Generationen hinweg aus-

⁵⁸⁸ Vgl. Beyer, Jutta/Holtmann, Everhard (1987): „Sachpolitik“, Partizipation und Apathie in der Nachkriegsgesellschaft. in: Berg-Schlosser, Dirk/Schissler, Jakob (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 148/149.

⁵⁸⁹ Vgl. Baker/Dalton/Hildebrandt (1981), S. 23. Dem stand eine Unzufriedenheitsrate mit Blick auf das politische System von nur 5 % (1972) gegenüber. Vgl. ebd., S. 68. Siehe auch Conradt (1980), S. 226.

⁵⁹⁰ Vgl. ebd., S. 232.

bildet, entwickelte sich in der BRD sehr schnell. Nicht mehr nur die Wirtschaftskraft als solche war Anlass für gesunden Nationalstolz, sondern auch die demokratischen Institutionen selbst.⁵⁹¹ Dies galt besonders bei den jüngeren Alterskohorten, die das politisch-kulturelle Bild im Bundesdurchschnitt prägten. Sie waren Teil eines allgemeinen Wertewandels aufgrund höherer ökonomischer und sozialer Sicherheit, der es ihnen ermöglichte, ihre Prioritäten mehr und mehr auf Selbstverwirklichung und politische Teilhabe hin auszurichten.⁵⁹² Sie waren es auch, die sich für im Vergleich neue Politikfelder wie Umweltpolitik interessierten.⁵⁹³ Dabei wurde anfänglich der Wirtschaft allerdings noch lange eine konstitutive Bedeutung innerhalb der Politischen Kultur eingeräumt werden. Neben Reichel, der die pädagogischen Reformen jener Zeit als Erklärungsansatz heranzieht, räumt auch Greiffenhagen ein, dass es wahrscheinlich eine Verbindung von demokratischem Vertrauen und wirtschaftlicher Zufriedenheit in dem Sinne gab, dass man sich erst nach Befriedigung grundlegender materieller Bedürfnisse abstrakteren Werten wie der eigenen Bindung an demokratische Ideen zuwandte. Dies würde auch mit den grundlegenden Annahmen der Anthropologie und Psychologie bezüglich menschlicher Bedürfnisstrukturen übereinstim-

⁵⁹¹ Vgl. Reichel (1981), S. 59 – 63; Schüttemeyer, Suzanne S. (1987): Der Bundestag im Urteil der Bürger. Zur Parlamentarismusperzeption in der Bundesrepublik. in: Berg-Schlosser, Dirk/Schissler, Jakob (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 409 – 421 und Gluchowski/Plasser/Ulram (1993²), S. 162/163, 170.

⁵⁹² Scheinbar waren es die Jüngeren, die die unveränderte Einstellung ihrer mittlerweile Großelterngeneration kompensierten und die wirtschaftlichen Institutionen nicht mehr über ihre sonstigen Präferenzen, wozu auch veränderte Bildungsmechanismen beigetragen hatten. Vgl. Behrmann, Günter C. (1987): Wertewandel, Bildungsexpansion und politische Sozialisation. in: Berg-Schlosser, Dirk/Schissler, Jakob (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 172 – 177 sowie Conradt (1980), S. 256/257. Dennoch kanalisierte sich der erhöhte Wille zur Selbstverwirklichung nicht automatisch in gesteigerter politischer Partizipation. Gerade junge Menschen mit hoher Partizipationsmotivation waren schnell durch die Performanz von Staat und Parteien enttäuscht und glitten ab in Staatsverdrossenheit. Auch sollten nicht die regional unterschiedlichen Politischen Kulturen innerhalb des Bundesgebietes vergessen werden. So spielen aus der Retrospektive z. B. in Bayern auch bei den jüngeren Alterskohorten erzieherische Werte wie Gehorsam und Unterordnung noch immer eine große Rolle. Vgl. Greiffenhagen (1984), S. 64, 68/69; Reichel (1981), S. 218/219 und Gluchowski/Plasser/Ulram (1993²), S. 168 und zur Sonderstellung Bayerns Mintzel, Alf (1987): Besonderheiten der politischen Kultur Bayerns. Facetten und Etappen einer politisch-kulturellen Homogenisierung. in: Berg-Schlosser, Dirk/Schissler, Jakob (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 295 – 308.

⁵⁹³ Vgl. Brand, Karl-Werner (1987): Zur politischen Kultur der neuen sozialen Bewegung. in: Berg-Schlosser, Dirk/Schissler, Jakob (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 331/332 und Gluchowski/Plasser/Ulram (1993²), S. 172/173.

men. Umso wahrscheinlich scheint dies, da generell auch historisch die Korrelation zwischen Demokratie und damit einhergehendem Frieden im Lande und einer prosperierenden Wirtschaft deutlich wird. Kräfte, die sonst durch militärische Spannungen innerhalb des Volkes gebunden wurden, konnten sich nun auf anderen Gebieten kanalisieren. Umgekehrt birgt dies natürlich auch die Gefahr der Korrosion demokratischen Vertrauens bei wirtschaftlichen Krisen. Die Skepsis der Bürger gegenüber ihren politischen Eliten scheint dabei weit über das hinauszuweisen, was sonst unter dem Schlagwort „Politik-“ oder „Parteienverdrossenheit“ genannt wird. Besonders in Krisenzeiten nämlich ist ein verstärkter Zulauf zu radikalen Parteien zu beobachten, die sich eher am Rande des demokratisch sanktionierten Spektrums bewegen. Obwohl nach Expertenmeinung auch in Deutschland die Demokratie weitgehend auch um ihrer selbst willen geschätzt wird und demokratische Zufriedenheit nicht durch eine Fokussierung auf Wirtschaftspolitik erreicht werden kann, sind diese Korrelationen latente Einflussgrößen auf Art und Ausprägung der Politischen Kultur in Deutschland bis zum heutigen Tage.⁵⁹⁴ Es bleibt einschränkend auch zu bemerken, dass die Zufriedenheit mit den Institutionen nicht einheitlich ist. Während das Bundesverfassungsgericht im Zuge einer „Verfassungsvergottung“ sehr hohe Anerkennung genießt, erkennt man der exekutiven Elite nur einen hinteren Beliebtheitsrang zu. Ganz am Ende stehen mittlerweile die Parteien. Wie in einer Mediokratie üblich, genießen die Medien eine zwar nicht mehr unkritisierte aber dennoch vergleichsweise positive Stellung.⁵⁹⁵

Weiterhin hat sich positiverweise inzwischen eine stabile Wähler-Partei-Bindung aufgebaut, zumal die großen Volksparteien sich inzwischen weitestgehend im ideologischen Mittelfeld zwischen konservativer und links-liberaler Politik verortet haben. Diese an sich wünschenswerte ideologische Homogenität unter Vermeidung grober Konfliktlinien führt jedoch in Bezug auf die Mitgliederstruktur zuzunehmen zu einem Schwund des aktiven Parteisupports in Form von Parteimitgliedschaft. Parteipolitik wird immer mehr als profilloses Machtgerangel und Schaupolitik wahrgenommen, dem besonders Jüngere sich frustriert zu entziehen suchen. Die beständige Berichterstattung über die Art und Weise innerparteilicher Arbeit hat neben der wachsenden Transparenz somit auch die nega-

⁵⁹⁴ Vgl. Greiffenhagen (1984), S. 63/64 und Baker/Dalton/Hildebrandt (1981), S. 30/31, 68.

⁵⁹⁵ Vgl. Gluchowski/Plasser/Ullram (1993²), S. 182/183.

tive Folge der „Desillusionierung“ was die Motive der Politik angeht; eine Entwicklung, die sich auch bei anderen Großinteressensvertretungen wie den Kirchen und Gewerkschaften abzeichnet.⁵⁹⁶

1.4. Die Politische Kultur der DDR: Ein Überblick

Auf deutschem Territorium gab es bis 1989 – wenn nicht sogar darüber hinaus – auch eine zweite Politische Kultur, die Aufmerksamkeit verdient, da sie Aspekte zur gesamtdeutschen Politischen Kultur nach 1989 beigesteuert hat. Gegründet war sie ideologisch auf ihrer Ablehnung westlich-liberaler Werte, die in der Wahrnehmung der DDR-Ideologie in direkter Linie zum faschistischen Kapitalismus standen. Das Gefühl, „auf der richtigen Seite“ zu stehen, so Bergem, war gleichsam Staatsidee.⁵⁹⁷ Das wohl bedeutendste Charakteristikum der Politischen Kultur der DDR war ihre zweigeteilte Natur. Der Umstand einer sozialistischen Diktatur mit einem Geltungsanspruch für alle Lebensbereiche ihrer Bürger führte zu einer Dissonanz zwischen einer offiziellen, nicht-privaten und regimetreuen sowie einer inoffiziellen und privaten Politischen Kultur. Der autoritäre Bürokratiestaat der DDR strebte gemäß des sozialistischen Credos die Entindividualisierung seiner Bevölkerung, welche jedoch im privaten Bereich genau das Gegenteil zur Folge hatte, nämlich eine Atomisierung des sozialen Gefüges. Während man sich im Privaten in Nischen von Familie und Freundeskreis zurückzog und dem Staat nur in Erwartungshaltung gegenüberstand, musste man nach außen hin ein systemkonformes Gleichverhalten darbieten, um die privaten Rückzugsräume nicht zu gefährden. Die offizielle Politische Kultur der DDR war stark ritualisiert und von eher akklamativer Natur. Normalerweise als freiwillig erdachte Formen der gesellschaftlichen Partizipation wurden zum staatlich verordneten Dogma. Die nicht-offizielle Politische Kultur stellte sich demzufolge als die zwar regimeunkonforme, aber dennoch dominante Kulturform dar und spiegelte zwangsläufig auch die Defizite des offiziellen Dogmas wider. Gluchowski, Plasser und Ulram geben als zentrale Aspekte der dominanten Politischen Kultur der DDR besonders die Betonung „typisch deutscher“ Sekundärtugenden wie Fleiß,

⁵⁹⁶ Vgl. ebd., S. 176 – 179 sowie bei Folke Schuppert (2008), S. 23/24 und Lepsius, Mario Rainer (1990): Die Prägung der politischen Kultur der Bundesrepublik durch institutionelle Ordnungen. in: Lepsius, Maria Rainer (Hrsg.): Interesse, Ideen und Institutionen. Wiesbaden: Opladen, S. 63.

⁵⁹⁷ Vgl. Bergem (2003), S. 35.

Pünktlichkeit und Treue an, den hohen Stellenwert staatlicher Sicherungsleistungen bei gleichzeitigem Misstrauen gegenüber konfrontativer Politik und spontaner politischer Beteiligung, das geringe Wissen über europäische Entwicklungen, verzerrte Erwartungen bezüglich marktwirtschaftlicher Ordnungen und schließlich den überhöhten Stellenwert wirtschaftlichen Wohlergehens, der in einer zentralstaatlichen Mängelwirtschaft nicht verwunderlich ist.⁵⁹⁸

Nach nunmehr 25 Jahren, in denen zusammen mit den Territorien der alten und neuen Bundesländern auch die Politischen Kulturen unmittelbar aufeinandergetroffen sind, bleibt die Frage nach einer eventuellen Amalgamierung oder auch eines parallelen Fortbestandes zweier individueller Kulturen weitgehend unbeantwortet. Dennoch – vor dem Hintergrund unserer Definition von Politischer Kultur als persistente kontinuierliche Denkmuster – weisen derlei Kulturen normalerweise eine erstaunliche Robustheit gegenüber historischem und auch sozialem Wandel auf, der vermuten lässt, dass mittlerweile wohl eine Angleichung westlicher und östlicher Kulturaspekte im Gange ist, diese aber wohl kaum bereits abgeschlossen sein dürfte. Kurz nach dem Fall der Berliner Mauer versuchten Politische Kulturforscher die Parameter zu definieren, nach denen es Ausschau zu halten gelten würde, um zu sehen, wie weit der zu erwartende Anpassungsprozess zu einem bestimmten Zeitpunkt fortgeschritten wäre. Ungeachtet von gleichen Lebens- und Konsumgewohnheiten zählen zu diesen Idealismus, Etatismus, unpolitische Innerlichkeit, Konfliktscheue, Formalismus und ein ausgeprägtes Sicherheitsbedürfnis; Eigenschaften, die mit den von Gluchowski et al. postulierten weitgehend übereinstimmen. Vor dem Hintergrund einer weiteren Verschlechterung der wirtschaftlichen Gegebenheiten in den neuen Bundesländern allerdings halten neuere Studien auch die Manifestation einer „spezifischen Identität der Bürger der ehemaligen DDR“ mit Protestcharakter für möglich, die die neugewonnene demokratische Gesinnung auf eine harte Probe stellen könnte. Nach fünfzehn Jahren eines geeinten Deutschlands ohne eine derart

⁵⁹⁸ Für mehr Details vgl. auch Rossade, Werner (1987): Kulturelle Muster in der DDR. in: Berg-Schlosser, Dirk/Schissler, Jakob (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 229 – 237 sowie Rytlewski, Ralf (1987); Soziale Kultur als politische Kultur: die DDR. in: Berg-Schlosser, Dirk/Schissler, Jakob (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 238 – 257.

dramatische Entwicklung scheint die Wahrscheinlichkeit dafür inzwischen jedoch einigermaßen gering zu sein.⁵⁹⁹

1.5. Die heutige Politische Kultur des geeinten Deutschlands:

Komparativ angelegte Betrachtungen zur Politischen Kultur eines Vereinten Deutschlands deuten auf eine im Vergleich zum Westen stärkere Politisierung der Bürger hin und auch gesteigertes politisches Interesse. Was die Einflussmöglichkeiten des Einzelnen auf Politik angeht, so ist die gemeinsame Politische Kultur jedoch weiterhin von großem Misstrauen geprägt. Bemerkenswert scheint im Hinblick auf die Wähler-Partei-Perzeption zu sein, dass die großen Parteien in den neuen Bundesländern noch weniger explizit ideologisch positioniert zu sein scheinen, als dies im Westen der Fall zu sein scheint. Im Falle der SPD ist dies durch die durchaus große Bedeutung erst der PDS und nun der Partei DIE LINKE zu erklären, die die sozialdemokratische Partei weniger „links-der-Mitte“ erscheinen lässt. Auch Bündnis90/Die Grünen hat vor diesem Hintergrund eine weitaus weniger alternative Position als in den alten Bundesländern.

Nach den Befunden einer empirischen Erhebung von Fuchs und Roller scheint die demokratische Einheit zwischen der BRD und der ehemaligen DDR sich langsam auch in der Politischen Kultur niederzuschlagen, besonders wenn man es am politisch-kulturellen Umgang mit Demokratie als solcher festmacht. Schließlich ist der *support* des demokratischen Regierungssystems auf politisch-kultureller Ebene wesentlich für den Erhalt oder den Weg hin zu einer *civic culture* idealtypischer Form.⁶⁰⁰ Diese Unterstützung äußert sich (1) allgemein durch die (unreflektierte) Akzeptanz der mit Demokratie verbundenen Werte wie Freiheit und Gleichheit, weiterhin (2) in der Akzeptanz der verfassungsmäßigen Rechtsordnung, die diese Prinzipien verwirklicht und schließlich (3) in der konkreten Beurteilung der demokratischen Lebenswirklichkeit wie sie abstrakt durch demokratische Grundwerte und fassbar durch deren rechtliche Umsetzung beeinflusst wird.⁶⁰¹ Folgt man den empirischen Befunden der beiden Autoren, so

⁵⁹⁹ Vgl. Gluchowski/Plasser/Ullrich (1993²), S. 187 – 190.

⁶⁰⁰ Vgl. Fuchs, Dieter/Roller, Edeltraud (2003): Die Einstellung zur Demokratie in Deutschland. in: Breit, Gotthard (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Abkehr von der Vergangenheit – Hinwendung zur Demokratie. Schwalbach (Ts.): Wochenschau Verlag, S. 21.

⁶⁰¹ Vgl. ebd., S. 21/22. Dabei ist besonders die Bedeutung der affektiven Bindung an die erste Ebene demokratischer Akzeptanz von großer Bedeutung. Vgl. dazu Bachrach, Peter

ergibt sich ein zweigeteiltes Bild. Nicht überraschend erhält man das Ergebnis, dass die allgemeine, unfokussierte Akzeptanz demokratischer Werte auf der obersten und teilweise ihre rechtliche Investitur auf der mittleren Ebene in den neuen wie auch den alten Bundesländern befürwortet wird. Je konkreter sich das Demokratiemodell aber in die Lebenswirklichkeit des Einzelnen vorarbeitet, desto deutlicher wird eine Bevorzugung eines „sozialistischen“ Demokratiemodells in den Gebieten der ehemaligen DDR vor dem liberalen Demokratiemodell des Westens. Dies mag sicherlich auf die wegen eines *time lags* noch nicht eingesetzt habenden Sozialisierungseffekte bei den 18- bis 34-Jährigen zurückgehen, die noch eine vergleichsweise geringe Akzeptanz der bundesrepublikanischen Staatsform haben ähnlich wie bei den 35- bis 59-Jährigen. Bei beiden Gruppen genießt der Sozialismus als gesellschaftliche Basisidee eine hohe Akzeptanz. Das Erreichen einer inneren Einheit auf der affektiven Ebene – „in den Köpfen“ sozusagen – ist also auch weiterhin schwierig und wird sich langsamer gestalten als von vielen erwartet und erhofft.⁶⁰²

1.6. Dauerhafte politisch-kulturelle Konfliktlinien:

Obwohl wir bereits im Zusammenhang mit Almond und Verba hinterfragt haben, ob wirklich das Idealbild einer angelsächsischen Zivilkultur das einzig erstrebenswerte ist, so konstatieren bis heute Politische Kulturforscher einige Schwachstellen innerhalb des deutschen „Nationalcharakters“, in denen die BRD besonders im Vergleich zu den USA noch Defizite aufzuweisen scheint. Bis heute sind die Deutschen, was ihre Politik anbelangt, eher konfliktavers. Konfrontative Auseinandersetzungen zu Sachthemen oder zu personellen Fragen werden oft als schiere Parteistrategie gesehen und bestätigen somit das Bild von Politik als „schmutzigem Geschäft“. Greiffenhagen bedient sich hier des Begriffes der „Ambiguitätstoleranz“ aus der Psychologie, die ein Gradmesser dafür ist, bis zu welchem Maße man willens und in der Lage ist, sich mit divergierenden Ansichten auseinanderzusetzen. In der BRD scheint diese Toleranz relativ schwach ausgeprägt zu sein, was die ständig wiederkehrenden Appelle aller Parteien an einen gesamtgesellschaftlichen Konsens in der Bevölkerung unterstreichen. Kompromisse

(1970): Die Theorie demokratischer Elitenherrschaft. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsgesellschaft, S. 62.

⁶⁰² Vgl. ebd., S. 24/25.

in Bezug auf politische Sachthemen werden oft als „faule Kompromisse“ verstanden. Politiker, die es nicht verstehen, Entscheidungen nahezu im Alleingang und gegen Widerstand aus den eigenen Reihen oder auch der Opposition durchzusetzen, sinken in der Wählergunst. Dass Kompromisse oft der einzige Weg sind, überhaupt zu einer Einigung zu kommen, wird dabei zuweilen vergessen.⁶⁰³

Weiterhin stellt sich auch das Verhältnis von Staat und Gesellschaft als nicht vollkommen unproblematisch dar. Wenngleich auch die Verfassungsväter die traditionelle Überhöhung des Staates als ein metaphysisch vom Volk abgehobenes, machtvoll konstruiertes Konstrukt zu überkommen suchten, so scheint an die Stelle einer „Staatsvergottung“ nun die „Verfassungsvergottung“ getreten zu sein.⁶⁰⁴ Trotz aller Instrumentarien der demokratischen Willensbildung und dem ehernen Grundsatz der Volkssouveränität hat sich einer der Schwerpunkte der politischen Macht seit Ende der 1970er hin zum Bundesverfassungsgericht nach Karlsruhe verschoben. Zusätzlich zu seinen Aufgaben der Normenkontrolle und der Prüfung der Verfassungskonformität werden ihm immer neue Verfahren angetragen. Zwar wird eine Mehrzahl von Verfassungsbeschwerden aufgrund der Nichtzuständigkeit des Bundesverfassungsgerichts bereits im Vorfeld abgelehnt, doch warnen Politologen und Verfassungsrechtler gleichermaßen vor einer zunehmenden Tendenz zur Rechtsfortbildung durch das höchste deutsche Gericht. Es ist nicht so, dass die dabei zustande kommenden Urteile nicht oft ihr Gutes hätten; es geht vielmehr darum, dass diese Bereitschaft, politische Macht aus den direkt durchs Volk legitimierten Institutionen weg zu verlagern, symptomatisch dafür ist, dass die Möglichkeiten der demokratischen Willensbildung in Teilen ungenutzt bleiben. Parallelen zur Staatsmetaphysik alter Herkunft scheinen offensichtlich. Staat und Gesellschaft – zumal durch die Einrichtung des Berufsbeamtentums mit dem ihm eigenen besonderen Fürsorgerecht durch den Staat – bleiben zwar nicht *de jure*, aber dennoch *de facto* in den Köpfen der Menschen getrennt.⁶⁰⁵

⁶⁰³ Vgl. Greiffenhagen (1984), S. 65/66 und Gluchowski/Plasser/Ullrich (1993²), S. 159.

⁶⁰⁴ Vgl. Greiffenhagen (1984), S. 67.

⁶⁰⁵ Vgl. ebd., S. 67/68. Dabei steht eine Rückkehr zum Obrigkeitsstaat lediglich aufgrund des persistenten Berufsbeamtentums nicht zu befürchten, da sich das hohe Berufsbeamtentum mittlerweile zu einer eigenständig operierenden Veränderungsgröße entwickelt hat. Kenner der politisch-kulturellen „Szene“ allerdings sehen besonders im Vergleich zu Großbritannien Deutschland eher auf dem Weg zu einer „Staatskultur“ denn zu einer „Gesellschaftskultur“, um einen von Karl Rohe geprägten Terminus zu benutzen. Technokratische Effizienz spielt

Ein besonders für den Erkenntnisgegenstand der Symbolischen Politik wichtiger Umstand ist – paradoxerweise – der allgemeine Mangel an politischen Symbolen in der Politischen Kultur Deutschlands. Er vermag zum Teil zu erklären, warum sich in der BRD in sehr kurzer Zeit im Rahmen eines mediendemokratischen Rahmens symbolische Politikformen in- und außerhalb von Wahlkämpfen ausgebreitet haben, um diese Vakuum zu füllen. Vor der deutschen Einigung entsprach dieser Mangel an Symbolen naturgemäß dem Umstand, dass das Grundgesetz lediglich ein Provisorium sein wollte. Eine einheitliche nationale Identität konnte sich aufgrund der Teilung nicht ausbilden, zumal „Deutschland“ besonders im Ausland immer mit „Westdeutschland“ gleichgesetzt wurde. Doch hat sich an der spärlichen Symbolik auch nach dem Beitritt der ehemaligen DDR zum verfassungsrechtlichen Gebilde der BRD unter weitgehender Unverändertheit der Verfassung nichts geändert. Die Tradition Deutschlands bietet einfach kaum symbolisches Potential; diesbezügliche Handlungen sind eher *ac hoc*-orientiert als ein wahrhaft integrativer Teil der politischen Selbstdarstellung, besonders im Vergleich mit den USA. Als Beispiel sei nur die auf die dritte Strophe reduzierte Nationalhymne angeführt und die in der Vergangenheit geführten Diskussionen über eine neue Hymne. Nationalismus – im Sinne eines Zugehörigkeitsgefühls zu einer ausgeprägten politisch-kulturellen Entität – blieb und bleibt aufgrund der Rolle Deutschlands im Zweiten Weltkrieg schwierig herstellbar. Die populärwissenschaftlichen und teilweise banalen Diskussionen über die insgesamt als positiv empfundene öffentliche Zurschaustellung von deutschem Patriotismus während der Fußball-Weltmeisterschaft 2006 in Deutschland mögen hierzu als Beispiel dienen. Das Hochhalten der Europäischen Idee durch Deutschland, also die Suche nach einer quasi supranationalen Identität, war und ist zum Teil der Versuch, diese autoidentifikatorische Lücke zu füllen.⁶⁰⁶ Mancher mag sogar soweit gehen zu behaupten, dass statt einer stabilen „allgemeinen“ Politi-

eine große Rolle, und politische Partizipation spielt sich eher im kommunalen und nichtstaatlichen Bereich ab.

⁶⁰⁶ Vgl. Korte, Karl-Rudolf (1987): Nationale Identifikation und europäische Bindung. in: Berg-Schlosser, Dirk/Schissler, Jakob (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 225/226 und Wesel (2003), S. 53.

schen Kultur sich Deutschland eher eine „außenpolitischen Kultur“⁶⁰⁷ hingeben hätte.

1.7. Bewertung der deutschen Staatskultur:

Generell lässt sich festhalten, dass die BRD nicht auf eine kontinuierliche Politische Kultur zurückblicken kann, so wie dies in den anderen Ländern dieser Studie der Fall ist, in denen sich entsprechende Geisteshaltungen zumeist im Rahmen revolutionärer Umwälzungen formierten und äußerten. In der zweiten Hälfte des 19. Jhds. formierte sich ein dezidiert deutscher Nationalcharakter, der von

⁶⁰⁷ Ebd., S. 40. Nach Wesel äußert sich diese „außenpolitische Kultur“ im Wesentlichen genauso wie eine „allgemeine“ Politische Kultur nach Almond und Verba, also in Meinungen, Einstellungen und Wertorientierungen, ist aber offensichtlich nach außen gerichtet. Den Anfang nahm diese Entwicklung mit der konflikthafter Natur außenpolitischer Beziehungen u. a. zu Frankreich und Großbritannien vor 1945, die auf der fehlenden „Tradition einer Wechselwirkung zwischen der Wahrung eigener außenpolitischer Interessen und national-spezifischen politischen Ideen“ (ebd., S. 42), also *de facto* im gleichsamem Fehlen einer außenpolitischen Kultur. Besserung kam in der Form eines traumatischen Bruches mit der Vergangenheit nach 1945 und die schnelle internationale Einbindung in den Ost-West-Konflikt. Die Ausformung einer außenpolitischen Kultur wurde damit forciert. Persistente Faktoren dieser Kultur sind das Bekenntnis zum Westen im Sinne von Demokratie, Parlamentarismus und Marktwirtschaft, Bereitschaft zum Verzicht auf staatliche Souveränität vor dem Hintergrund internationaler, institutioneller Verflechtungen, Ablehnung militärischer Machtpolitik und die nachhaltige Auseinandersetzung der Aufarbeitung der Vergangenheit und das Ansinnen dauerhafter Aussöhnung. Vgl. ebd. S.43 und Maull, Hanns (2001): Außenpolitische Kultur. in: Korte, Karl-Rudolf/Weidenfeld, Werner (Hrsg.): Deutschland-Trendbuch. Fakten und Orientierungen. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 649 – 651. Mit der Wiedervereinigung zeigten sich die Früchte dieser auf internationale Anerkennung bedachten außenpolitischen Kultur, denn die Einigung und das damit an Gewicht gewinnende Deutschland wurden – im Großen und Ganzen – vorbehaltlos willkommen geheißen, weil gegenseitiges Vertrauen herrschte. Unter der Regierung Kohl änderte sich die außenpolitische Kultur nicht dahingehend, dass – wie mancher es erwartet hatte – mehr außenpolitische Eigenständigkeit gezeigt wurde; dazu war man zu sehr Teil der Staatengemeinschaft. Eigene Interessen oder gar Machtpolitik wurden nicht öffentlich und nachhaltig verfolgt. Vgl. Wesel (2003), S. 43 – 45. Maull nennt diesen konsequenten Multilateralismus „Kultur der Zurückhaltung“. Vgl. Maull (2001), S. 645. Erst unter der Regierung von Gerhard Schröder ließen sich Anzeichen für eine Verfolgung nationalstaatlicher Interessen in der Außenpolitik erkennen, z. B. in der Frage des Irakkrieges. Doch auch hier war Deutschland nicht allein, sondern fand sich in einer Interessengemeinschaft mit Frankreich und Russland wieder. Wahre Alleingänge aufgrund nationalpolitischer Ziele scheinen auch weiterhin und der gerade begonnenen Kanzlerschaft Angela Merkels nicht anzustehen. Kritischer Punkt der außenpolitischen Kultur Deutschlands war stets die Frage militärischer Einsätze, die über den festgeschriebenen NATO-Bündnisfall hinausgehen. Der tiefsitzende Topos des deutschen Militarismus, oder eher die Dekonstruktion desselben, sind hier ausschlaggebend. „Interessanterweise wurde bereits seit den 1980ern diese Scheu, die sich in der sogenannten „Scheckbuch-Diplomatie“ zur Vermeidung militärischer Unterstützung manifestierte, von den ehemaligen Siegermächten kritisiert, die ein verstärktes deutsches Engagement forderten. Die Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichtes von 1994 und das draus resultierende Eingreifen im Kosovo unter NATO-Führung von 1999 deuten hier ein stärkeres Selbstvertrauen in der außenpolitischen Kultur und eine differenziertere Sichtweise des „Nie wieder Krieg“-Dogmas an. Vgl. Wesel (2003), S. 54/55.

Obrigkeitsgläubigkeit und –folgsamkeit geprägt war und essentiell auf der Trennung von Staatsapparat und Staatsvolk fußte. Trotz der Wahl als erster Bürgerpflicht konnten sich die Sinnhaftigkeit und Wünschbarkeit der Teilhabe des Einzelnen, unter Umständen sogar politisch unbeschlagenen Bürgers am politischen Kurs des ganzen nationalen Kollektivs nicht festsetzen, so dass eine nationale Identität fehlte. Gepaart mit den sozial disruptiven Veränderungen der Industriellen Revolution, die die Lebensverhältnisse auf deutschem Territorium dramatisch veränderte, ergab sich somit ein ideologisches Vakuum, das von den herrschenden Eliten und Meinungsführern nach 1871 mit völkischen Ideologien und kulturnationalen Konzepten gefüllt wurde, die den Weg für die vollständige Ideologisierung der deutschen Nation im Dritten Reich bereiteten. Auch die Arbeiterschaft vermochte anders als in Großbritannien nicht, die Umwälzungen der Industriellen Revolution in individuelle Emanzipation umzumünzen. Das Misstrauen des konservativen Bürgertums gegen linkes Gedankengut war ein zu starker Gegenwind. Das Bürgertum selbst konnte ebenfalls wirtschaftliche und politische Macht nicht verquicken und verhielt sich somit passiv loyal zum bestehenden Staatsapparat und zog es vor, in seinem eigenen bürgerlichen Wertekordon zu verharren. Das Deutsche Reich am Vorabend zum Ersten Weltkrieg war eine Industrienation mit feudalistischen Elitestrukturen.⁶⁰⁸ Die an sich schon fragmentierte Arbeiterbewegung - nach 1918 „Konkursverwalterin des Kaiserreiches“⁶⁰⁹ - musste nach dem Zerfall der alten Ordnung in den Wirren der Nachkriegszeit den Spagat machen, die Reste zusammenzuhalten und eine sozialistische Umstrukturierung der Gesellschaft zu erreichen. Das unvermeidbare Scheitern dieser Kraftanstrengung ließ die kaiserdeutsche Politische Kultur des Konservatismus weitgehend auch nach dem Niedergang der Monarchie intakt. Die alten Eliten aus Militär und Adel eroberten ihre Machtpositionen zurück und alle gesellschaftlichen Schichten drifteten immer stärker nach rechts. Eine politische Mitte, die ideologisch konstitutiv auf die Politische Kultur hätte einwirken können, existierte nicht. An diese antidemokratische Haltung vermochte der Nationalsozialismus nahtlos anzuknüpfen, und er trieb sie auf eine perverse Spitze.

⁶⁰⁸ Vgl. Köhler, Jörg R. (1987): Kommunale Partizipation im Kaiserreich am Beispiel Frankfurt a. M. in: Berg-Schlosser, Dirk/Schissler, Jakob (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 61.

⁶⁰⁹ Reichel (1981), S. 223.

Nach 1945 schließlich, als alles Deutsche als schlecht galt und der offizielle Bruch mit der alten Identität – soweit vorhanden – vollzogen war, war die Abhängigkeit von den Alliierten groß und der Raum für eigene Identitätsstrukturen zunächst gering⁶¹⁰. Die bald boomende Wirtschaft und der Antikommunismus nahmen für die Kriegsgeneration schon bald die Stellung einer Politischen (Ersatz-)Kultur ein; Demokratie war und blieb zunächst „nur“ das politische Legat der Alliierten. Es bedurfte des Sprengstoffs der Konflikte der ersten Nachkriegsgeneration mit ihren Eltern in den 1960ern, um in den Deutschen den Willen zu wecken, „mehr Demokratie zu wagen“, wie Willy Brandt es viele Jahre später ausdrücken sollte. Die wirtschaftliche Sicherheit musste nicht mehr erkämpft werden, und die freigewordenen Kräfte konnten sich nun der Bewusstwerdung über die eigene Einstellung gegenüber den politischen und sozialen Strukturen Deutschlands zuwenden: Der ewige Konsens, der drängende Fragen der Identität der Deutschen lange kaschiert hatte, schien gebrochen zu sein. Die Protestkultur dieser Zeit und deren Infragestellung sozio-politischer Strukturen, gepaart mit dem Willen zur politischen Teilhabe, haben Deutschland in der zweiten Hälfte des 20. Jhds. zum Musterschüler der westlichen Demokratien werden lassen, der den USA und Großbritannien mit ihren ausgeprägten Zivilkulturen teilweise den Rang ablief, was beispielsweise den Informiertheitsgrad des Durchschnittsbürgers angeht.⁶¹¹ Auch die Deutsche Einheit ist mittlerweile politisch-kulturell weitgehend vollzogen, wenn man diesen Schluss auch eher auf die allgemeine Akzeptanz des demokratischen Systems und seiner Werte beschränken muss.

Doch die Dominanz einer nach Konsens strebenden Politischen Kultur hat sich nach diesen Veränderungen wieder eingestellt und sogar noch verstärkt und alle Parteien auf die politische Mitte zustreben lassen. Die negativen Auswirkungen eines allgemeinen, konsensualen *feel-good*-Phänomens im Rahmen wirtschaftlichen Wohlstandes hat zu einer Unterschiedslosigkeit der großen Volksparteien geführt, was wiederum zum Aufstieg von Parteien am rechten und linken Rand und diesbezüglicher, radikaler Subkulturen geführt hat, die ihre abweichende Haltung abseits des Konsens explizit formulieren und Vorteile aus dem

⁶¹⁰ Vgl. Herdegen, Gerhard (1987): Einstellungen der Deutschen (West) zur nationalen Identität. in: Berg-Schlosser, Dirk/Schissler, Jakob (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 211.

⁶¹¹ Vgl. Brand (1987), S. 340 – 343.

Schreckgespenst „Politik-“, bzw. „Parteienverdrossenheit“ ziehen. Noch immer scheint es keine allgemeinverbindliche demokratische Politische Kultur und Identität zu geben, die radikalen Pseudo-Leitbildern dauerhaft entgegenwirken könnte.⁶¹² So – dies mahnen neue Untersuchungen zur Politik- und Parteiverdrossenheit an – könne zu „Entfremdung, Ohnmacht und Enttäuschung“⁶¹³ und langfristig zu einer „Verdruss-Spirale“⁶¹⁴ führen.

Obwohl sich Geschichte selten in strengen Zyklen vollzieht, so scheint nach den wohltuenden Umwälzungen der 1960er und 70er Jahren mit den damit verbundenen positiven Einflüssen auf die Politische Kultur der BRD die Identitätssuche noch nicht vorbei zu sein. Betz geht in seiner Analyse postmoderner Politik soweit zu behaupten, dass ein allgemeiner Werteverfall aufgrund von Technisierung, Enthumanisierung und Globalisierung zu beklagen ist. Diese regelmäßig wiederkehrenden Elegien auf eine sich im freien Fall befindende Gesellschaft sind freilich nichts Neues.⁶¹⁵ Es scheint aber, als ob die vergleichsweise junge Politische Kultur Deutschlands nicht in der Lage sei, diese „neue Unübersichtlichkeit“, die Habermas schon 1985 postulierte, und den damit einhergehenden Mix aus Lebensstilen abzufedern und in sich aufzunehmen. Es scheint sich die Volksweisheit zu bewahrheiten, dass man wohl wissen muss, woher man kommt, bevor man entscheiden kann, wohin man gehen möchte. Wie wir allerdings in den Folgekapiteln sehen werden, ist diese Identitätserosion kein

⁶¹² Vgl. Reichel (1981), S. 221 – 230 und Jasche, Hans-Georg (1987): Subkulturelle Aspekte des Rechtsextremismus. in: Berg-Schlosser, Dirk/Schissler, Jakob (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 322 – 330. Für eine abstraktere und breitere Darstellung nationaler Identitätsproblematiken vgl. Wuthe, Gerhard (1987): Probleme der nationalen Identität. in: Berg-Schlosser, Dirk/Schissler, Jakob (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 197 – 204. Patzelt geht sogar soweit zu behaupten, dass es permanente „politische Missverständnisse“ gibt, die einer idealtypischen Politischen Kultur auch in Deutschland entgegenwirken. Vgl. Patzelt, Werner J. (2003): Die Deutschen und ihre politischen Missverständnisse. in: Breit, Gotthard (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Abkehr von der Vergangenheit – Hinwendung zur Demokratie. Schwalbach (Ts.): Wochenschau Verlag, S. 72.

⁶¹³ Huth, Iris (2003): Politische Verdrossenheit. Erscheinungsformen und Ursachen als Herausforderungen für das politische System und die politische Kultur der Bundesrepublik Deutschland im 21. Jahrhundert. Münster: LIT, S. 242.

⁶¹⁴ Ebd., S. 441. Zum Phänomen der Parteiverdrossenheit siehe Glotz, Peter (1997): Zur Innovationsnotwendigkeit der politischen Kultur in Deutschland. in: Hamm, Ingrid/Hamm, Thomas E. (Hrsg.): Politische Kommunikation in der Informationsgesellschaft. Ergebnisse einer deutsch-amerikanischen Workshops. Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung, S. 29 – 34.

⁶¹⁵ Vgl. Betz, Hans-Georg (1991): Postmodern Politics in Germany. The Politics of Resentment. Basingstoke/London: Macmillan, S. 158 – 160, 164.

deutscher Einzelfall. Nicht umsonst spricht man seit längerem von einer Krise der Zivilkultur in Großbritannien. Dennoch scheint es kaum abwegig anzunehmen, dass diese Erosion sich auf Deutschland stärker auswirkt als auf Großbritannien und die USA, wo die Politische Kultur auf einem Fundament von Jahrhunderten ruht.

In der Einleitung über die Bedeutung von Symbolen für die menschliche Existenz haben wir festgestellt, dass sich Kollektive besonders in Krisenzeiten auf altbewährte Denkmuster zurückziehen. Symbolische Politik also – dies soll bereits an dieser Stelle als vorbereitende These über das Verhältnis von Politischer Kultur und Symbolischer Politik formuliert werden – mag aufgrund ihrer unzweideutigen und erleichternd expliziten Botschaften deshalb in Deutschland so populär sein, weil der Appell an einen als einheitlich empfundenen Satz von Symbolen als Ausweg aus der beständigen Identitätssuche erstrebenswert scheint. Symbolische Politik in der BRD hat also Charakteristika einer Ersatz- oder „Fluchtidentität“. Dies mag auch für die Politischen Kulturen Großbritanniens und der USA gelten, doch dort liegt die ungebrochene Popularität symbolpolitischer Handlungen hier eher in der Politischen Kultur selbst begründet, wie im Folgenden gezeigt werden soll. Während also in diesen Ländern Symbolische Politik Bestandteil der nationalen Politischen Kultur ist, so ist sie in Deutschland die Konsequenz aus dem Fehlen identitätsstiftender Sinnstrukturen, die sich vor und nach 1945 nicht in ausreichendem Maße auszubilden vermochten und wird als mediendemokratisches Erfordernis situationsorientiert benutzt, aber ist noch nicht eingegangen in das Wesen deutscher Politik selbst.

2. Die Politische Kultur Großbritanniens

2.1. Einleitung:

Als 1963 mit Almond und Verbas *Civic Culture*-Studie die Politische Kulturforschung ihren empirischen Anfang nahm, wurde schnell klar, dass das Idealmodell einer bürgerlichen Zivilkultur sich wohl am ehesten in den etablierten Demokratien der USA und Großbritanniens finden würde als in der noch jungen deutschen parlamentarischen Demokratie. Viele jener nationalen Charakterzüge, die bis heute unser Bild vom Inselkönigreich bestimmen, fanden sich damals erstmalig empirisch bestätigt. Almond und Verba konstatierten eine pluralistische Willenbildung, umfassende Kommunikation aller gesellschaftlichen Elemente

mithilfe eines gut ausgebauten Medienapparates, soziale Diversität als positives koloniales Erbe, die Bereitschaft, in Krisenzeiten einen gesamtpolitischen Konsens zu bilden, und schließlich das britische Verwurzelte in Traditionen bei der gleichzeitigen Fähigkeit, nationalen Wandel dann zu umarmen, wenn es notwendig ist. Die britische Demokratie schien somit zur Stabilität prädestiniert zu sein, was Almond und Verba sowie viele Kulturforscher nach ihnen u. a. auch auf die insulare Position des Vereinigten Königreichs zurückführten.⁶¹⁶

Aus der Retrospektive betrachtet, konnte dieser Befund kaum verwundern, denn schon um 1597 formulierte der britische *national bard*, wie William Shakespeare gerne genannt wird, in seinem Historienspiel *Richard II.* durch die Figur des John of Gaunt die essentiellen Wesenszüge der britischen Nation wie sie sich scheinbar durch die Jahrhunderte behaupten sollten:

This royal throne of kings, this sceptred isle,
This earth of majesty, this seat of Mars,
This other Eden, demi-paradise,
This fortress built by nature for herself
Against infection and the hand of war,
This happy breed of men, this little world,
This precious stone set in the silver sea,
Which serves it in the office of a wall,
Or as a moat defensive to a house
Against the envy of less happier lands;
This blessed plot, this earth, this realm, this England,
This nurse, this teeming womb of royal kings,
Feared by their breed and famous by their birth,
Renowned for their deeds as far from home
For Christian service and true chivalry [...].⁶¹⁷

Im Folgenden wollen wir untersuchen, worauf diese durchweg positive Beurteilung der britischen politischen Kultur beruht und welche Einwände sich dagegen erheben lassen.

⁶¹⁶ Vgl. Rohe, Karl (1984): Großbritannien: Krise einer Zivilkultur? in: Reichel, Peter (Hrsg.): Politische Kultur in Westeuropa. Bürger und Staaten in der Europäischen Gemeinschaft. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 167.

⁶¹⁷ Zitiert nach Shakespeare, William (1998): *Richard II.* in: Wells, Stanley/Taylor, Gary/Jowett, John/Montgomery, William (Hrsg.): *William Shakespeare. The Complete Works.* Oxford: Clarendon Press, S. 375, Z. 40 – 54.

2.2. Persistente Muster in der Zivilkultur Großbritanniens: *deference, civility, decency*

Die Modellstellung der Politischen Kultur des Vereinigten Königreichs, wobei unter Inkaufnahme von im Vergleich zu den USA verstärkten Anteilen einer Untertanenkultur,⁶¹⁸ wie sie sich auf die Klassifizierung Almonds und Verbas als *deferential civic culture* zurückführen lässt, blieb nie ganz unangefochten. Karl Rohe weist darauf hin, dass es bereits in den 1970ern erste Anzeichen dafür gab, dass einigen Mitgliedern der wissenschaftlichen Welt das positive Urteil aus den sechziger Jahren ungenügend schien. Besonders nach dem EG-Beitritt von 1974 wurde klar, dass die anderen Mitgliedsstaaten die politisch-kulturellen Besonderheiten und Überzeugungen ihrer insularen Nachbarn weniger als demokratische Tugenden sahen, sondern eher als Hemmschuh beispielsweise für die Implementierung europäischer Gesetze.⁶¹⁹ Die tiefe Verwurzelung in Traditionen macht es bis heute sehr schwierig für die politischen Eliten des Landes, Unterstützung für sozialen oder politischen Wandel zu erhalten; zumindest solange bis der Wandel unumgänglich und essentiell lebenswichtig wird, um die Position Großbritanniens im internationalen Kontext zu erhalten. Die Politische Kultur des Landes ist somit eher traditional denn modern, und dieser Kontrapunkt wirkt nicht immer vorteilhaft auf realpolitische Ausformungen politisch-kultureller Überzeugungen ein. Dennoch bleibt der *support* aus der Bevölkerung, also die affektive Dimension, weitgehend auf hohem Niveau stabil. Es lässt sich also folgern, dass der britischen Bevölkerung scheinbar aufgrund ihrer dauerhaften Überzeugungen ein Krisenbewusstsein fehlt, welches als Korrektiv für politisch-kulturellen Abschwung wirken könnte. Die vielzitierte „Englische Krankheit“ auf wirtschaftlichem Sektor schien somit das Vertrauen der Bürger in die Sinnhaftigkeit des eigenen politischen Systems nicht erschüttern zu können.⁶²⁰ Auf welchen persistenten politisch-kulturellen Mustern fußt dieses Vertrauen der Bürger?

Zentraler Punkt bei der Betrachtung der Politischen Kultur Großbritanniens ist die hinlängliche Fokussierung innerhalb dieses doch sehr komplexen Kon-

⁶¹⁸ Vgl. Pickel/Pickel (2006), S. 70.

⁶¹⁹ Vgl. Döring, Herbert (1998²): Bürger und Politik – die „Civic Culture“ im Wandel. in: Kastendiek, Hans/Rohe, Karl/Volle, Angelika (Hrsg.): Länderbericht Großbritannien. Geschichte, Politik, Wirtschaft, Gesellschaft. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 163.

⁶²⁰ Vgl. Rohe (1984), S. 168/169.

strukts auf die Stereotypen der *deference* (Respekt, Unterwürfigkeit gegenüber Eliten und Institutionen) und der *civility* (Gemäßigkeit), wobei der letztere oft genug mit Gemeinplätzen über die Bedeutung des „englischen Gentleman“ für die stabile britische Gesellschaft verquickt wird. Beide Begriffe sind weder als exklusiv britisch noch als unumwunden positiv für eine plurale Demokratie zu beurteilen, was ihren Status als konstituierende Prinzipien einer Politischen (Modell-)Kultur in Frage stellt.⁶²¹

Dennoch haben sich diese Prinzipien in der Vergangenheit als stabilisierend erwiesen. Die Nicht-Staatsgesellschaft des Vereinigten Königreiches nämlich lässt sich essentiell auf den fehlenden Absolutismus im Inselkönigreich zurückführen, wie er in Kontinentaleuropa die Politischen Kulturen vieler Länder nachhaltig prägte. Die bereits von John of Gaunt beschworene Insellage, ein sehr fortgeschrittenes Gesellschaftsverständnis seit der Ratifizierung der *Magna Charta* in 1215 und die Möglichkeit der Oberschichten, aufgrund einer „geringere[n] soziale[n], rechtliche[n] und politische[n] Differenzierung“⁶²² im Zusammenschluss mit den unteren gesellschaftlichen Schichten der Krone nahezu gleichberechtigt gegenüber zu stehen, erklären dieses Fehlen eines zentralistischen Königtums. Wann immer auch einige Könige mit ihm liebäugelten, sahen sie sich trotz der Berufung auf das Gottesgnadentum dem Widerstand eines sich durch die Institution des Parlamentes zunehmend emanzipierenden Bürgertums an dessen Errichtung gehindert. Dies bescherte Großbritannien im 17. Jhd. zwar zwei Bürgerkriege, entzog aber gleichzeitig blutigen Revolutionen wie der in Frankreich frühzeitig den Nährboden und machte schon 1688/89 den Weg in eine konstitutionelle Monarchie frei. Mitte der 1970er konstatierte Greenleaf noch, dass sich trotz zentraler Staatsbürokratie in London die Briten durch lokale Honoratioren weitgehend selbst regierten. Folge war eine *civil society* ohne konkreten Staats- und Nationenbegriff. Trotz seines Status als industrielle Pioniernation vor allem im späten 19. Jhd. blieb Großbritannien politisch gesehen frag-

⁶²¹ Vgl. ebd., S. 170. Am Rande sei hier auf den Unterschied zwischen der britischen *deference* und der deutschen Obrigkeitsstaatsorientierung hingewiesen, wie sie im vorangehenden Unterkapitel dargelegt wurde. Jenes Charakteristikum deutscher Politischer Kultur ist nämlich im Unterschied zum britischen eher als entpersonalisierte Antwort auf einen „Anstaltsstaat“ mit der ihm eigenen Institutionen- und Beamtenstruktur zurückzuführen und nicht – wie in Großbritannien – auf einen tiefempfundenen Respekt vor gesellschaftlichen Eliten und Institutionen, der auf dem Vertrauen fußt, dass sie zum Wohle des Landes ihre Verantwortung wahrnehmen werden.

⁶²² Rohe (1984), S. 171.

mentiert, und auch das politische Bewusstsein, die Politische Kultur, blieb eher alten Denkmustern eines *ancien régime* verhaftet, was die zwar nicht unbestrittene aber unbestreitbar vorhandene Popularität der Monarchie im UK bis heute erklärt. Der wirtschaftliche Auf- und Umbruch und die damit verbundene Emanzipation der Arbeiterklasse führten nicht zu einer neuen Staatsstruktur; diese war bereits 1688/89 eingeführt worden. Gepaart mit der Implementierung von Wahlrechts- und Parlamentsreformen im Laufe des 19. Jhds., war dies genug, um das politische System und mit ihm zusammen die Politische Kultur des Landes stabil zu erhalten.⁶²³

Damit einher geht bis heute eine starke Personalisierung der Politischen Kultur des Landes. Politisch-kulturelle Einstellungen sind stark gruppenabhängig; in Großbritannien – mehr noch als in anderen Ländern – reflektieren persönliche Beziehungen einen essentiellen Bestandteil der Politischen Kultur. Im Gegensatz zu ausformulierten Rechtsnormen, die das Verhältnis von Staat und Bürger regeln, beruht sie auf personalisierten Konventionen. Die politische Elitenrekrutierung im Vereinigten Königreich erfolgt in hohem Maße durch persönliche Bindungen, etwa durch die Mitgliedschaft in denselben Clubs, durch das *old boy's network* als Fortschreibung der Bekanntschaften aus der *public school*-Zeit oder natürlich durch die Netzwerke der britischen Eliteuniversitäten. Für Ausländer mag es erstaunlich sein, wie bereitwillig die Briten die politische Verantwortung in die Hände von privilegierten Personengruppen geben, Personen, die auf dem politischen Parkett anfangs Laien sind. Politik wurde nie übermäßig verwissenschaftlicht und ist bis heute das Resultat der Arbeit eines Personenverbundes. Hier scheint die vielbeschworene *deference* zu greifen als Respekt vor denjenigen, die durch ihre Herkunft und Erziehung eine Elitenstellung genießen und diese auch verantwortungsbewusst und in Mäßigkeit (*civility*) zu nutzen wissen. Mit Unterwürfigkeit im obrigkeitsstaatlichen deutschen Sinne hat dies wenig bis gar nichts zu tun, da man schließlich stets nur hofft, dass das Gentlemanideal persönliche Machtinteressen der Eliten auf ein staatszutragliches Maß abmildert.⁶²⁴

⁶²³ Vgl. Döring (1998²), S. 164 – 166; Rohe (1984), S. 171/172 und Ernst (1988), S. 22 – 24.

⁶²⁴ Vgl. Rohe (1984), S. 172/173. Diese Einstellung macht auch die außerordentliche Empfindlichkeit der Bürger gegenüber persönlichen Verfehlungen deutlich. Schließlich erschüttern persönliche Skandale, auch wenn sie die Verantwortungsbereiche der betreffenden Person

Ein weiterer Faktor, der zur Stabilität der britischen Politischen Kultur beiträgt, ist ein eher außerhalb der Oberschicht angesiedeltes Verständnis für *decency*. Wo das Gentlemanideal nicht moralisiert, hat der „einfache Mann auf der Straße“, der so oft von Demoskopen beschworen wird, hingegen ein sehr klares Bild davon, was sich auf dem politischen Parkett schickt und was nicht. Diese Überzeugung wirkt als Regulativ auf eventuell vorhandene Tendenzen des Machterwerbs und des Willens zur Macht in den Eliten ein, denn sie müssen sich natürlich wie alle Politiker des *supports* der Bevölkerungsmehrheit sicher sein. Besonders das britische Mehrheitswahlsystem vermag diesbezüglich bereits relativ geringe Verschiebungen des Wählervertrauens in beachtliche Stimmverluste zu übersetzen; ein Prinzip, das als *swinging of the pendulum* bekannt ist und zumindest theoretisch einen regelmäßigen, gesunden Regierungswechsel zwischen den beiden großen Parteien garantieren soll. Diese verankerten Moralvorstellungen als Teil der Politischen Kultur der Nichteliten werden durch den hohen moralischen Standard reflektiert, den beispielsweise Reformdiskussionen im Vereinigten Königreich haben. Zur Erzeugung von Zustimmung zu auch unbequemen Reformvorhaben wird oftmals nicht nur an die Rationalität des Wählers, sondern vielmehr an seinen Sinn für soziale Gerechtigkeit und Fairness appelliert.

Moral – die ihrerseits natürlich auch dem Wandel der Zeit unterliegt – ist also durchaus ein einflussnehmender Faktor der Politischen Kultur Großbritanniens. Im Gegensatz dazu fehlen aber umfassende Ideologien, die die Bürger in ihrem Sinne zu bekehren versuchen. Neben dem kleine Parteien benachteiligenden Wahlsystem ist dies der Grund dafür, dass rechtsextreme Parteien auf der offiziellen politischen Bühne nie und sozialistische Parteien kaum Fuß zu fassen vermochten. Es sind die Personen und ihre moralischen Standards, die die Politische Kultur des Vereinigten Königreichs prägen, nicht abstrakte Ideologien.⁶²⁵

Die Gründe für den Vorrang von Moral und Person über Ideologie sieht Karl Rohe neben dem Fehlen eines Absolutismus kontinentaler Prägung in der

kaum tangieren, das Vertrauen der Bürger in den bei Rohe (1984), S. 172 zitierten Grundsatz, dass ein Politiker schon wisse „what is done and is not done by gentlemen“. Die Personalisierungstendenzen innerhalb moderner Mediokratien, die auch Teil Symbolischer Politik sind, fallen in Großbritannien also auf besonders fruchtbaren, politisch-kulturellen Boden.

⁶²⁵ Rohe (1984), S. 173/174 und Döring (1998²), S. 169.

besonderes religiösen Tradition des Landes nicht nur durch den protestantischen Nonkonformismus, sondern auch durch frühzeitige Erweckungsbewegungen, die zur spirituellen Emanzipierung besonders der Arbeiterklasse und zu einer religiös durchmischten Bürgergesellschaft beitrugen. Diese Emanzipierung des Individuums durch spirituelle Erweckung abseits starrer katholischer Gehorsamsstrukturen hat auch konstitutiv auf das Prinzip der *civility* eingewirkt. Damit ist nicht nur Mäßigkeit im weiteren Sinne, sondern auch der maßvolle Einsatz staatlicher Maßnahmen gemeint. Charakteristikum der britischen Zivilkultur ist eben auch der Vorrang „ziviler“, sprich bürgerlicher Lösungen vor explizit zentralstaatlichen Maßnahmen. Trotz eines auf London fokussierten nationalen Verwaltungsapparates haben es die Briten auf bemerkenswerte Weise geschafft, sich lokal und regional auf subsidiäre Regeln zu verständigen, die sich durch *decency* und *civility* durchaus als Rahmenwerk des Zusammenlebens bewiesen haben. Dieses Zusammenleben, so attestieren Almond und Verba, beruht auf Vertrauen in die Mitmenschen und die politischen Eliten. Dennoch – so soll im Folgenden beleuchtet werden – heißt „zivil“ nicht unbedingt „human“ oder „egalitär“. Es scheint nämlich funktionale und soziale Kompensationsmechanismen für einen im kontinentalen Vergleich weniger stark ausgebauten staatlichen Gewaltapparat zu geben.⁶²⁶

2.3. Kritikpunkte am traditionellen Verständnis der britischen Zivilkultur:

Das Idealbild Großbritanniens als politisch-kulturellem Musterland⁶²⁷ beruht zu einem guten Teil auf den frühen Parlamentarisierungstendenzen, der Einschrän-

⁶²⁶ Rohe (1984), S. 176.

⁶²⁷ An dieser Stelle soll bemerkt werden, dass es sich bei der Politischen Kultur des Vereinigten Königreiches - noch weniger als dies in anderen Ländern der Fall sein mag - um eine einheitliche Kultur handelt. Rohe (1984) und Kavanagh (1980) führen aus, dass besonders soziale und geographische Differenzierungen notwendig erscheinen, um ein umfassendes Bild der Politischen Kultur des Vereinigten Königreiches zu zeichnen. Es darf nicht vergessen werden, dass das, was als nationale Politische Kultur bezeichnet wird, strenggenommen in England seinen Ausgang nahm und auch dort am stärksten ausgeprägt ist. Von Irland bzw. Nord-Irland abgesehen, verfügt der *Celtic Fringe* insbesondere mit Schottland über eine eigene politisch-kulturelle Tradition, die auch kontinentale Elemente enthält, was z. B. das Vertrauen in ein kodifiziertes Rechtssystem betrifft. Obwohl wir uns im Folgenden auf die eher allgemeingültigen Aspekte einer nationalen, von England stark geprägten Politischen Kultur konzentrieren wollen, sollten diese Aspekte nicht außer acht gelassen werden. Die zweite gewichtige Unterscheidung ist bezüglich des britischen Klassensystems zu machen, das nicht nur auf wirtschaftlichen Unterschieden beruht, sondern vielmehr auch auf die unterschiedlichen Selbstbilder und Lebensstile der einzelnen *classes* verweist, auch wenn die

kung monarchischer Gewalt und dem Anerkennen bürgerlicher Freiheiten. Dennoch sind Freiheit und Gleichheit nicht synonym. Die Klassifizierung der Politischen Kultur als *deferential* deutet ja bereits auf einen gewissen Anti-Egalitarismus hin. So ist das Vereinigte Königreich bis heute genau dies – ein Königreich und keine Demokratie. Wenngleich der Unterschied heutzutage realpolitisch kaum mehr ins Gewicht fällt, so zeigt die Geschichte des 17. und 18. Jhds. in GB doch, dass massive Parlamentarisierung auch mit der zeitweiligen Einschränkung bürgerlicher Freiheiten einhergehen kann.⁶²⁸

Gelobt wird GB auch im Nachhinein oft für die Wahlrechtsreformen von 1832, 1867 und 1884/85, durch die es disruptive soziale Veränderungen im Zuge der Industriellen Revolution zu kanalisieren wusste, doch wird oft übersehen, dass die Gewährung des allgemeinen Männerwahlrechts – geschweige denn des Frauenwahlrechts – noch bis zu Beginn des 20. Jhds. auf sich warten ließ. Nur der männliche Herr des Haushaltes war wahlberechtigt. Alle anderen männlichen Angehörigen des Haushaltes (Diener, Söhne etc.) hingegen waren es nicht.

Trennungslinien zwischen den Klassen natürlich mehr und mehr verwischen. Neben dem zahlenmäßig zu vernachlässigenden Adel gehörten Mitte des 19. Jhds. drei Viertel der Bevölkerung der Arbeiterklasse an. Darüber stand die Mittelklasse mit ihrer *old lower middle class* (abhängig beschäftigte Handwerker), die nach dem Ersten Weltkrieg von der *new lower middle class* (Büroarbeiter etc.) abgelöst wurde, wobei die letztere sich stark vom Proletariat abzusetzen versuchte und sich an bürgerlichen Idealen orientierte. Die traditionelle *working class*-Mentalität, auch wenn sie sich mittlerweile in der zeitgenössischen Zivilisation des Massenkonsums weitgehend aufgelöst hat, hat nachhaltige Spuren in der Politischen Kultur des Landes hinterlassen. Während sich die *middle class* dem auf den *public schools* vermittelten individualistischen Gentlemanideal verpflichtet fühlte, zählten in der Arbeiterklasse Werte wie Solidarität und Gemeinwohlorientierung. Dennoch können wir festhalten, dass die allgemeinen Ausführungen über die Politische Kultur des Landes durchaus auch einen klassenübergreifenden Charakter haben, so dass die besondere Stabilität der Politischen Kultur des Landes auch darin besteht, dass sie es durch die Jahrhunderte hindurch vermocht hat, oppositionelle Tendenzen und neue Strömungen in sich aufzunehmen und zu integrieren, um so gewaltige gesellschaftliche Verwerfungslinien zu vermeiden. Vgl. Rohe (1984), S. 179 – 182; Kavanagh (1980), S. 132, 147/148 sowie Rose, R. (1980³): *Politics in England. An Interpretation for the 1980s*. London: VERLAG, S. 132 ff. und Hobsbawn, E. J. (1980): *Soziale Ungleichheit und Klassenstrukturen in England. Die Arbeiterklasse*. in: Wehler, H.-U. (Hrsg.): *Klassen in der europäischen Sozialgeschichte*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 63.

⁶²⁸ Döring (1998²), S. 170/171. Döring führt hierbei den Ausschluss von Katholiken von der Lehrtätigkeit 1790 an. Weiterhin kann und darf auch nicht übersehen werden, dass sich seitdem einiges geändert hat. Eine Kultur des politischen Protestes ist ebenso eine britische Tradition, auch wenn sie eine Verletzung des *deference*-Ideals darstellt, wie die Akzeptanz elitärer, oligarchischer Politikmacher. Gerade in den letzten Jahrzehnten – so Döring – ist die Bereitschaft, sich öffentlich oder in Petitionen zu engagieren, stark gestiegen. Der Punkt, der hier gemacht werden soll, ist eben jener, dass Unzufriedenheit mit der Leistung des politischen Systems durchaus auch Gegenreaktionen hervorrufen kann, nicht aber automatisch die affektive Bindung an die politischen Institutionen und Eliten als Herzstück Politischer Kultur erodieren lässt. Vgl. ebd. S. 174/175.

Ebenso gab es Pluralstimmen für Geschäftsleute, die u. a. belegen, dass es trotz aller Parlamentarisierung nicht zu einer gleichzeitigen Egalitarisierung der Bevölkerung gekommen ist, auch wenn dies entscheidende Schritte auf dem Weg in die heutige demokratische Gesellschaft des UK waren.⁶²⁹

Allerdings, so scheint es, beinhaltet die Politische Kultur Großbritanniens aufgrund der monarchischen Regierungsform ein hohes symbolisches Potential, das von den politischen Eliten des Landes im Laufe des 19. Jhds. genutzt wurde, um den Demokratisierungsprozess so langsam und so wenig zu ihren eigenen Lasten zu gestalten wie möglich. Zu drastisch erschien den Mächtigen das französische Beispiel einer Demokratisierung mit Gewalt im Zuge der Revolution, zumal die letztendlichen Konsequenzen auch in Frankreich mehr als unerfreulich waren. Autoritäre Ansätze zu dieser Demokratieverlangsamung kamen aufgrund der politischen Tradition ebenfalls kaum in Frage, so dass es zu einer symbolischen Neuaufwertung der Monarchie kam, deren Ansehen zu Beginn des 19. Jhds. eher gering war. Die *Crown in Parliament*, wie die englische Regierungsform gerne umschrieben wird, konnte aufgrund des allgemeinen Respekts vor traditionellen Institutionen als Regulativ wirken und den Demokratisierungsprozess so langsam wie möglich gestalten. Das Ergebnis war eine politisch-kulturelle Mischform aus demokratischem Gedankengut bei gleichzeitiger affektiver Bindung an eine *per definitionem* eher anti-demokratische Regierungsform, die langfristig den Weg zum Idealbild einer Zivilkultur ebnen sollte.

Die Klassifikation der Politischen Kultur Großbritanniens als „Nichtstaatskultur“ beruht ebenfalls auf dem mittlerweile vieldiskutierten Verfassungsverständnis des Inselkönigreiches. Anders als in kontinentalen Technokratien, in denen der Verfassungstext ein fixes Konstrukt ist, das der Überwachung durch Spezialisten und des Schutzes durch staatliche Institutionen bedarf, verstehen die Briten ihre Verfassung aus ungeschriebenen konstitutionellen Konventionen und den jeweiligen Parlamentsbeschlüssen eher als praktisches Rahmenwerk für eine auf Personen bezogene Politik, die in der Kultur des Landes, aber nicht in einer Urkunde wurzelt. Rohe unterstreicht in seinen Analysen der britischen Zivilkultur, dass diese Konstellation zwar flexibel ist und modernen Pluralismus

⁶²⁹ Rohe (1984), S. 176/177. Es scheint somit das Weltbild der sogenannten *Whig*-Historiographie falsch zu sein, nach der die politische Entwicklung des Landes ein unaufhaltbarer und ungebrochener Fortschrittsprozess war.

erleichtert, da sie nicht versucht, diesen einem starren Verfassungsgerüst unterzuordnen, sie aber gleichzeitig langfristig angelegte politische Pläne erschwert. Um den gesamtgesellschaftlichen Frieden zu wahren, kommt es zu sogenannten „kollektiven Sinnzuweisungen“⁶³⁰ aufgrund eines fehlenden konstitutionellen Referenzrahmens, die sich zwar bislang als stabil erwiesen haben und auch durch zwei Weltkriege nicht erschüttert werden konnten, sich aber im Laufe der Europäisierung Großbritanniens als Hemmschuh für eine langfristig angelegte Sachpolitik gemäß europäischer Vorgaben erwiesen haben. Die Politische Kultur des Landes hat somit ein sehr lebensnahes und praxisorientiertes politisches System hervorgebracht, das sich aber in Bezug auf gesellschaftlichen Wandel und internationale Wandlungserfordernisse als schwerfällig herausgestellt hat.⁶³¹

Insgesamt gesehen lässt sich aus einer kritischen Retrospektive, was die Einschätzung Almonds und Verbas angeht, sagen, dass sich die Vision einer partizipativen, säkularen und pragmatischen Politischen Kultur vor dem Hintergrund beständigen wirtschaftlichen Wachstums nicht ganz erfüllt hat. Es gibt durchaus Unzufriedenheit auf allen Seiten des politisch-kulturellen Spektrums, doch ist diese Unzufriedenheit eher *output-* als systemorientiert, d. h. die Defizite in der Leistung des Systems werden als solche zur Kenntnis genommen, kanalisieren sich aber nicht in dem Wunsch, das System als solches einer Revision zu unterziehen.⁶³²

2.4. Wandel in der Zivilkultur Großbritanniens seit den 1980ern:

Wie bereits zu Beginn angedeutet, stellt die Fokussierung auf Schlüsselbegriffe wie *civility* und *decency* usw. eine Verengung in Bezug auf die Natur der Politischen Kultur des Vereinigten Königreiches dar, obwohl diese natürlich persistent fortbestehen. Immerhin ist auch die Politische Kultur des Vereinigten Königreiches nicht bar jeglicher Neuinterpretation oder auch tatsächlichen Einstellungswandels geblieben. Gerade im ausgehenden 20. Jhd. mehrten sich die Stimmen derer, die bei aller Zufriedenheit mit dem politischen System dennoch nicht mehr

⁶³⁰ Ebd., S. 178. Diese Sinnzuweisungen abseits verfassungsmäßig geregelter Verantwortlichkeiten führen zu einem kurzfristig angelegten Pragmatismus. Gesellschaftlicher Wandel wird nur akzeptiert, nicht – wie Rohe darlegt – generiert. Ohne Verfassung, ohne ideologische Leitlinien strebt man nach einem Konsens, der zwar gesellschaftliche Stabilität fördert, aber keine langfristige Richtung aufzeigt. Das daraus resultierende *muddling through* („Sich-Durchwursteln“) in der britischen Politik ist mittlerweile sprichwörtlich geworden.

⁶³¹ Vgl. Rohe (1984), S. 178/179 und Döring (1988²), S. 168.

⁶³² Vgl. Kavanagh (1980), S. 169/170.

der Ansicht waren, GB würde besser regiert als andere Staaten. Das traditionelle Überlegenheitsgefühl aufgrund einer langen demokratischen Tradition schien also ins Wanken gekommen zu sein. Je stärker das internationale Engagement jenseits des Kanals wurde, desto kritischer wurde auch die Perspektive auf die eigene politische und ökonomische Bilanz. Gerade in den politisch aktiven Eliten wächst bei gleichzeitig fortbestehendem *system affect* die Unzufriedenheit mit dem *output* des politischen Systems. Rohe führt als Konsequenz dieser Unzufriedenheit besonders den Aufschwung nationalistischer Parteien an den keltischen Rändern des Vereinigten Königreiches an; eine Tendenz die schlussendlich auch zur Gewährung einer *Welsh Assembly* und eines schottischen Parlamentes im Jahre 1999 führte, also zur tendenziellen Ausweitung regionaler Regierungsbefugnisse.⁶³³

Man kann auch argumentieren, dass es sich bei diesen Dingen eher um eine Neubewertung traditioneller Denkmuster handelt als um einen radikalen Einstellungswandel, der die These der Krise der Zivilkultur bestätigen könnte. Von einer Krise ließe sich gemäß der Definitionen von u. a. Almond und Verba erst dann reden, wenn die *output*-Unzufriedenheit sich auf die essentielle affektive Ebene durchschlägt und dem so System die emotionale Akzeptanz der Bürger entzogen würde. Traditionsbewusstsein und *deference* mögen zwar zur affektiven Legitimitätssicherung beitragen, doch gravierender scheint eher der fehlende Wille zu sein, die *output*-Defizite in ideologischen Protest umzumünzen, da generelle Ideologien kein hohes Ansehen bei den Briten genießen. Durch den moralistischen, personalisierten und unideologischen Charakter der Politischen Kultur des UK kanalisiert sich die Unzufriedenheit nicht unbedingt in emotionalem Entzug des Vertrauens, sondern – und dies soll als eine der zentralen Thesen bezüglich der Analysen des Zusammenhangs von Politischer Kultur und Symbolischer Politik in dieser Nation verstanden werden – findet ihr Ventil eher in einer sehr kritischen Presse, die ein Regulativ bildet, mit dem auf *output*-Ineffizienzen sehr drastisch und öffentlichkeitswirksam reagiert wird. Gepaart mit dem Unwillen, sich ideologisch-umstürzlerisch zu betätigen und den in GB wie in allen europäischen Ländern mäßig vorangetriebenen Reformvorhaben der Regierung genügt dies, um den Systemsupport auf der affektiven Ebene zumin-

⁶³³ Vgl. Rohe (1984), S. 184 – 186 und Kavanagh (1980), S. 140/141.

dest stabil zu halten und das gegenwärtige System als das für das Inselkönigreich angemessene beizubehalten. Es soll dies nicht heißen, dass nicht wie überall sonst auch in GB die Bürger sich zunehmend an instrumentellen Größen eines Interventionsstaates orientieren werden, doch scheint die Bereitschaft, Unterstützung eher auf symbolische als auf real-technokratische Handlungskomponenten des Staates zu stützen, eine dauerhafte Konstante auch bei der Wirkung symbol-politischer Prozesse zu sein. Nur dauerhafte, massivste *output*-Defizite könnten langfristig dieses Fundament doch noch erschüttern. Dies entsprach auch weitgehend dem Urteil der Politischen Kulturanalysen in den 1980ern.⁶³⁴

Zu einem gleichbleibenden und in den letzten beiden Jahrzehnten wieder gewachsenem affektiven Vertrauen der Bürger hat im besonderen die Zeit der Thatcher-Regierung beigetragen, und dies obwohl gerade deren politischer *output* ständig heftig kritisiert wurde. *Output*-Unzufriedenheit und emotionale Einstellungen sind also nicht unbedingt gleichgerichtet. Massive Privatisierungen, antigewerkschaftliche Politik und die international nicht unumstrittene Falkland-Operation wurden als politischer *output* im In- und Ausland negativ kommentiert. Weiterhin attackierte sie mit der Einführung eines nationalen Schulcurriculums und ihrer Theorie einer auf meritokratischen Werten basierenden individuellen Leistungsgesellschaft sogar das althergebrachte *club government* der Bildungs- und Herkunftseliten. Doch anstatt einen Wandel einzuläuten, der besonders in den unteren Schichten auf Anklang gestoßen wäre, sah die Politische Kultur des Vereinigten Königreiches einen Aufschwung in Bezug auf die affektive Bindung an das politische System, was vielleicht auch daran lag, dass Margaret Thatcher von vielen der großen Staatsmänner ihrer Zeit – allen voran Ronald Reagan – sehr geschätzt wurde, was GB auch international eine Stellung einbrachte, auf die es sich stolz sein ließ. Die Unzufriedenheit mit dem *output* der Regierung Thatcher – genauso wie die durch *spin-doctoring* vermittelte Regierungsperformanz von Tony Blair und seiner Nachfolger – war und ist dabei nicht mehr als ein Ärgernis, das langfristig nicht die Stabilität der Politischen Kultur in GB in Frage stellen wird.⁶³⁵ Allenfalls das konstante Agieren von Tony Blair gegen die schließlich ablehnende Haltung der eigenen Partei und der britischen

⁶³⁴ Vgl. Rohe (1984), S. 186 – 188.

⁶³⁵ Vgl. Döring (1998²), S. 166 – 168.

Bevölkerung gegen eine Beteiligung Großbritanniens am Irak-Krieg hat die britische Politische Kultur kurzfristig beeinträchtigt. Wie jedoch schon zuvor bei Margaret Thatcher wurde diese Spannung dadurch gelöst, dass sich die eigene Partei ihres unbeliebten Parteichefs entledigt hat. Auch dies ist einer der Mechanismen, die für die Stabilität der britischen *deferential civic culture* verantwortlich zeichnen.

2.5. Persistente politisch-kulturelle Strukturen in Großbritannien

Im Verständnis der Briten ist die Monarchie fest verankert:

The Queen, as inheritor of a continuous tradition of monarchy going back 11 centuries, is the personal symbol of the state and of national unity, and provides a natural focus for popular loyalty and aspirations. Ceremonial has always been associated with British kings and queens and, in spite of the changed outlook of both the Sovereign and the people, certain customs and usages still remain as legacies of the centuries of history.⁶³⁶

- Central Office of Information (1978³): *The Monarchy in Britain* -

Doch die Beliebtheit der britischen Monarchie ist keine Momentaufnahme oder eine von aktuellen Umständen abhängige Erscheinung. Vielmehr ist sie ein nachhaltiges Phänomen, das verschiedene Ursachen hat, da die Monarchie als politisch-institutionelles Paradigma Symbolischer Politik fest in der britischen Kultur verankert ist. Dieses Phänomen reflektiert am ehesten Webers Theorie vom Charisma einer Person als Grundlage ihres Führungsanspruches im Spannungsfeld kultureller und psychologischer Einflussfaktoren.⁶³⁷

Im Rahmen der konstitutionellen Monarchie Großbritanniens gibt es konkurrierende politisch-kulturelle Begrifflichkeiten für das Staatsoberhaupt, die teilweise synonym verwendet werden, sich jedoch auf unterschiedliche systemfunktionelle Aspekte beziehen. Zu unterscheiden ist zu allererst der Titel *Sovereign* von *Crown*. Während *Sovereign* (oder auch *Monarch*) die Person beschreibt, die derzeit den Thron innehat, so umfasst „Krone“ nicht nur die konkrete Person, sondern auch die Regierung und versinnbildlicht somit die höchste Exekutive des Landes, da die Krone ihre Personalisierung durch den Monarchen

⁶³⁶ Central Office of Information (Hrsg.) (1978³): *The Monarchy in Britain*. London: Her Majesty's Stationery Office, S. 10.

⁶³⁷ Vgl. Geertz, Clifford (1985): *Centers, Kings, and Charisma: Reflections on the Symbolics of Power*. in: Wilentz, Sean (Hrsg.): *Rites of Power. Symbolism, Ritual, and Politics Since the Middle Ages*. Philadelphia: Pennsylvania UP, S. 13.

erfährt, während die konkreten Regierungsaufgaben durch die Regierungsräte mit ihrer parlamentarischen Rückverortung ausgeübt wird.

Der regierende Monarch ist ebenfalls höchstes Rechtsorgan des Landes als *fountain of justice*, d. h. alle Anklagen werden in seinem oder ihrem Namen erhoben sowie alle Urteile gesprochen, und ihr – unter Einbezug des Innenministeriums – obliegt das Begnadigungsrecht. Rechtlich gesehen ist nur die Königin als Privatperson immun gegen richterlichen Zugriff und persönlich nicht für ihre Entscheidungen verantwortlich zu machen (*the Queen can do no wrong*), anders als andere Mitglieder der königlichen Familie, die keine rechtliche Immunität genießen.

Als *fountain of honour* obliegt es der Krone, Adelstitel zu vergeben und Ritterschläge zu verteilen, beides auf Anraten des Premiers. So ernennt und entlässt sie, ebenfalls auf Anraten des Premiers oder des entsprechenden Regierungsministers, hohe Beamte, die Regierungsmitglieder selbst, Richter und Diplomaten sowie - in ihrer nominellen Funktion als Oberkommandant von Heer, Luftwaffe und Marine - hochrangige Offiziere. Schließlich, als Oberhaupt der anglikanischen Staatskirche seit des *Acts of Supremacy* von 1534 unter Heinrich VIII., ernennt sie auch die höchsten Vertreter der englischen Geistlichkeit.

Auf dem internationalen Parkett obliegt dem Souverän schließlich noch das Privileg, völkerrechtliche Verträge zu schließen, Krieg zu erklären, Friedensvereinbarungen zu treffen, die Anerkennung ausländischer Staaten und deren Regierungen sowie das Recht, Territorien zu annektieren bzw. abzutreten.⁶³⁸

2.6. Die symbol-politische Ausübung der königlichen Prärogativen:

Diese mittlerweile auf symbol-politische Akte herabgesunkenen formalen Kompetenzen der Krone (*royal prerogatives*) scheinen doch recht weitreichend zu sein, und in der Tat, auch ohne einen institutionalisierten Absolutismus wie er im 18. Jhd. in Frankreich und Preußen herrschte, galt der britische Monarch stets als überaus mächtig. Diese Macht, die all die formellen, systemfunktionalen Aspekte umfasst, drückt sich verfassungsrechtlich in den *royal prerogatives* aus, die eben jene Vorzugsrechte beschreiben, die der Souverän zu jeder Zeit trotz der Institution des Parlaments ausüben konnte. Seit Mitte des 18. Jhd. sind sie lediglich ein schwacher Abglanz jener Macht, die zu ihren Hochzeiten den mittel-

⁶³⁸ Vgl. ebd., S. 8/9.

alterlichen Königen in ihrer Eigenschaft als Staatsoberhaupt und oberster Lehns- herr zustand. Mittlerweile beschränkt sich die Ausübung der Prärogativrechte im Wesentlichen auf die oben angeführten Aspekte und zwar per Verfassungskon- vention (*constitutional convention*) stets unter der Kontrolle von Premier und Regierung. Dieser Transfer royaler Macht auf die Person des Premierministers, vornehmlich im Verlaufe der letzten beiden Jahrhunderte, begründet auch das Diktum der *primeministerial government* oder der *elective dictatorship*, denn die Machtfülle des britischen Premiers ist auch im Vergleich zu anderen europäi- schen Regierungschefs bemerkenswert. Im weiteren Sinne unterliegt die Aus- übung der *royal prerogatives* sogar dem Parlament, denn diesem gegenüber ist der Regierungschef trotz seiner weitreichenden Kompetenzen jederzeit verant- wortlich. Formell werden die königlichen Prärogativrechte unter Einbezug des entsprechenden Ministers, der schlussendlich dafür auch verantwortlich zeich- net, meist durch eine königliche Anweisung im Kronrat (*Order in Council*) gel- tend gemacht.

2.7. Die öffentlichen, affektiven Funktionen des Monarchen:

Dennoch sind die wesentlichen, politisch-kulturellen Funktionen der britischen Monarchie weniger realpolitischer als vielmehr symbolisch-affektiver Natur. Die Rolle des englischen Monarchen beispielsweise als integratives Nationalsymbol – als Ikone britischer Identität – wird bereits am Titel der derzeitigen Königin Eli- zabeth II. deutlich, der schon seit Jahrhunderten nahezu unverändert ist:

Elizabeth the Second, by the Grace of God of the United Kingdom of Great Britain and Northern Ireland and of Her other Realms and Territories Queen, Head of the Common- wealth, Defender of the Faith etc, etc, etc.⁶³⁹

Ungeachtet der Tatsache, dass dieser Titel aus bundesrepublikanischer Sicht ausschweifend, überholt und der wahren Bedeutung der Königin unangemessen zu sein scheint, zeigt er doch die ungebrochene Bedeutung, die die Monarchie in der inneren Lebenswelt der Briten und ihrer *deferential civic culture* hat.

Eine wichtige affektive Funktion des Monarchen ist die konstante Veran- kerung gesellschaftlicher Werte und Traditionen in der Bevölkerung. Um die af- fektive Bindung auch in jenen Teilen des Königreiches aufrecht zu erhalten, hält

⁶³⁹ Ebd., S. 4.

die Queen bekanntermaßen eine Vielzahl offizieller Zeremonien ab. Bei solchen Anlässen entsteht das, was Tom Nairn in seinem gleichnamigen Buch das *Enchanted Glass*⁶⁴⁰ der britischen Monarchie nennt, nämlich die emotionale Verankerung nicht nur ihrer eigenen Person, sondern der Institution und damit der durch sie symbolisierten affektiven Abstrakta innerhalb der Bevölkerung, ungeachtet dessen, wie trivial die entsprechenden Anlässe auch objektiv erscheinen mögen.

Neben den sehr begrenzten realpolitischen Funktionen des britischen Monarchen ist also die Funktion als körperliches Symbol integraler Bestandteil der Politischen Kultur des Landes, so dass Symbolische Politik nicht nur etwas Gelerntes ist, sondern Teil der Überlieferung, weswegen sie dort konstitutionellen Status hat, da auch die Königin einen konstitutionellen Status hat. Sie ist somit die symbolische Fortsetzung der *body politic* Elizabeths I., welche den Staat mit dem Körper des Monarchen und die einzelnen Institutionen mit den Körpergliedern gleichsetzte und so ein Bild von politischer, sozialer und geographischer Einheit schuf.

2.8. Die affektiv-symbolische Dimension der britischen Monarchie:

Besonders mit dem Beginn der Industriellen Revolution in Großbritannien ab Mitte des 19. Jhds. lässt sich eine Verlagerung der funktionalen Macht der Krone hin zum symbolischen Einfluss feststellen, der mit der zunehmenden Emanzipierung des Bürgertums einhergeht. Gerade die Jahrzehnte zwischen 1850 bis zur Krönung Elizabeths II. sind essentiell für eine Analyse der symbol-politischen Funktionen der britischen Monarchie, denn mit der oben genannten Verlagerung wurde das Ende des „theater of power“⁶⁴¹ der prächtigen Tudors und Stuarts eingeläutet. Die veränderte Bedeutung der Krone war somit ein Zusammenspiel wechselnder Variablen:

- a) funktionale Macht des Monarchen
- b) Charakter des Monarchen
- c) sozio-ökonomische Randbedingungen
- d) die nationale Medienlandschaft und ihre Technologien
- e) das politisch-kulturelle Selbstverständnis der Regierten

⁶⁴⁰ Vgl. Nairn, Tom (1994): *The Enchanted Glas. Britain And Its Monarchy*. London: Vintage.

⁶⁴¹ Cannadine, David (1985): *Splendour out of Court: Royal Spectacle and Pageantry in Modern Britain, c. 1820 – 1977*. in: Wilentz, Sean (Hrsg.): *Rites of Power. Symbolism, Ritual and Politics Since the Middle Ages*. Philadelphia: Pennsylvania UP, S. 206.

- f) die Bedeutung der Hauptstadt des Königreiches
- g) die Art der Zeremonielle
- h) die kommerzielle Ausbeutung in den Medien⁶⁴²

Leicht erkennt man, dass die Variable a) an Bedeutung verloren hat, wodurch die Variable b) zur Messung des Einflusses des Monarchen politisch-kulturell stark gewonnen hat, denn sie ist nun die faktische Hauptquelle seiner oder ihrer Legitimation. Aber die Devolutionsbemühungen zur Verlagerung zentralstaatlicher Kompetenzen hin zur Peripherie des Königreiches stellen die landesweite Akzeptanz der Krone auf eine harte Probe, so dass man beispielsweise in Schottland Elizabeth I. gleichgültiger gegenübersteht als in England. Es gibt dort andere integrative, nationale Ikonen, die ihre Bedeutung gerade aus ihrer historischen Opposition zum jeweiligen Throninhaber in London ableiten. Hier spielt natürlich auch Variable e), das politisch-kulturelle Selbstverständnis der Regierten, eine Rolle, welches besonders in Großbritannien auf dem Verhältnis von Zentrum und Peripherie beruht. Dass die funktionale Macht generell abgenommen hat, liegt – wie schon angedeutet – in c), den sozio-ökonomischen Rahmenbedingungen, begründet, die eine Emanzipation des Bürgertums nach sich zogen. Es bleiben somit nur die zeremoniellen Aspekte unter g), die seit Jahrhunderten gleich sind. Sie verhalten sich im Spannungsfeld von funktionaler und symbolischer Macht neutral, erfahren aber eine Aufwertung durch ihre verstärkte Repräsentation und Ausbeutung in den audio-visuellen Medien mit Blick auf die Aspekte d), g) und h).

Die ersten Zeichen für den Niedergang der royalen Funktionalmacht gab es bereits in den 1820ern, also noch vor der eigentlichen Hochphase der Industriellen Revolution mit ihren sozioökonomischen Folgen. Georg IV. sowie später Queen Victoria mit ihrem deutschstämmigen Ehemann Albert waren in der Presse beliebt; der eine wegen seiner Frau, die andere wegen ihrer offensichtlichen politischen Parteilichkeit für den damaligen *Whig*-Premier. Der Aufschwung des Zeremoniellen begann, die funktionale Macht auch in den Augen der Öffentlichkeit zu überflügeln, was während der Hochphase der Industrialisierung noch verstärkt wurde.⁶⁴³

⁶⁴² Vgl. ebd., S. 206/207.

⁶⁴³ Vgl. ebd., S. 207 – 211.

Zwischen 1870 und 1914 begann dann schließlich ein „Medienhype“ um die königliche Familie, der Standards in Friedenszeiten und sogar bis heute setzen sollte, eingeleitet durch den Rückzug aus parteipolitischen Angelegenheiten unter Victoria seit den 1870ern und der lethargischen Herrschaft Edwards VII. Statt auf der Suche zu sein nach realen Machtmöglichkeiten, begann das Königshaus, sich auf den Ausbau seiner öffentlichen Popularität zu verlagern, denn die Ansprüche der Öffentlichkeit hatten sich geändert. Ein Regierungsstil, der zuvor kritisiert worden war, z. B. die Halsstarrigkeit Victorias oder die Verschwendungssucht Edwards VII., erschienen nun in der retrospektiven Medienansicht als zielstrebiges Handeln zum Wohle der Nation und als eine der Blütephasen kulturellen Treibens in London (*Edwardian Age*). Die Gestalt begann, den politischen Gehalt monarchischen Tuns zu überschreiben.

Dies war vor allem dem Aufkommen eines neuen Pressestils in den 1880ern zu verdanken, der sich viel mehr als zuvor auf den Schein der Monarchie konzentrierte, nämlich die sogenannte *yellow press* (*Daily Mail*, *Daily Express* etc.). Das Boulevardeske wurde zur neuen Leserattraktion, was natürlicherweise den höfischen Zeremoniellen einen neuen Glanz verlieh, zumal neue Druck- und Fotografiertechniken das visuelle Element des Journalismus revolutionierten.⁶⁴⁴

Parallel dazu erhielt erstmals auch Victoria eine neue symbol-politische Funktion, als sie – kurz vor dem sich abzeichnenden Niedergang des Britischen Imperiums – 1877 durch Premier Disraeli zur *Empress of India* ausgerufen wurde. Dadurch erfuhr jedes höfische Zeremoniell eine zusätzliche emotionale Aufwertung, denn es wurde sichtbar in einen weiteren, internationalen Kontext eingeordnet, zumal sich auch die Rivalitäten im europäischen Kontext durch die Erstarkung Italiens und Deutschlands zu verstärken begannen. Royale Ikonen, die das eigene Selbstwertgefühl stärkten, waren wichtig, um dem neuen Nationalbewusstsein potentieller Feinde etwas entgegenhalten zu können. Hinzu kam noch – quasi zur Untermalung – eine Renaissance der englischen Musik unter Parry und Elgar, deren Kompositionen in höfische Riten integriert wurden und deswegen zu beliebten Stücken auch der Bevölkerung wurden

⁶⁴⁴ Vgl. ebd., S. 213 – 215.

Die große Krise der zivilisierten westlichen Welt brach mit dem dem Beginn des Ersten Weltkrieges auch über Großbritannien herein. Eine allgemeine Verzweiflung über den sprichwörtlichen Verfall des Westens machte sich breit. Die höfische Symbolik wurde nunmehr aufgewertet zu einem Zeichen nationaler Kontinuität und Stabilität vor dem Hintergrund des politischen Chaos, von dem man sich abzuwenden suchte. Dennoch markierte besonders die erste Hälfte des 20. Jhds. die vollständige politische Marginalisierung der Krone, was realpolitische Entscheidungen angeht. Versinnbildlicht wird dies durch die *abdication crisis*, während der Edward VIII., der Onkel der derzeitigen Queen, aufgrund einer Liaison mit einer geschiedenen Amerikanerin zugunsten von Elizabeths Vater, George VI., auf Druck des Parlamentes abdanken musste. Es hatte sich nämlich auch bei den Abgeordneten herumgesprochen, dass eine beliebte Monarchie stabilisierend auf das politische Gesamtsystem wirkt und die affektive Bindung an die politischen Entscheidungsträger erhöht. Die direkten Vorgänger Elizabeths begannen, mit ihren Tugenden im Familienkreise und ihrer strikten, zeremoniellen Pflichterfüllung gesellschaftliche Maßstäbe zu setzen⁶⁴⁵, weswegen auch die späteren Untriebe in Elizabeths familiärem Umfeld als besonders extrem empfunden wurden.

Besonders direkt nach dem Zweiten Weltkrieg und seinen Zerstörungen war die Sympathie für den König und seine Familie auf dem Höhepunkt angekommen. Er, seine Frau und besonders Prinzessin „Lilibeth“, die sich nicht hatten evakuieren lassen sondern in London ausgeharrt hatten, waren schließlich zu bürgernahen Ikonen des britischen Nationalgefühls geworden, und die diesbezüglichen Ritualen rückten noch mehr ins Zentrum dessen, was nach Volksmeinung die zentrale Aufgabe der Krone sein sollte. Die letzte der großen Zeremonien, die auch noch imperiale Anklänge hatte, fand 1953 statt, als Elizabeth II. gekrönt wurde. Selbst spätere Ereignisse, wie z. B. die diversen königlichen Hochzeiten oder auch die Beisetzung der Königin Mutter, konnten an symbolischem Gehalt nicht an die Krönungszeremonie heranreichen, die zu einer Zeit stattfand, da auch Churchill erneut Premier war. Der Eindruck der Stabilität und fast vorkriegsähnlicher Zustände war perfekt. Unter Elizabeth und ihrem Gemahl, Prinz Philip, wurde schließlich auch die telegene Vermarktung der königlichen

⁶⁴⁵ Vgl. ebd., S. 223 – 225.

chen Familie vorangetrieben, besonders mit dem Film *The Royal Family* aus dem Jahre 1969 unter der Federführung Philips und in Zusammenarbeit des Palastes mit der BBC. Doch die graduelle Verschiebung des Primats der politisch-funktionalen Macht hin zur symbolischen Macht königlicher Zeremonielle und personaler Ikonen hatte mit der Krönung Elizabeths ihren Höhe- bzw. Endpunkt erreicht. Cannadine formuliert dazu abschließend mit großer Prägnanz:

Just as, in previous periods of international change, the ritual of monarchy was of importance in legitimating the novelty of formal empire and in giving an impression of stability at a time of international bewilderment, so in the postwar world it has provided a comfortable palliative to the loss of world-power status. When watching a great royal occasion [...] it is almost possible to believe that they have not entirely vanished.⁶⁴⁶

Mit Elizabeth II. hat die britische Monarchie – unter Inkaufnahme gewisser Zwischentiefs– ein neues Beliebtheitshoch erreicht. Bereits jetzt wird über die regierende Monarchin in ähnlich mythenverklärten Tönen gesprochen wie ihrerzeit über Elizabeth I.:

[...] the important thing to remember in admiring this web of fictions about Elizabeth is that history and romance were interplaying from the start. So central was she in the affairs of her kingdom, so strong a figure did she cut in critical events at home and abroad, that each portrait was anchored in history whether it resembled her or not. At the same time, the ceremony of praise continued in various permutations from her coronation day to her death [...].⁶⁴⁷

2.9. Die Monarchie und die Ikonen politisch-kultureller Wahrnehmung:

Analog zu den Darstellungen der Monarchen in Renaissancegemälden werden die Mitglieder des britischen Königshauses heutzutage vornehmlich in den visuellen Massenmedien verbildlicht. Dadurch werden besonders die Monarchen, in unserem Beispiel Queen Elizabeth II., zu populären Ikonen, also zu Personalsymbolen in der öffentlichen Wahrnehmung. Das bedeutet nicht nur, dass das Bildnis der Königin in jedem öffentlichen Gebäude und auf den Münzen zu finden ist, sondern auch Teil der mentalen Grundausstattung eines jeden Bürgers und

⁶⁴⁶ Ebd., S. 233.

⁶⁴⁷ Pomeroy, Elizabeth W. (1989): *Reading the Portraits of Queen Elizabeth I.* Hamden: Archon, S. 44.

seines *mental furnitures* ist, was die affektive Dimension Politischer Kultur unterstreicht.

„In case of the monarchy the image is the message“⁶⁴⁸, so sagt Philip Howard und meint damit, dass die vornehmliche politische Aufgabe der Monarchie es nicht mehr ist, Politik zu machen, sondern sie durch die Stabilisierung der Politischen Kultur des Landes symbolisch zu legitimieren, indem ihre Rituale und Zeremonien und auch das Leben der Königsfamilie selbst einen funktionierenden Staat präsentieren. Um dies auch im Medienzeitalter ab Mitte des 20. Jhds. gewährleisten zu können, mussten die Monarchen noch stärker als vorher medienkompatibel gemacht werden, um sie zu nationalen Ikonen hochstilisieren zu können. Zur Aufrechterhaltung eines Mythos ist eine gewisse Distanz zwischen mythischer Figur und Betrachter im Sinne einer Verklärung vorhanden sein muss. Im Falle der britischen Monarchie war dieser Abstand allerdings phasenweise zu groß. Im ersten Nachkriegsjahrzehnt lebte das Verhältnis von Bürgern zur Krone noch vom vorbildlichen Verhalten der Königsfamilie bei den Angriffen der deutschen Luftwaffe auf London; ein emotionaler Überschwang, der in dem Moment seinen Höhepunkt erreichte, als sich George VI. mit seiner Familie und dem Kriegspremier Churchill dem Volk zeigte, und der sich bishin zur Krönung Elizabeths im Jahre 1953 zog. Damit war die Zeit der wirklich großen Rituale vorbei, und der politisch-kommunikative Alltag relativer Friedenszeiten kehrte ein. Die affektive Bindung ans Königshaus nahm ab Mitte der 1950er ab, da sich Elizabeth II. zwar als Königin für das britische Volk, aber nicht aus dem britischen Volk präsentierte, so wie es ihre Eltern während des Krieges mit ihr vorgelebt hatten.⁶⁴⁹ Als Monarchin streifte sie diesen Habitus ab. Sie schuf Distanz getreu der Aussage des Verfassungstheoretikers Walter Bagehot: „We must not let in daylight upon magic“.⁶⁵⁰

Es war erstaunlicherweise der durch sein Verhalten nicht immer medienkompatible Prinzgemahl, der bezüglich der emotionalen Abkühlung zwischen Königin und Volk Abhilfe zu schaffen suchte. In der Beliebtheit musste das Königshaus damals wie heute gegen andere Ikonen der Populärkultur antreten;

⁶⁴⁸ Howard, Philip (1977): *The British Monarchy in the twentieth century*. London: Hamish Hamilton, S. 105.

⁶⁴⁹ Vgl. Ziegesar, Detlev von (1988): *Monarchy. A British way of life*. Hannover: Schroedel, S. 29.

⁶⁵⁰ Bagehot wird zitiert in Howard (1977), S. 108.

damals waren es Elizabeth Taylor und die Beatles⁶⁵¹, heute sind es Persönlichkeiten wie Fernsehkoch Jamie Oliver und Fußballstar David Beckham. Die Populärkultur hat den deferentiellen Aspekten der Politischen Kultur Großbritanniens den Kampf angesagt.

3. Die Politische Kultur der USA

3.1. Almond und Verba Konzept der *civic culture* in den USA als Ausgangspunkt:

Mehr noch als mit ihren zuvor diskutierten abstrakten Thesen zur Politischen Kultur sind Almond und Verba bekannt geworden für den Versuch, ihre Theorie im Rahmen der wegweisenden *Civic Culture*-Studie zur Anwendung zu bringen. Wie die Politische Kulturforschung generell, so war es auch das Ziel dieser Studie, unter Berücksichtigung von Soziologie und Sozialpsychologie jene politisch-kulturellen Charakteristika zu eruieren, auf die sich die Stabilität der Demokratie besonders in Großbritannien und den USA zurückführen lässt.⁶⁵² Eine idealtypische Annäherung der Politischen Kultur eines Landes an die *civic culture* lässt sich in den USA finden:

The pattern of political culture found in the United States approximates what we have labelled the civic culture. [...] In the first place, the role of the participant is highly developed and widespread. [...] Furthermore, they tend to be affectively involved in the political system [...]. And their attachment to the political system includes both generalized affect as well as satisfaction with specific government performance.⁶⁵³

Doch welche Eigenschaften zeichnen die Politische Kultur der USA insbesondere aus? Von großer Wichtigkeit sind politische Wahrnehmungsmuster. In den USA wird dem Regierungoutput auf nationaler und einzelstaatlicher Ebene nicht nur ein merklicher, sondern allgemeinn auch positiver Effekt im Hinblick

⁶⁵¹ Vgl. ebd., S. 108.

⁶⁵² Vgl. Verba, Sidney (1989): On Revisiting the Civic Culture: A Personal Postscript. in: Almond, Gabriel A./Verba, Sidney (Hrsg.): The Civic Culture Revisited. Newbury Park/London/New Delhi: Sage, S. 407 sowie Almond (1989), S. 6. Carole Pateman beklagt jedoch in ihrer Kritik der Studie genau diese Vermischung mehrerer Disziplinen und somit die Aufweichung wissenschaftlicher Validität. Vgl. dazu Pateman, Carole (1989): The Civic Culture: A Philosophic Critique. in: Almond, Gabriel A./Verba, Sidney (Hrsg.): The Civic Culture Revisited. Newbury Park/London/New Delhi: Sage, S. 59.

⁶⁵³ Almond/Verba (1989), S. 314.

auf das Gemeinwohl beigemessen, was einen hohen Grad an politischer Informiertheit voraussetzt.⁶⁵⁴

Auf der affektiven Ebene fallen besonders positive Einstellungen gegenüber Begriffen wie „Freiheit“ und „Demokratie“ als Grundpfeiler der amerikanischen Lebensweise auf und die Bereitschaft, staatliches Handeln solange als gerechtfertigt zu akzeptieren wie es diesen Grundsätzen nicht zuwiderläuft, wobei ein staatsferner Individualismus stets bevorzugt wird, so dass die USA sich primär im individualistischen Quadranten von Wildavskys Typologie verorten lassen. Weiterhin werden politische Themen relativ offen diskutiert, was für eine freizügige Einstellung in Bezug auf politische Kommunikation spricht. Dennoch fehlt der Hang zu politischer Polarisierung trotz aller kontroversen Diskussionen genauso wie die Ausrichtung aller politischen Aktivitäten entlang einer bestimmten ideologischen Richtung. Politisches Parteipartisanentum, sofern es existiert, beeinflusst nicht die Fähigkeit, mit Menschen abweichender politischer Identifikation sozial zu interagieren, so dass politische Einstellungen das soziale Geflecht nicht in Frage stellen, sondern Werte wie Kooperation und *charity* über Parteilinien hinweg großgeschrieben werden.⁶⁵⁵

Anders als ein bloßes Subjekt staatlicher Macht identifizieren Almond und Verba die Amerikaner eher mit der Vorstellung des *citizen* als aktiv teilhabendes Individuum im politischen Willensbildungsprozess. Diese Teilhabe ist besonders auf der lokalen Ebene in der Form von Wahlen oder auch *nongovernmental organizations* zu verorten. Mehr noch als die Bereitwilligkeit zur Partizipation wird auch eine gewisse dahingehende Verpflichtung verspürt, um die Ausübung von Macht nicht nur zentralen Organen zu überlassen. In den USA ist somit die „civic competence“⁶⁵⁶, also das Gefühl, die machthabenden Eliten beeinflussen und kontrollieren zu können, relativ groß, besonders, wenn es um die Mitgliedschaft in formellen Gruppen als Möglichkeit der Einflussnahme geht.⁶⁵⁷

⁶⁵⁴ Vgl. Almond/Verba (1989), S. 45 – 53, 57/58, 61. Auf dieser Ebene liegen sowohl die USA, als auch GB und ebenso Deutschland recht nah beieinander, obwohl sich die Politischen Kulturen zwischen dem anglo-amerikanischen Raum und Deutschland in der Summe doch erheblich unterscheiden.

⁶⁵⁵ Vgl. ebd., S. 64 – 71, 74, 79 – 81, 84 – 88, 93 – 97, 100/101, 113 – 115 und 239 – 243.

⁶⁵⁶ Ebd., S. 136. Hierbei spielt natürlich auch eine Rolle, inwieweit sich die Bürger für fähig halten, durch ihren *input* das politische System zu beeinflussen, obwohl selbst der Glaube daran kein Garant dafür ist, dass sich das Individuum wirklich engagiert.

⁶⁵⁷ Vgl. ebd., S. 107, 136 – 147, 150, 157 – 159 und Lipset, Seymour M. (1996): *American Exceptionalism. A Double-Edged Sword*. New York/London: Norton, S. 276/277. Es soll an

Ist der politisch-kompetente Bürger auch das erstrebenswerte Ideal, so kommt auch dem administrativ-kompetenten Subjekt auf der Umsetzungsebene politischer Entscheidungen eine gewichtige Rolle zu. Die Subjektkompetenz umfasst den Glauben an die Rechtmäßigkeit der Verwaltung genauso wie die Erkenntnis, dass unter gewissen Umständen der Versuch einer aktiven Einflussnahme auf den Entscheidungsfindungsprozess für das Ergebnis eher hinderlich sein kann.⁶⁵⁸

Bürgerkompetenz und der Wille zur Partizipation scheinen somit bei der Schaffung stabiler Demokratien von essentieller Bedeutung zu sein. Der amerikanische kompetente Bürger ist nicht nur ein wahrscheinlicher Rezipient Politischer Kommunikation, sondern er ist informierter und nimmt am politischen Diskurs eher als z. B. ein Deutscher aus den 1960ern teil. Die Würdigung der Grundpfeiler des amerikanischen Systems in der Form von aktiver Partizipation zur Kontrolle der Eliten ist, laut Almond und Verba, bereits Teil der Kindheitssozialisation, da Erfahrungen über die Beeinflussbarkeit nicht-politischer Autoritäten in diesem Lebensabschnitt oft auf die Beeinflussbarkeit politischer Autoritäten im Erwachsenenalter übertragen werden.⁶⁵⁹

Nach den Thesen Almond und Verbas vereinigen sich obige Faktoren zur *participant civic culture* der USA, die die ideale Balance zwischen Systembeanspruchung und Systemakzeptanz darstellt, und jede Demokratie auf die stabilen

dieser Stelle nicht weiter auf die genauen Strukturen des politischen Engagements der Amerikaner in Bürgerbewegungen oder auch institutionalisierten politischen Organisationen eingegangen werden. Dass in den USA eine hohe Bereitschaft, sich in derartigen Gruppierungen zu engagieren besteht, sollte durch obige Ausführungen klar geworden sein, zumal auch ein aktives Engagement im Rahmen von Parteien oder Bürgerinitiativen stets eine eher aktive oder auch passive Ausprägung aufweisen kann. Zu Details über freiwilliges und/oder institutionalisiertes politisches Engagement, auch im Vergleich mit anderen Nationen, vgl. Almond/Verba (1989), S. 244 – 265.

⁶⁵⁸ Vgl. ebd., S. 168 - 179. Die Bevorzugung der Bürgerrolle mag in der Geschichte der USA begründet sein, die zum Teil eine Geschichte der aktiven Regierungskontrolle ist. Administrativen Agenturen wurde dabei eine eher untergeordnete Rolle zugesprochen, so dass die administrative Kompetenz vom Individuum weniger hoch geschätzt wird. Es sollte jedoch auch klar sein, dass keine Orientierung ohne die andere auskommt und sie sich gegenseitig beeinflussen. Schließlich ist eine Verwaltungsbehörde nur dann bereit, sich den Appellen der administrativ-kompetenten Subjekte zu öffnen, wenn ihr von politisch-kompetenter Bürgerseite eine Gegenreaktion im Falle bloßer administrativer Obstruktion droht. Vgl. dazu ebd., S. 171 – 173. Darüber hinaus führen Almond und Verba das hohe Maß an administrativer Kompetenz der Subjekte in Großbritannien auf die lange Verfassungstradition des *Common Law* zurück, wohingegen die revolutionäre Natur der amerikanischen Republik eher der Ausformung einer politischen Bürgerkompetenz förderlich war. Vgl. ebd., S. 177, 179.

⁶⁵⁹ Vgl. ebd., S. 186 – 190, 190, 197, 203 – 206, 299 – 306.

Säulen der Regierungsmacht auf der einen und der Reaktionsfähigkeit der Bürger auf der anderen Seite stellt.⁶⁶⁰

3.2. Diskussion und Bewertung des Modells der amerikanischen Staatsbürgerkultur:

Almond und Verbas Studie als zeitungebunden zu sehen, hieße, das Offensichtliche zu verneinen. Nicht zuletzt die Krisen der amerikanischen Politik in den 1970er und 80er Jahren durch den Watergate-Skandal und die Iran-Contra-Affäre haben zu einem Absinken des unbedingten Vertrauens in das demokratische System der USA geführt und einem harschen Zynismus Aufschwung gegeben. Dennoch scheint sich die Resistenz der Staatsbürgerkultur auch gegen diese Veränderung zu behaupten, denn zwanzig Jahre nach *The Civic Culture* kamen Almond und Verba sowie ihre Kollegen zu dem Schluss, dass die Demokratie in den USA unverändert stabil sei.⁶⁶¹ Doch viele Kritiker stellen eben jenes Postulat der Bedingtheit der amerikanischen Demokratie durch die *civic culture* der USA in Frage, da viele inneramerikanische Variationen sowie die Politische Kultur der afro-amerikanischen Bevölkerung bei Almond und Verba weitgehend unberücksichtigt bleiben.⁶⁶² Die scheinbare Homogenität der amerikanischen Politischen Kultur sowie ihre fast ausschließliche Rückführung auf nicht-politische

⁶⁶⁰ Vgl. ebd., S. 313 – 315, 339 – 343, 354 – 361. Die Politische Kultur der USA zeigt, wie schon bemerkt, im Gegensatz zur *deferential civic culture* Großbritanniens einen deutlicheren Hang zum partizipativen, da sie im Bereich der subjektiven Kompetenz auf Rang 3 hinter Großbritannien und Deutschland zurückfällt. Somit ist zumindest latent die Gefahr einer langfristigen Systemüberforderung durch den Willen zur Partizipation durch den Bürger gegeben. Damit im Zusammenhang steht auch der Wille der Bürger, sich zum einen zwar gesellschaftlicher Verwerfungslinien bewusst zu sein und sie zu verbalisieren, sich aber zum anderen auch konsensfähig in Bezug auf durch die Regierung eingebrachte Lösungen zu zeigen. Die Ausgewogenheit von rationaler und emotional-motivierter Partizipation ist darüberhinaus wichtig, da einseitig motivierte Beiträge zur Funktionslogik des politischen Systems offensichtlich kontraproduktiv sind.

⁶⁶¹ Vgl. ebd., S. 356 – 360. Diese Wandlungstendenzen waren es auch, die den Anstoß zur Folgestudie unter dem Titel *The Civic Culture Revisited* in den 1980ern gaben [Anm. des Verfassers].

⁶⁶² Abramowitz, Alan I. (1989): *The United States: Political Culture under Stress*. in: Almond, Gabriel A./Verba, Sidney (Hrsg.): *The Civic Culture Revisited*. Newbury Park/London/New Delhi: Sage, S. 177 – 181. Abramowitz führt die Vernachlässigung der *race*-Variablen bei der ersten *Civic Culture*-Studie auf den Wunsch zurück, die Vergleichbarkeit mit den anderen „Testnationen“ zu wahren, hält dies jedoch zugleich für ein fundamentales Versäumnis der Studie. Eine ergänzende Studie Dwaine Marvicks zeigt nämlich, dass amerikanische Afro-Aerkaner sehr viel weniger optimistisch in Bezug auf ihren Einfluss auf die politischen Institutionen sind als Weiße. Vgl. dazu Abramowitz (1989), S. 183 – 184 mit Verweis auf Marvick, Dwaine (1970): *The Political Socialization of the American Negro*. in: Dreyer, Edward C./Rosenbaum, Walter A. (Hrsg.): *Political Opinion and Behaviour: Essays and Studies*. Belmont: Wadsworth, S. 161 – 179.

Kindheitssozialisation scheinen somit zweifelhafte, sehr punktuelle und nur für die USA in der Ära des Kalten Krieges zutreffende Annahmen zu sein.

Genauso kritikwürdig ist Almond und Verbas Skepsis gegenüber nationalen Eliten, die im Sinne einer stabilen Demokratie durch den mündigen Bürger beschränkt werden müssen. Die Verwaltung von politischer Macht durch einige wenige Individuen oder Gruppen ist funktionslogisch notwendig und kein Zeichen einer unumwundenen Oligarchie. Man kann kritisieren, dass sich die Demokratie in den USA bei Almond und Verba eher als Mythos denn als Realität darstellt.⁶⁶³

Jene Defizite der *Civic Culture*-Studie trugen maßgeblich dazu bei, dass die tiefen affektiven und evaluativen Veränderungen der Staatsbürgerkultur in den USA nur unzureichend prognostiziert werden konnten: Skepsis, Desillusionierung und Zynismus gegenüber der Regierungsleistung treten deutlicher hervor als noch in den 1960ern und erklären zumindest ansatzweise die Rückbesinnung auf konservative Grundwerte, wie z. B. den Puritanismus unter Präsident Reagan. Sinkende Wahlbeteiligung und das Bröckeln des Vertrauens in die Kompetenz des Bürgers sind nur einige von vielen Anzeichen für die Krise der *civic culture*.⁶⁶⁴

Dennoch hat sich die US-amerikanische Demokratie als stabil erwiesen, und die Bereitschaft zu informierten, politischen Diskussionen jenseits von Parteipositionen hat sich sogar gesteigert. Kann vor diesem Hintergrund die Korrelation von *civic culture* und demokratischer Resistenz stimmen? Unter Rückgriff auf Almond und Verba kann dies mit der generellen Abneigung gegen tiefen politischen Wandel in den USA erklärt werden. Sie kann durch die fehlende Instrumentalisierung der Verdrossenheit der Bürger durch die politischen Eliten

⁶⁶³ Vgl. Abramowitz (1989), S. 184 – 188 sowie Pateman (1989), S. 70/71.

⁶⁶⁴ Vgl. Abramowitz (1989), S. 188 – 200 und Lipset (1996), S. 280 – 284. Abramowitz führt darüber hinaus steigende Kriminalitätsraten, Ghettoevolten, Studentenunruhen, die rapide wachsende Emanzipation von Afro-Amerikanern, von denen sich die Weißen zum Teil bedroht fühlten, und andere soziale Bruchlinien als Gründe an, da sie disruptiv auf das traditionelle Werte- und Sozialgefüge einwirkten. Lipset fügt hinzu, dass der Eindruck einer sich verschlechternden amerikanischen Gesamtlage auch durch das verzerrende Bild in den Medien verstärkt wird, da für diese natürlich gilt: „only bad news are good news“. Vgl. dazu Lipset (1996), S. 285 – 287. Gleichzeitig lässt sich auch ein steigendes Maß an Protestpartizipation feststellen; ein Phänomen, das zur Zeit der ersten *Civic Culture*-Studie allerdings noch weitgehend unbekannt war. Zum Aspekt der USA in einer scheinbaren Sinn- und Systemkrise vgl. auch Vorländer, Hans (1998³): Politische Kultur. in: Adams, Willi P./Lösche, Peter (Hrsg.): Länderbericht USA. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 301 – 304.

und die Flexibilität des Zweiparteiensystems erklärt werden, welches gesellschaftliche Konfliktlinien so rasch thematisch absorbiert, dass sie sich nicht in Bürgerbewegungen und dergleichen manifestieren.

Dennoch ist und bleibt die Statik und Zeitgebundenheit von Almond und Verba Thesen ein gewichtiger Kritikpunkt, der bei der Bewertung des Nutzens dieses Ansatzes nicht unberücksichtigt bleiben darf. Noch haben die starken Wandlungstendenzen das Gesamtsystem nicht in Gefahr gebracht, doch ob die USA in Zukunft zum Idealbild der Staatsbürgerkultur zurückkehren können, bleibt abzuwarten.⁶⁶⁵ Immerhin war *The Civic Culture* „a bold and precautionous book“⁶⁶⁶ und somit eine Vorreiterstudie unter Zuhilfenahme vieler unerprobter Analyseinstrumente. Deswegen lehnt Almond selbst auch die Kritik ab, Politische Kultur „verursache“ politische Strukturen, sondern er unterstreicht die Interdependenzbeziehungen vieler Variablen unter Berücksichtigung von Sozialisationsprozessen bei der Schaffung des Individuums als *rational activist*, der als integrativer Ansatz präsentiert wird.⁶⁶⁷

Es bleibt also festzustellen, dass der Ansatz von Almond und Verba zwar wegweisend gewesen sein mag, aber dennoch merkliche Schwächen aufweist. Um mit den Autoren selbst zu sprechen: Es wurden zwar die richtigen Fragen gestellt, doch die gegebenen Antworten waren und sind diskussionswürdig und bedürfen der Ergänzung bzw. Weiterentwicklung in Hinblick auf ihren religiös-symbolhaften Charakter.⁶⁶⁸

3.3. Religiöse Einflüsse auf die Politische (Zivil-)Kultur der USA:

3.3.1. Das puritanische Erbe

Als Teil der Ikonographie und Symbolik, durch die sich die amerikanische Vergangenheit dem heutigen Individuum erschließt, ist das Auftauchen der Puritaner im Neuengland des frühen 17. Jhds. wieder und wieder interpretiert worden. Dabei könnten die Interpretationsansätze nicht unterschiedlicher sein. Sie reichen von unreflektiertem Stolz auf die *Pilgrim Fathers* in Plymouth, deren Andenken noch heute in hohen Ehren gehalten wird, bis hin zur Verdammung des

⁶⁶⁵ Vgl. Abramowitz (1989), S. 201 – 207 und Lipset (1996), S. 287/288.

⁶⁶⁶ Verba (1989), S. 394.

⁶⁶⁷ Vgl. ebd., S. 394/395; Almond (1989), S. 16, 28/29 sowie Pateman (1989), S. 58, 64. Pateman bezeichnet den Ansatz des *rational activist* allerdings als Mythos, was auf ihre Skepsis gegenüber dem Gesamtkonzept hindeutet.

⁶⁶⁸ Vgl. Almond (1989), S. 31/32 und Verba (1989), S. 409.

moralischen Rigorismus, der Lebensfeindlichkeit und Intoleranz der Massachusetts-Puritaner.⁶⁶⁹

Befragt man heutige Amerikaner nach ihren stereotypen Vorstellungen der *Pilgrims* in Plymouth, so entsteht die Collage einer freundlichen, toleranten, demokratisch geprägten Gemeinschaft, an die man sich im Rahmen der Konstruktion einer gemeinsamen Vergangenheit gerne erinnert.⁶⁷⁰ Die Separatisten von Plymouth Rock stehen für die totale Lossagung vom Mutterland, sozusagen für die amerikanische Avantgarde der Revolutionäre des 18. Jhds. Sie versuchten, die Fesseln des als papistisch empfundenen Englands abzuwerfen, um im Einklang mit ihrer Religion in Frieden leben zu können. Sie gelten auch als Vorreiter des amerikanischen Individualismus, der für die Pilgerväter eine logische Konsequenz der Reformation war, da nur die individuelle Beziehung des einzelnen Menschen zu Gott und seiner Gnade im Vordergrund standen, nicht aber die spirituelle Prerogative Roms und der Bischöfe. Von diesem Verständnis zu der Idee, die Pilgerväter seien die Keimzelle der amerikanischen Demokratie gewesen, war es nur ein kleiner Schritt, der im Zuge der allgemeinen Verklärung der Vergangenheit bereits während des Unabhängigkeitskrieges gerne getan wurde.⁶⁷¹

Beschäftigt man sich mit jener amerikanischen Vorstellung von den Pilgervätern, so wird man mit einer starken amerikanisch-patriotischen Rhetorik konfrontiert. Diese ging aus von dem Diktum des ersten Gouverneurs von Plymouth, William Bradford, der sagte, man wolle die neue Ansiedlung der Vorsehung gemäß zu einem Beispiel für die gesamte Welt machen, eben zu einer „city upon a hill“.⁶⁷²

Mit den Kolonisten in Massachusetts, den wirklichen „radikalen“ Puritanern⁶⁷³, verbinden die Amerikaner eher negative Vorstellungen. Allenfalls positiv

⁶⁶⁹ Vgl. Tocqueville, Alexis de (1969): *Democracy in America*. Garden City, N.Y.: Doubleday, S. 279.

⁶⁷⁰ Vgl. Dölle (2008), S. 40/41.

⁶⁷¹ Atkins, Scott (2002): *The Puritan Tradition and American Memory: The American Sense of Puritan*. Charlottesville: Virginia UP, S. 1, 4, 12/13 und Bush, Jr., Harold K. (1999): *American Declarations. Rebellion and Repentance in American Cultural History*. Chicago: Illinois UP, S. 1/2, 16 – 19 und Dölle (2008), S. 41.

⁶⁷² William Bradford wird zitiert in Atkins (2002), S. 4 und Skidmore, Max J. (1978): *American Political Thought*. New York: St. Martin's Press, S. 29/30.

⁶⁷³ Der fundamentale Unterschied zwischen radikalen und gemäßigten Puritanern liegt in der Rolle der Gemeinde als religiöse Gemeinschaft. Im Gegensatz zu den Kongregationalisten (z. B. die Puritaner an Bord der *Mayflower*), denen die Gemeinde genug war und die keine

erinnern viele nur den Einfluss jener Siedler auf das Schul- und Bildungssystem ihrer Kolonie ab ca. 1640, dessen Säulen wie *Harvard* und *Yale* noch bis heute überleben. Die puritanische Kultur war nämlich eine typische Wort- und Buchkultur der Reformation, und trotz der widrigen Bedingungen in den Kolonien versäumten es die Siedler nicht, die Grundlagen für ein Bildungs- und Pressesystem zu errichten, das den Einzelnen in die Lage versetzen sollte, seine religiösen Pflichten zu erfüllen. So machte das vorgeschriebene Bibelstudium neben vielem anderen besonders die Bekämpfung des Analphabetismus nötig.⁶⁷⁴

Gleichzeitig jedoch - und viel schwerwiegender bezüglich des historischen Selbstverständnisses der US-Amerikaner - brannten sich die Massachusetts-Puritaner durch Beispiele von Intoleranz und religiöser Rigidität in das kollektive Gedächtnis der Vereinigten Staaten ein. Während die Religion der Pilgerväter scheinbar die Basis einer egalitären Gesellschaftsform gewesen war, kam die Theokratie in Massachusetts in einem sehr viel autoritäreren Gewand daher. Wie schon beim Genfer Vorbild durchdrang trotz einer gegenteiligen Absicht auch hier die Religion alle Lebensbereiche, und wer sein Konversionserlebnis als Zeugnis seines Erwähltheitsstatus und somit als Voraussetzung seiner Kirchenmitgliedschaft nicht nachweisen konnte, blieb aus der Kirche und somit von politischer Macht ausgeschlossen.⁶⁷⁵

Bei einer solch engen Verbindung von weltlichem und geistlichem Leben verwundert eine eher ablehnende Haltung gegenüber „Abweichlern“ kaum; Abweichler, die dann ihrerseits als demokratische und liberale Freidenker idealisiert wurden und deren tiefe Einblicke in die wahre Natur gesellschaftlichen Zusammenlebens von den erzkonservativen Puritanern mit Verbannung oder Tod bestraft wurden. Beispiele sind derer viele: Roger Williams sprach sich in den 1630ern dagegen aus, dass sich die Puritaner nicht vollständig von England abgespalten hatten. Er wurde verbannt und später zum Gründer von Providence, Rhode Island. Ebenso trat zur selben Zeit Anne Hutchinson für ein anderes spiri-

Hierarchiestufe über der Gemeinde duldeten, waren die Presbyterianer (z. B. die Siedler in Massachusetts ab 1629) gemäßiger, indem sie Hierarchien bis zu einem gewissen Maße tolerierten und sich deswegen auch am ehesten mit der *Church of England* und ihrem Episkopalsystem zu arrangieren wussten. Vgl. Collinson, Patrick/Berg, Johannes van den (1997): Puritanismus. in: Müller, Gerhard (Hrsg.): Theologische Realenzyklopädie (Bd. XXVI). Berlin/New York: Walter de Gruyter, S. 28 und Dölle (2008), S. 41.

⁶⁷⁴ Collinson/Berg (1997), S. 28.

⁶⁷⁵ Vgl. Perry, Ralph B. (1948): Amerikanische Ideale: Puritanismus und Demokratie (Bd. 1). Wien: Danubia, S. 135 – 137.

tuelles Verständnis von Religion ein, das jedem Menschen einen direkten Zugang zu Gott zugestand, ohne ausschließlich auf den göttlichen Gnadenakt zu bauen. Auch sie wurde verbannt, weil sie das rationale, von Männern geprägte Religionsverständnis bedrohte. Am schlimmsten traf es die Quäker, die von der Göttlichkeit jedes Menschen ausgingen. Sie wurden verbannt und im Falle ihrer Rückkehr getötet.⁶⁷⁶

Als Paradigma puritanischen Wahns gelten die Salemer Hexenprozesse von 1690 bis 1692, in deren Verlauf zwanzig Männer und Frauen verbrannt wurden. Es wird allerdings oft vergessen, dass die Hexenverfolgung keinesfalls ein auf Massachusetts begrenztes Phänomen war, wo im Vergleich zu England nur wenige Menschen einem überflüssigen Tod zum Opfer fielen. Vergessen wird auch, dass sich prominente puritanische Denker wie Increase Mather diesem Tun entgegenstellten. All dies entschuldigt die Vorkommnisse in Salem Town in den 1690ern natürlich nicht, rückt es aber in eine objektivere Perspektive.⁶⁷⁷

Amerikaner verdrängen bei ihrer Verurteilung der Zustände in Massachusetts Bay oft, dass dort der Druck herrschte, eine relativ homogene Gesellschaft zu schaffen, vor deren Hintergrund Abweichler von der moralischen Norm destruktiv auf das soziale Gefüge eingewirkt hätten. In Bezug auf die Salem-Prozesse sollte zudem nicht übersehen werden, dass es sich bei den Anklägern um konservative Bauern und bei den Angeklagten oft um Angehörige der neu entstandenen, kaufmännischen Elite handelte, die sich nicht mehr vollständig mit dem Urspritanismus der ersten Siedlergeneration zu identifizieren wusste. Die Ereignisse in Salem waren somit weniger religiöser Wahn als ein Feldzug der konservativen Unterschicht gegen die sich unaufhaltsam ausbreitende liberale Moderne in der gesellschaftlichen Oberschicht. Diese feinen Unterscheidungen jedoch passen nicht in das Schwarz-Weiß-Bild, das viele Amerikaner von den puritanischen Ursprüngen ihres Landes haben und auf dem die Beurteilung des puritanischen Erbes in den USA noch heute basiert.⁶⁷⁸

⁶⁷⁶ Vgl. Atkins (2002), S. 8 – 10; Skidmore (1978), S. 26 – 29 und Raeithel, Gerd (1987): Geschichte der nordamerikanischen Kultur. Bd. 1: Vom Puritanismus bis zum Bürgerkrieg 1600 – 1860. Weinheim/Berlin: Quadriga, S. 135 - 142.

⁶⁷⁷ Vgl. Atkins (2002), S. 8 sowie Raeithel (1987), S. 128 – 132.

⁶⁷⁸ Vgl. Hebel, Udo J. (1997): „Those Images of Jealousie“. Identitäten und Alteritäten im puritanischen Neugengland des 17. Jahrhunderts. Frankfurt am Main/New York: Peter Lang, S. 71 – 81 und Dölle (2008), S. 43.

3.3.2. Die Politische Kultur der USA als Zivilreligion

Wenn wir die Politische Kultur der USA vor diesem Hintergrund betrachten, so stellen wir fest, dass ihre Charakteristika einen quasi-religiösen Rang gewonnen haben. Ebenso wie konfessionelle Überzeugungen werden diese Ansichten von Freiheit und Demokratie an folgende Generationen weitergegeben, und auch Fremde werden in dieses Konzept integriert, für das Robert N. Bellah den Begriff „Zivilreligion“ prägte.⁶⁷⁹ Auch andere Begriffe wie „Amerikanisches Credo“ oder „öffentliche Philosophie“ sind für dieses Konzept geläufig, im Rahmen dessen sich die USA nicht nur als auserwähltes Volk verstehen, sondern auch die Idee einer universellen Mission vertreten, die sie zum Wohle der Menschheit erfüllen müssen. Diese Vorstellung geht ganz klar auf den Puritanismus Neuenglands zurück, dessen durch die göttliche Vorsehung bestimmte Mission die Rettung der Seelen der Gläubigen vor der spirituellen Korruption durch die Zustände in der Alten Welt war. Bis zum Bürgerkrieg war nur die klassische *WASP/M*-Bevölkerung Teil dieses zivilreligiösen Selbstverständnisses; nach dem Krieg auch die afro-amerikanische Minderheit.⁶⁸⁰

Folgen wir den Thesen Gebhardts sowie unserer Arbeitsdefinition von Politischer Kultur, so ist die Zivilreligion eine konkrete Ausformung von politischem Symbolismus, der auf die Erfahrungen der römischen Republik zurückgeht. Sie bezeichnet eine sakrale Autorität aus dem Ursprung der *res publica*:

Ziviltheologie transformiert primäre Ordnungserfahrungen in sekundäre Dogmatiken, welche den Ordnungsgegenstand auslegen und die Prinzipien der gemeinsamen gesellschaftlichen Existenz definieren.⁶⁸¹

⁶⁷⁹ Vgl. Fischer, Ulrike/Vorländer, Hans (1993): Zivilreligion und politisches Selbstverständnis. Religiöse Metaphorik in den Antrittsreden der Präsidenten Ford, Carter, Reagan und Bush. in: Goetsch, Paul/Hurm, Gerd (Hrsg.): Die Rhetorik amerikanischer Präsidenten seit F. D. Roosevelt. Tübingen: Gunter Narr, S. 219. Robert N. Bellah verwendete den Begriff *civil religion* in Anlehnung an die Thesen Rousseaus zum ersten Mal 1967 und eröffnete damit die Diskussion über diese konkrete Erscheinungsform der amerikanischen Politischen Kultur. Vgl. dazu Bellah, Robert N. (1970): *Beyond Belief. Essays on Religion in a Post-Traditional World*. San Francisco: Harper & Row, S. 172/173. Der hohe Grad an Selbstidentifikation mit zivilreligiösen Aspekten zeigt die Nähe dieses Konzeptes zur Theorie der Politischen Kultur im allgemeinen. Vgl. dazu Gebhardt, Jürgen (1990): Amerikanismus – Politischen Kultur und Zivilreligion in den USA. in: APuZ, B 49/90. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 4.

⁶⁸⁰ Vgl. Fuchs, Lawrence H. (1990): *The American Kaleidoscope. Race, Ethnicity, and the Civic Culture*. Hanover/London: Wesleyan UP, S. 31, 34 und Gebhardt (1990), S. 5. *WASP/M* steht als Akronym für *White Anglo-Saxon Protestant/Male* und beschreibt den ursprünglichen Siedlertyp Neuenglands [Anm. des Verfassers].

⁶⁸¹ Gebhardt (1987), S. 57/58.

Gebhardt stimmt mit dem vergleichenden Religionssoziologen Bellah darin überein, dass die funktionale Rolle religiöser Werte und Orientierungen in kulturellen Systemen kaum unterbewertet werden kann: „Every community is based on a sense of the sacred and requires a higher context of meaning“, so dass „all politically organized societies have some sort of civil religion.“⁶⁸² Trotz der konstitutionell verankerten Trennung von Staat und Kirche in den USA haben viele Symbole und quasi-religiöse Riten - auch aus der Zeit des Puritanismus - überlebt und die Ausformung der republikanischen Institutionen nach dem Ende des Unabhängigkeitskrieges maßgeblich beeinflusst.⁶⁸³ Die amerikanische Zivilreligion ist somit ein System von religiösen Sinndeutungen, das verbunden ist mit der Rolle des Bürgers in der amerikanischen Gesellschaft. Die Wichtigkeit der Bürgerrolle innerhalb der Politischen Kultur der USA haben wir bereits diskutiert und finden sie hier um den Aspekt der Teilhabe an kollektiven, zivilreligiösen Deutungsstrukturen erweitert. Unter Anleitung des Präsidenten als „Hohepriester“ durchdringt diese öffentliche Wahrnehmung quasi-sakraler Werthaltungen alle Bereiche der amerikanischen Gesellschaft und Politik und beeinflusst sowohl politische Überzeugungen wie auch realpolitische Entscheidungen.⁶⁸⁴

Obwohl das Konzept der Zivilreligion - so zumindest Bellahs Absicht - universelle Geltung haben soll, erkennen wir doch eine starke amerikanische Fixierung. Dies ist nicht verwunderlich, da die USA anerkanntermaßen eine der religiösesten Gesellschaften ist, und, laut Tocqueville, auch aus der Religion hervorgegangen ist. Für die USA lässt sich die Zivilreligion deshalb abstrakt als Schnittmenge zwischen Politik und Religion definieren, die im Fall einer autoritativen Spannung zwischen beiden öffentlichen Sphären vermittelt und legitimationsstiftend wirkt. Politik findet somit durch eine höhere Autorität als der eigenen ihre Berechtigung. Zivilreligionen, so Gebhardt, sind deswegen auch in postaufklärerischen, säkularen Staaten notwendig, da sie die Voraussetzung für die Legitimation einer liberalen Ordnung sind, die sich selbst nicht rechtfertigen

⁶⁸² Bellah wird zitiert in Gebhardt (1987), S. 58. Vgl. auch sinngemäß Gebhardt (1990), S. 5.

⁶⁸³ Vgl. Bellah (1970), S. 170/171, 175 und Fischer/Vorländer (1993), S. 218 sowie Lienesch, Michael (1988): *New Order of the Ages. Time, the Constitution, and the Making of Modern American Political Thought*. Princeton: Princeton UP, S. 18/19.

⁶⁸⁴ Vgl. Gebhardt (1987), S. 58/59 und Fischer/Vorländer (1993), S. 221/222. Man entdeckt hier entscheidende Momente der Politischen Kultur, wie sie schon bei Pye und Verba Erwähnung fanden. Die Rolle des präsidentiellen „Hohepriesters“ wurde besonders von den ersten Präsidenten der amerikanischen Republik wahrgenommen. Vgl. dazu Bellah (1970), S. 175.

kann. Zivilreligion dient als kleinster gemeinsamer legitimationsstiftender Nenner dort, wo das System selbst aufgrund seiner Natur keine Legitimation herstellen kann, es sei denn, es bezieht sich zurück auf religiöse „Minimaldogmen“⁶⁸⁵, oder - um es konziser zu formulieren - die

zivilreligiösen Gehalte politischer Kultur sichern solchermaßen der kollektiven gesellschaftlichen Existenz jene Kontinuitätserfahrung, welche dem Individuum seiner menschlichen Bedingtheit halber versagt bleiben muss.⁶⁸⁶

3.3.3. Die Verortung der amerikanischen Zivilreligion im staatlichen Über- und Unterbau der USA

Washington DC, das politische Zentrum der USA, kann generell als gottesfürchtige Stadt bezeichnet werden, da die Individuen, die dort Entscheidungen treffen, dies durchaus auf Basis quasi-religiöser Werthaltungen tun.⁶⁸⁷ All dies begann mit den Puritanern: Die Idee der providentiellen Vorbestimmtheit des amerikanischen Siedlungsunternehmens im Rahmen eines Bundes mit Gott war sozusagen die erste Stufe der „Heiligung der Zivilkultur durch die Zivilreligion“.⁶⁸⁸ Trotzdem bekannten sich die Gründerväter im Ersten Verfassungszusatz zur Trennung von Staat und Kirche im Sinne von Jeffersons „wall of separation“ und somit explizit zum Grundsatz der Religionsfreiheit als amerikanischem Basisideal.⁶⁸⁹

Dennoch war bereits in den Anfangsjahren der amerikanischen Republik die Religion sowohl im staatlichen Überbau wie auch dem Unterbau verortet. Auf den religiösen Überbau verweist bereits die Unabhängigkeitserklärung mit „the laws of nature and of nature’s God“ als eine selbst dem Staat übergeordnete, autoritäre Instanz. Dieses Leitmotiv amerikanischen politischen Denkens meint

⁶⁸⁵ Gebhardt (1987), S. 59 und Gebhardt (1990), S. 13.

⁶⁸⁶ Gebhardt (1987), S. 59.

⁶⁸⁷ Vgl. Hoyng, Hans/Spörl, Gerhard (2003): Krieg aus Nächstenliebe. in: DER SPIEGEL Nr. 8/17.02.2003. Hamburg: SPIEGEL-Verlag, S. 90.

⁶⁸⁸ Vgl. Fuchs (1990), S. 34.

⁶⁸⁹ Vgl. Bellah, Robert N. (1980): Civil Religion: The American Case. in: Bellah, Robert N./Hammond Phillip E. (Hrsg.): Varieties of Civil Religion. San Francisco: Harper & Row, S. 7 und Pierard, Richard (1985): Civil Religion. in: Wersich, Rüdiger B. (Hrsg.): USA-Lexikon. Schlüsselbegriffe zu Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur, Geschichte und zu den deutsch-amerikanischen Beziehungen. Berlin: Erich Schmidt, S. 158. Es gibt allerdings auch abweichende Ansichten, nach denen der Erste Verfassungszusatz eigentlich gar keine konstitutionelle Grundlage für die Trennung von Staat und Kirche bietet, sondern nur konsequenterweise missinterpretiert worden ist. Schließlich ist nur von dem Verbot einer „establishment of religion“ durch den Kongress die Rede. Vgl. dazu Bellah (1980), S. 7.

jedoch mehr als den Gott der Bibel, sondern „Gott“ als Abstraktum, als „Ersten Ursprung“ und permanenten Einflussfaktor persönlicher Existenz. Trotz der Abwesenheit zivilreligiöser Bezüge in der Verfassung von 1789 treten diese als wertestiftendes Konstrukt innerhalb der Gesellschaft auf, das der „Gemeinschaft USA“ einen höheren Sinn verleiht und ihr einen Wertekanon an die Seite stellt, der von der rein naturrechtlichen Staatsfunktionslehre verschieden ist. Zivilreligion und Republikanismus als Ordnungsprinzipien stehen sich somit nicht ausschließlich diametral gegenüber, sondern bedingen sich darüber hinaus auch.⁶⁹⁰ Die amerikanische Republik kann nicht das eigene Ordnungsprinzip verehren, sondern muss es in den Dienst einer höheren Sache stellen. Auch hier liegen die Wurzeln wiederum im Puritanismus bzw. in dem von ihm inspirierten *Great Awakening* der 1740er, welches sich in den Kolonien ausbreitete und eine generelle Solidarität unter allen Kolonisten schuf, eine Art „societal community“.⁶⁹¹ Dies wurde zur Grundlage des Gedankengutes, aus dem die Revolution hervortrat, und ging schließlich in der liberalen Tradition der USA auf, ohne dass der Zivilreligion ein offensichtlicher, konstitutioneller Rang hätte gegeben werden müssen. Sie war und blieb das Bindeglied der amerikanischen Republik, und jede Bewegung mit dem Ziel, Amerika moralisch aufzurütteln, bediente sich zivilreligiöser Rhetorik: von Abraham Lincolns *Gettysburg Address* über Martin L. Kings „I have a dream“ bis hin zu Präsident George W. Bushs Rhetorik im „Krieg gegen den Terrorismus“.⁶⁹²

Wendet man sich dem zivilreligiösen Unterbau zu, so treten puritanische Werte im Rahmen der Ausformung des „amerikanischen Bürgers“ an die Seite liberalistischer Dogmen. Moralische und ethische Grundstrukturen wurden und werden dem „kompetenten Bürger“ nicht auf zentralstaatlicher, sondern auf lokaler Ebene in den religiösen Gemeinschaften eingepflegt und bilden den Gegenpol zum nackten, eigenwohlorientierten Liberalismus. Jene Grundstrukturen sind

⁶⁹⁰ Vgl. ebd., S. 10 – 12. Lawrence Fuchs verwendet statt des Begriffes „Zivilreligion“ sogar den Terminus der „Religion des Republikanismus“. Dies erscheint durchaus schlüssig, wenn man „Republikanismus“ mit der Abneigung gegen eine allmächtige Zentralgewalt und dem Idealbild eines selbstverantwortlichen Bürgers auf der einzelstaatlichen Ebene gleichsetzt. Schließlich lehnten die traditionellen puritanischen Gemeinden Hierarchiestrukturen über der Gemeindeebene weitestgehend ab und pochten auf ihre Selbstbestimmung. Vgl. dazu Fuchs (1990), S. 30 und Gebhardt (1990), S. 12, 17.

⁶⁹¹ Vgl. Bellah (1980), S. 13.

⁶⁹² Vgl. ebd., S. 14/15. Zum Beitrag des Schaffens Abraham Lincolns und Martin L. Kings zur Zivilreligion der USA vgl. in großer Ausführlichkeit Gebhardt (1990), S. 6 – 9, 14.

es, die dem Verfall des politischen Systems der Republik aufgrund von Korruption und Ignoranz Einhalt gebieten können.⁶⁹³

Die Zivilreligion ist somit nicht nur nationale Selbstinterpretation in Form einer Integrationsideologie durch kollektive Sinndeutungen wie Hansen sie beschreibt, sondern dient auch als höherwertige Legitimation für politisches Handeln, der sich die regierenden Eliten bedienen (müssen), worauf schon im Zusammenhang mit Lucian W. Pye verwiesen wurde. Mit dem Aufschwung der *New Right* und des *New Puritanism* wurde auch die Verwendung der Zivilreligion inflationär in Gestalt eines quasi-sakralen Substituts für reales, politisches Handeln, um die Schlappe der Politik durch Vietnam und Watergate durch Verweise auf das Schöne, Wahre und Gute auszubügeln.

Zivilreligion ist deshalb die wertkonservative Manifestation von Deutungskultur nach Karl Rohe im amerikanischen Kontext, die je nach aktueller Situation und historischem Kontext unterschiedlich ausfallen kann.⁶⁹⁴ Durch ihre Funktion als „Erneuerungs- und Transmissionsmedium der als ‚kollektive Theorie‘ begriffenen politischen Kultur der USA“ ordnet sie politisches Handeln in einen größeren Rahmen ein und legitimiert es gleichzeitig. In dieser Doppelfunktion trägt sie in essentieller Weise zum politischen Selbstverständnis der USA bei.⁶⁹⁵

3.3.4. Die Geburt der zivilreligiösen, liberal-individualistischen Tradition aus dem Puritanismus

Der Einfluss des Puritanismus auf die Entwicklung der *liberal tradition*, dem vielleicht wichtigsten Aspekt der Politischen Kultur der USA, ist als ambivalent zu bezeichnen. Zum einen förderten die Tugenden des säkularisierten Puritanismus den kapitalistischen Geist; zum anderen hemmte das puritanische Plädoyer für ein genügsames Leben und zum alleinigen Wohle der Gemeinschaft eine kapitalistische Entfesselung. Er konnte sich somit nicht als distinkte, dritte Strömung neben Liberalismus und Republikanismus etablieren, fungierte jedoch als liberale Keimzelle.⁶⁹⁶

⁶⁹³ Vgl. Bellah (1980), S. 19 – 21 und Dölle (2008), S. 48.

⁶⁹⁴ Vgl. Fischer/Vorländer (1993), S. 227 - 230; Gebhardt (1987), S. 59 sowie Gebhardt (1990), S. 10, 15.

⁶⁹⁵ Vgl. Fischer/Vorländer (1993), S. 231. „Kollektive Theorie“ verweist auf die These Karl Rohes, die bereits diskutiert wurden [Anm. des Verfassers].

⁶⁹⁶ Vg. Vorländer (1997), S. 112.

Die USA wurden als sozialintegrative Zivilreligion aus dem Protestantismus geboren und sind dies auch bis zum heutigen Tage. Mehr noch als Max Weber, der seine Thesen auf der puritanischen Berufsethik aufbaute, sah Tocqueville bereits in den 1830ern das Schicksal der gesamten Nation im Leben des ersten Puritaners versinnbildlicht.⁶⁹⁷ Bereits sehr früh, so scheint es, brachte der Puritanismus in religiösem Gewande genau die Tugenden der Frömmigkeit, Enthaltsamkeit und des Fleißes hervor, die später, von ihren religiösen Implikationen entkleidet, die Voraussetzungen für den liberalen Kapitalismus der USA liefern sollten. Besonders Benjamin Franklin wird in diesem Zusammenhang oft als repräsentativer Charakter herangezogen, der verdeutlicht, wie sich das puritanische Gedankengut im Laufe der Zeit transformierte. Er, der *self-made man*, der sich zwar des Geistes des Puritanismus bewusst war, sich aber eher einem aufgeklärten Deismus zugewandt hatte, befreite das asketisch-protestantische Berufsethos von seinen religiösen Implikationen. Übrig blieben Maximen wie seine *Ladder of Success*, die als Handbuch des erfolgreichen Geschäftsmannes gilt, im Grunde aber nur eine säkularisierte Form der puritanischen Berufsethik ist. Er versinnbildlicht somit typisch liberale Ideale, wie z. B. die Fähigkeit des *self-improvement*, der *art of virtue* oder des „amicus humani generis - friend of mankind“.⁶⁹⁸

Die überragende Bedeutung des Puritanismus bei der Grundlegung der amerikanischen liberal-individualistischen Tradition besteht in der Legitimierung eines ökonomischen Individualismus als Träger sozialen und ökonomischen Fortschritts. Aus der Notwendigkeit der spirituellen Bewährung in „sozialen Verbänden“ gemäß der Definition Webers⁶⁹⁹ wurden später Tugenden, die sich für die Ausformung der amerikanischen Geisteshaltung als unverzichtbar herausstellen sollten. Dieses individual-kapitalistische Ethos wurde im Laufe der amerikanischen Geschichte immer wieder virulent und belegt deshalb die Persistenz puritanischen Gedankengutes als Bestandteil essentieller amerikanischer Denkstrukturen. So referierten beispielsweise in den 1980ern die Grundprinzipien der als

⁶⁹⁷ Vgl. ebd., S. 113 und Ellis, Richard J. (1993): *American Political Cultures*. New York/Oxford: Oxford UP, S. 8.

⁶⁹⁸ Vorländer (1997), S. 115/116; Hansen (1995), S. 54, 62/63 und Hansen (2001), S. 31.

⁶⁹⁹ Laut Weber sind Kirchen und religiöse Gemeinschaften „soziale Verbände“, in denen die Notwendigkeit des einzelnen, sich zu bewähren, dem jeweiligen Mitglied auferlegt wird. Vgl. dazu Vorländer (1997), S. 118.

Reagonomics bekannten Wirtschaftspolitik der Reagan-Administration wiederholt auf die Wiederherstellung von protestantisch-religiösen Lebensformen und individualwirtschaftlicher Werten sowie auf fundamentalistisch-moralische Bewegungen.

Nicht übersehen werden sollte jedoch auch der Einfluss des Puritanismus auf den Individualismus nichtwirtschaftlicher Art, wie jenem rationalen Individualismus, der auf der Erforschung des eigenen Selbst beruht und somit die Maxime subjektiven Handelns und der Beurteilung der Umwelt darstellt. Wann immer sich politisches Tun der Regierenden und diese fundamentalen Einstellungen des Einzelnen kreuzten, kam es zu Erweckungs- oder Protestbewegungen, wie z. B. der Abolitions- oder Bürgerrechtsbewegung oder den konservativen Abwehrbewegungen in Gestalt der Prohibitions- oder Temperanzbewegung. Die politischen Eliten tun somit gut daran, ihr eigenes Tun oder Unterlassen durch Korrelation mit diesen persönlichen Maximen der Bürger zu legitimieren, und dies wiederum geschieht durch den Appell an zivilreligiöse Symbole und Topoi. Jene maßgebliche Ausprägung des Individualismus wurde natürlich bedingt durch die zumindest theoretische Gleichheit jedes Einwanderers aufgrund fehlender hierarchischer Traditionen, die besonders im Puritanismus mit seiner Aversion gegen Hierarchien und etatistische Traditionen zur Geltung kamen.⁷⁰⁰

Abschließend bleibt die Frage nach der Wünschbarkeit dieses ökonomischen und sozialen Individualismus innerhalb der liberalen Tradition der USA. Bellah beklagt eine aus dem Individualismus hervorgehende Zerstörung religiöser und gemeinschaftsbezogener Traditionen, die von der Säkularisierung des puritanischen Gedankengutes herrührt und einen „sozialen Atomismus“ hervorbringt. Das Ideal der republikanischen Tugend sei nach 1776 schrittweise ebenso verlorengegangen wie die Hinwendung zum sozialen Kollektiv; individualistischer Narzissmus habe die öffentliche Moral und das Gemeinwohl ausgehöhlt. Dieser Anklage hätten Jefferson und Jackson, die sehr wohl von einer Vereinbarkeit von individuellem, sozial domestiziertem Erfolgsstreben und einer Förde-

⁷⁰⁰ Vgl. ebd., S. 119 - 121. Laut Vorländer führt dies zur eigentlichen paradoxen Erscheinung eines „liberalen Fundamentalismus“, einer Symbiose von religiöser Praxis und kapitalistischen Wertvorstellungen, die im scheinbaren Widerspruch zur konstitutionell-verbürgten Neutralität des Staates steht: „Der lebendige Protestantismus macht den Liberalismus zur quasi fundamentalistischen Weltanschauung der amerikanischen Gesellschaft, zum *American Creed*. Hierin liegt der bis heute wirksame und offenkundigste Zusammenhang von praktizierter Religion und Liberalismus als Grundorientierung der USA.“ Vgl. ebd., S. 121.

zung des Gemeinwohls ausgingen, vehement widersprochen. Schließlich liegt im Puritanismus ja auch die Verpflichtung begründet, die erarbeiteten Leistungen zum Wohle der Gemeinschaft einzusetzen. Die Anhäufung von persönlichem Luxus galt darüber hinaus sogar als eine der schändlichsten Verfehlungen, denen sich ein Puritaner schuldig machen konnte.

Wenn wir also die These akzeptieren, dass ökonomischer und sozialer Individualismus im Sinne der liberalen Maxime der USA auf puritanischen Werthaltungen beruhen, so kann auch die Existenz von auf diesen Werten basierenden, gemeinwohlfördernden Abfederungsmechanismen als Gegenpol zu einem atomisierenden Individualismus durchaus bejaht werden.⁷⁰¹

4. Zwischenfazit zu Kapitel X: Drei Politische Kulturen im Vergleich

Die Politische Kultur **Deutschlands** ist zwar mittlerweile als gefestigt, aber aufgrund ihrer bewegten Geschichte noch immer als fragmentiert anzusehen, insbesondere zwischen Ost- und Westdeutschland. Als persistent haben sich trotz aller Fragmentiertheit jedoch einige zentralen Elemente der deutschen Staatskultur erwiesen, die Karl Rohe wie folgt definiert:

1. Der Staat ist eine von der Gesellschaft zu unterscheidende Entität mit eigenem Referenzrahmen, dem Staatsrecht.
2. Staat und Individuum stehen sich als juristische Personen gegenüber. Dem Staat obliegt dabei die Schaffung und Aufrechterhaltung der Organisationsprinzipien sozialen Miteinanders unter Beschränkung durch das Grundgesetz.
3. Die Machtausübung des Staates genießt aufgrund der Abstraktion und Entpersönalisierung staatlichen Handelns eine hohe Akzeptanz und sein Handeln erscheint der Öffentlichkeit in ihrem institutionellen Organverständnis legitim.
4. Die Erwartung an die Politik ist die Umsetzung des Staatskonzeptes in sach- und effizienzorientierter Weise. Skeptisch steht die Öffentlichkeit einem intersenspluralen Maximalkonsens gegenüber, der zur Verwässerung des politischen *outputs* beitragen kann.
5. Der deutsche Staat schließlich steht somit sowohl über dem Bürger als Individuum als auch über dem personalisierten Regierungsapparat. Er wird vornehmlich durch seine *output*-Dimension begriffen, d. h. in Bezug auf seine Fähigkeit, gesamtgesellschaftliche Ressourcen in Form von öffentlichen Gütern effektiv zu produzieren, distribuieren und zu allozieren.⁷⁰²

⁷⁰¹ Vgl. ebd., S. 122 – 126; Bellah (1980), S. 10 und Hansen (1995), S. 58/59 und Dölle (2008), S. 51/52.

⁷⁰² Vgl. Seck (1991), S. 360 – 365.

Positiv und selbstbewusst lässt sich auch mit Peter Schneider urteilen:

Wir sind entlassen. Endlich wieder ein normales Volk. Wer will uns jetzt noch was? Die Ängste der Nachbarn, man versteht sie und darf sagen, daß sie hoffnungslos veraltet sind.⁷⁰³

Im Gegensatz dazu lässt sich in Anlehnung an Seck für die „Nicht-Staatskultur“ **Großbritanniens** festhalten:

1. Die Politische Kultur Großbritanniens ist geprägt von einem Staatsverständnis, das die zentralen politischen Institutionen als Teil einer Selbstorganisation des Gemeinwesens sieht. Dieses Staatsverständnis funktioniert – wenn auch in geringerem Umfang als noch im 19. Jhd. - entlang der Leitlinien von Tradition und starker politischer Symbolik.
2. Dieser Staat benötigt keinen konstitutionellen Referenzrahmen nach kontinentalem Vorbild, sondern funktioniert innerhalb eines äußeren Gefüges von Konstitutionen und althergebrachten sowie neuen, parlamentarischen Rechtsfiguren.
3. Anders als die entpersonalisierte deutsche Staatsidee stellt die britische Vorstellung einer *good government* bis heute die Autorität sowie die Integrität des politischen Führungspersonals und der Parteien in den Vordergrund.
4. Demzufolge ist die Politische Kultur weniger *output*- als vielmehr prozessorientiert, was die Willens- und Entscheidungsfindung im politischen System angeht, auch wenn diese sich natürlich wohlfahrtsstaatlicher Verteilungspolitik punktuell unterzuordnen hat.
5. Die Existenz des Staates als in sich geschlossenes System und sich selbst erhaltende Entität ist der Politischen Kultur Großbritanniens weitgehend fremd.⁷⁰⁴

Schließlich, im Falle der USA, hat der Puritaner als Figur der Sozial- und Religionsgeschichte der **USA** maßgeblich die nationale Politische Kultur geprägt und den Grundstein für ihre bis heute gültige Ausprägung als Zivilreligion gelegt. Will man den diesbezüglichen puritanischen Einfluss bündig darstellen, so lassen sich folgende Faktoren festhalten⁷⁰⁵:

1. Die Überzeugung, dass alle Individuen einen von Gott abgeleiteten, inneren Wert haben sowie die rationale Betonung eines höheren Rechts, mit dem weltli-

⁷⁰³ Vgl. Schneider, Peter (1990): Extreme Mittellage. Eine Reise durch das deutsche Nationalgefühl. Reinbeck: Rowohlt, S. 155.

⁷⁰⁴ Vgl. Seck (1991), S. 377 - 381. Für einen älteren, in seinen Grundelementen aber immer noch erhellenden und detaillierten Einblick in das Verhältnis von Politischer Kultur, Autorität und Legitimität in der Politischen Kultur Großbritanniens vgl. Rose, Richard (1974): Politics in England Today. An Interpretation. London: Faber and Faber, S. 115 – 143; Rose (1980³), S. 116 – 141 und schließlich Rose, Richard (1965): England: The Traditionally Modern Political Culture. in: Pye, Lucian W./Verba, Sidney (Hrsg.): Political Culture and Political Development. Princeton: Princeton UP, S. 83 - 112.

⁷⁰⁵ Die Punkte 1 bis 5 sind formuliert in Anlehnung an Beitzinger, Alfons. J. (1972): A History of American Political Thought. New York/Toronto: Dood, Mead & Comp., S. 62 – 65. Die Punkte 6 und 7 integrieren die Ausführungen zu Amerikas Zivilreligion und der *world mission rhetoric*.

che Richtlinien in Einklang stehen müssen, um legitim zu sein. Auf dem Wert des Individuums beruht auch die Übertragung der biblischen Bundesidee auf die Vertragstheorie zwischen Regierenden und Regierten als Basis politischer Autorität. All dies resultierte schließlich in der Idee des Konstitutionalismus mit der ihm innewohnenden Einschränkung staatlicher Macht zum Wohle des Individuums.

2. Die Erkenntnis, dass die „ewig Verdammten“ von einer kleinen Zahl „Erwählter“ regiert werden müssen, um die Gesellschaft aufrecht zu erhalten, und somit die Idee stabiler Institutionen, um Autorität zum Wohle aller zu kanalisieren. Handeln die Eliten jedoch wider des Gemeinwohls, so haben sie ihre (göttliche) Legitimität verwirkt und sind zu ersetzen.
3. Das Primat der Bibel ist Grundlage des Vertrauens in Dokumente und geschriebene Gesetze als Ursprung der Verfassungstradition der USA. Die Befolgung der wortwörtlich als wahr erachteten Bibel gleicht der *rule of law*, die die wortgenaue Befolgung der Gesetze gebietet und die Willkürlichkeit der Exekutive auf ein Minimum reduziert.
4. Die puritanische Ablehnung feudaler, hierarchischer Strukturen, aus der ein gesundes Misstrauen gegenüber zentral verwalteter Macht im Gegensatz zu den Kompetenzen einzelstaatlicher und regionaler Autoritäten resultiert.
5. Die Anerkennung des hohen Wertes des Intellekts und somit die Notwendigkeit schulischer und universitärer Bildung ist noch heute die Grundlage für die Ausformung der typisch-amerikanischen, liberalen Geisteshaltung des idealen amerikanischen Bürgers.
6. Die Integration obiger Aspekte zu einer sowohl spirituell als auch säkular ausgeprägten Zivilreligion, die die Politik der USA bis heute prägt und legitimiert.
7. Die Ausformung eines Sendungsbewusstseins, im Rahmen dessen die eigene Vision und die eigenen, nationalen Werte missionarisch vorgelebt und verbreitet werden.

Somit wies der Puritanismus zum einen reaktionäre, zum anderen aber auch progressiv-konstitutionalistische Tendenzen auf und darf in seinem Einfluss auf abstraktes politisches Denken als Teil der Politischen Kultur der USA nicht unterbewertet werden. Gemäß der These von Barnes, dass alles, was sich nicht verändert, über die Zeit hinweg gleich bleibt, werden diese Denkmuster in Form von Sozialisation weitergegeben und haben somit Teil an der Politischen Kultur der USA wie sie nicht nur abstraktes Denken, sondern auch an der Ausformung des amerikanischen *citizen*, auf den schon Almond und Verba verweisen.

Aus diesem Grunde erkennen wir im Vergleich der Politischen Kulturen Deutschlands, Großbritanniens und der USA, dass sie sich auf einer Skala von einer Staatskultur, über eine konstitutionell-monarchische „Nicht-Staatskultur“ bis hin zu einer Zivilkultur religiöser Ausprägung bewegen. Diese politisch-

kulturelle Gradierung wirkt sich auch auf die Verwendung Symbolischer Politik aus.

IX. Zusammenfassung und Fazit

Die symbolische Macht ist eine Macht, die in dem Maße existiert, wie es ihr gelingt, sich anerkennen zu lassen, sich Anerkennung zu verschaffen [...].⁷⁰⁶

- Pierre Bourdieu (1992): *Die verborgenen Mechanismen der Macht* -

This is the symbolic dimension of politics. [...] Symbolically represented values do not provide citizens with orientations that give them direct instructions on how to act. Rather, they provide citizens with orientations which operate more in term of indicators, signalling to citizens what kind of community they live in [...]. When the symbols resonate with citizens, when they are able to activate the participation of citizens, we can make the normative assumption that these citizens consider the represented values to be theirs, ad that they consider the community to be theirs.⁷⁰⁷

- Gerhard Goehler (2000): „Constitution and Use of Power“ -

Synopsis:

Im Schlusskapitel der vorliegenden Schrift sollen wesentliche Aspekte der bisherigen Untersuchungen zusammengefasst und die eingangs aufgeworfenen Leitfragen der Arbeit beantwortet werden.

1. Symbole und Macht

Der Ausgangspunkt der Arbeit war die theoretische Verbindung von Machtausübung durch Symbole. Hierbei war die Betrachtung von Webers transitivem Machtverständnis als Konstituierung eines Über- und Unterordnungsverhältnisses, basierend auf Gehorsam und Disziplin, zentral. Um die politisch-kulturelle Macht Symbolischer Politik zu verstehen, muss es aber um das Konzept intransitiver Macht erweitert werden, wie wir sie in ihren Grundlagen in den Theorien Arendts und später Luhmanns kennengelernt haben, da Machtbeziehungen eben mehr sind als bloße Dominanzstrukturen. Obiges Zitat legt sogar nahe, intransitive Macht als normative Basis einer guten Gesellschaft mit einer guten Politik zu bezeichnen.

Dennoch kann eine auf intransitiver Macht basierende Politik nur ein Anfang sein, da sie es nicht vermag, die Menschen entlang ideologischer Grundlinien wirklich zu leiten. In den letzten Jahren konnte besonders in westlichen Demokratien beobachtet werden, dass immer mehr Regierungen davon abse-

⁷⁰⁶ Bourdieu, Pierre (1992): *Die verborgenen Mechanismen der Macht*. Hamburg: VSA, S. 82.

⁷⁰⁷ Goehler (2000), S. 55.

hen, ihren Bürgern ein ideologisches „Rundumsorglospaket“ zu offerieren, das eine bestimmte Weltanschauung enthält, auf dessen Grundlage man die Realpolitik der gewählten Volksvertreter zu interpretieren hat. Politik ist nicht mehr die exklusive Quelle von Sinnhaftigkeit innerhalb eines Gemeinwesens so wie es einst die Religion war. Sicherlich ist dies auch die Lektion, die wir aus den Entartungen ideologiegeleiteter Staaten, die alle Segmente der Gesellschaft durchdrangen, gelernt haben. Heutige Politik beschränkt sich eher darauf, die regulativen Mechanismen zu schaffen, innerhalb derer sich unser Leben vollziehen soll. Woher aber nehmen Bürgerinnen und Bürger dann noch den Sinn eines Gemeinwesens in politischem Sinne?

Anknüpfend an die fundamentale Bedeutung von Symbolen und symbolhaftem Handeln, welche im ersten Kapitel dargelegt wurde, kann man sagen, dass es eine symbolische Dimension von Politik geben muss, die diese Sinnlücke zu füllen vermag. Jede Gesellschaft verfügt über einen Satz an politisch-kulturellen Werten, über die ein breiter Konsens herrscht und auf welcher menschliche Koexistenz fußt: In Deutschland benutzen wir dafür gerne das Wort „Tugend“, während dieses Konzept innerhalb der Politologie in der Erforschung der Politischen Kultur aufgegangen ist.

In Abgrenzung zu jenen Werten, die nur unsere Privatsphäre betreffen, sind es jene Orientierungen, die Politik aufrechterhalten, verstärken und repräsentieren muss, um dauerhaft als legitim anerkannt zu werden. Die Gemeinschaft – unter politischer Führung – muss die Werte, auf denen sie basiert, vor Augen geführt bekommen, damit sich die Bürger ihr zugehörig fühlen können. Goehler nennt dieses Konzept Symbolische Repräsentation, welches direkt an die Erkenntnisse der deutschen Geisteswissenschaften aus der ersten Hälfte des 20. Jhds. anknüpft, z. B. durch Eric Voeglin. Die Werte einer Gemeinschaft müssen symbolisch artikuliert werden, damit das Gemeinwesen sich selbst ausdrücken und als stabil erscheinen kann. Wie jedes sprachliche Zeichen in der Linguistik, so hat auch intransitive Macht in der Politik neben der reinen Inhalts- eine Ausdruckseite, die über die konkrete Ausübung hinaus auf die politisch-kulturellen Werte des Kollektivs und der in ihr verhafteten Politik verweist.

Diese symbolische Dimension von Politik ist die zugrundeliegende Basis für jene Symbolische Politik, die in ihrer politisch-kulturellen Abhängigkeit Erkenntnisgegenstand der vorliegenden Schrift ist. Sie ist das normative Funda-

ment, der Überbau, auf welchen sich symbol-politische Strategien und Handlungen beziehen. Schlagen diese Repräsentationsstrategien und konkreten Ausprägungen der symbolischen Dimension von Politik fehl, so sieht sich das Gemeinwesen einer Krise aufgrund fehlender Deutungsangebote gegenüber. Besonders in Demokratien erscheint Politik also als legitim, wenn sie mit intransitiver Macht im Gemeinwesen korrespondiert, welche wiederum mit den Grundwerten einer Gesellschaft durch symbolische Repräsentation verknüpft ist. Bei positiver Korrelation findet „gutes Regierungshandeln“ oder *good governance* statt; bei negativer Korrelation „schlechtes Regierungshandeln“, das sich selbst seine Legitimationsgrundlage entzieht.⁷⁰⁸

2. Die symbolische Dimension moderner Mediokratien

Dass sich Politik und Religion mehr ähneln, als es sich uns jederzeit bewusst erschließt, wurde schon gesagt. Somit müssen auch die Kommunikationsformen von Politik und Religion etwas gemein haben: den symbolhaften Charakter, der in seiner Ausprägung stark politisch-kulturell geprägt ist. Es soll an dieser Stelle nicht die Auffassung mancher Autoren nachgegangen werden, dass wir statt in einer Demokratie mittlerweile in einer Medienreligion mit elektronischen Massenmedien als „zweitem Gott“⁷⁰⁹ leben, aber die gegenseitige Durchdringung demokratischer Mechanismen und von den Medien vermittelter Politischer Kommunikation über diese Mechanismen ist das zentrale Charakteristikum moderner Gemeinschaftsformen.

Sowohl Religion als auch politisches Handeln sind für den Einzelnen im Alltag entrückte Sphären. Wenn auch Politik beobachtbarer scheint als die transzendenten Mysterien der Religion, so ist das Verständnis beider Bereiche durch das direkte Erleben in der Regel unmöglich. Zur Konkretisierung und Sichtbarmachung benötigen wir das Symbolische, das es uns erlaubt, an der Demokratie zu partizipieren; davon lebt eine funktionierende demokratische Staatsform.⁷¹⁰ Es konstituiert dies Habermas' „Lebenswelt“, die auf „mehr oder weniger diffusen, stets unproblematischen Hintergrundüberzeugungen auf[baut]“.⁷¹¹

⁷⁰⁸ Vgl. ebd., S. 54 – 56.

⁷⁰⁹ Vgl. zu dieser These die Arbeit von Cox, Harvey (1974): *Verführung des Geistes*. Stuttgart: Kreuz, S. 261.

⁷¹⁰ Vgl. Janowski (1993), S. 41/42.

⁷¹¹ Habermas (1981a), S. 107.

Politische Kommunikation in Mediokratien versorgt die Bevölkerung und auch die politischen Handelnden somit mit symbolischen Kommunikationscodes zur Erfahrbarmachung von Realität, was die Grenze zwischen Fiktion und Realität durchlässig macht; sie konstituiert also im Wesentlichen jene Denkmuster oder *belief systems*, die nach Douglas und Wildavsky gesellschaftliche Kollektive stabilisieren. Selbst wenn man dieser These der Deutungsmacht der Medien nicht beipflichten will, denn die Medien haben mittlerweile verstanden, dass eine Kommunikation, deren Realitätsgehalt ungenau oder zu gering ist, inzwischen auch auf Ablehnung stößt und die Stellung der Medien langfristig eher gefährdet, so scheint doch der Ausdruck „mythologische Kunstsprache“ oder auch „Prothese“⁷¹² als Bezeichnung für politische Kommunikation und Symbolische Politik als Teilbereich durchaus legitim zu sein. Es kommt zu eben jener vereinheitlichten Weltdeutung im Rahmen unserer heutigen Massenkultur, die lange Zeit der Symbolwelt der Religion vorbehalten war.

In diesem Zusammenhang lassen sich vier symbolische Dimensionen der Medienkommunikation in entwickelten Mediokratien festhalten:

1. **Stabilisierung und Rhythmisierung:** Der an den Medien orientierte Alltag unterwirft sich zwangsläufig an den durch das Programm vorgegebenen Zeitplan; eine Strukturierung des menschlichen Lebens, das früher der Kirche und ihrer Gebetszeiten oblag. Solange die wahrnehmbare Differenz zwischen wahrgenommener und medialer Realität dabei nicht ein gewisses, alarmierendes Maß überschreitet, werden Medien als alltägliche Orientierungshilfe und Strukturierungsinstrument angenommen.
2. **Mythologisierung:** Medien lösen komplexe Sachverhalte in konsumierbare Informationseinheiten auf, indem die Vielschichtigkeit – wie bereits mehr angedeutet – gemäß der inneren Funktionslogik der Medien reduziert wird. Verbunden werden die informationstragenden Einheiten durch eine narrative Struktur wie dies auch bei religiösen Mythen, z. B. Heiligengeschichten, der Fall ist.
3. **Kommunikative Ritualisierung:** Religion „kontingiert“ den Alltag durch Symbole und ermöglicht somit dem einzelnen Individuum, eine Anschlussleistung von Neuem an bereits Erfahrenes zu erbringen. Wie der christliche Ritus kontingierende Elemente wie Predigt, Gesang, Fürbitte etc. hervorgebracht hat, so haben auch die Medien Kontingierungsformate wie Nachrichten, Reportage, Dokumentation etc. zur Verfügung.
4. **Verklärende Abstrahierung und Distanzierung:** Geprägt durch die rationalisierten Erfahrungen der Alltagswelt, erfährt der Medienkonsument durch seine Position als außenstehender Beobachter die Realität der Medien als entrückt und

⁷¹² Janowski (1993), S. 43.

distanziert. Bei fehlender kritischer Einstellung zum Konsumierten kann der Eindruck eines neugestalteten Alternativuniversums entstehen, das sich als Ausstiegsmöglichkeit vom täglichen Einerlei darbietet. Das verklärende Element bezieht sich dabei allerdings lediglich auf die Kommunikations- bzw. Konsumprozess, denn die dargestellten Inhalten erfahren mehr eine Entzauberung, da es mittlerweile in den Medien kaum mehr Tabus gibt.⁷¹³

Diesen symbolhaften Dimensionen mediokratischer Kommunikation wird seit einiger Zeit mit denselben Argumenten begegnet, die bereits zuvor gegen die Wirkung und Darstellungsformen der Massenmedien im Allgemeinen angeführt wurden. Emblematisch seien nur die Thesen Neil Postmans genannt, der eine allgemeine Trivialisierung der vermittelten Inhalte durch ihre Nähe zum Unterhaltungsfernsehen anmahnte. Die Frage nach der Wahrheit wird zunehmend unbedeutend. Andere wiederum sehen in der massenmedialen Politischen Kommunikation ungeahnte egalitäre Informations-, Sozialisations- und somit Partizipationspotentiale für den einzelnen politischen Akteur. Diese analytischen Diskrepanzen resultieren aus bislang wenig diskutierten Problemfeldern, die wir erkennen müssen, wenn wir das Konzept von Mediendemokratien in Politikwissenschaft und Soziologie weiterhin fruchtbringend verfolgen wollen.

Zum einen fehlt es an einer greifbaren Öffentlichkeit oder einem Verständnis, was „Öffentlichkeit“ überhaupt ist, geschweige denn, welche Auswirkungen Massenkommunikation auf sie hat. Seit Habermas wird daher gern von einer rasch verfallenden Öffentlichkeit geredet; von einer durch den entmenslichten Kommunikationsprozess geförderten sozialen Atomisierung. Der dadurch entstehenden Idealisierung und Glorifizierung verlorengegangener Intimität in modernen Gesellschaften kann im Gegensatz dazu auch mit dem Argument begegnet werden, dass eskalierende Konflikte vorprogrammiert sind, wenn das Persönliche, Intime und emotional Verbindliche zum allgegenwärtigen Grundstein täglichen Zusammenlebens auf allen sozialen Ebenen erklärt wird.

Ein weiteres Spannungsfeld ergibt sich aus der Diskussion des Visuellen als Leitprinzip moderner Kommunikation in der Politik. Ist für die einen das Bild die beste Möglichkeit, auch Menschen ohne umfassendem Hintergrundwissen und Abstraktionspotential wichtige Inhalte nahe zu bringen, so beklagen andere doch das fehlende Verstehen angesichts des Beständigen Sehens, das unsere

⁷¹³ Vgl. ebd., S. 44 – 47.

Aufmerksamkeit fast zu Gänze in Anspruch nimmt und einen kontinuierlichen Assimilierungsvorgang des Betrachteten – anders als es beim langsameren Lesen möglich ist – erschwert. Der altbekannte Vorwurf des passiven Konsumierens, das dem scheinbar höherwertigen aktiven „Verdauen“ von Informationen im Wege steht, taucht hier besonders deutlich auf. Begegnet wird dem mit dem Argument, dass gerade die Möglichkeit des passiven Schauens die Option einer objektiven Urteilsbildung offen hält, die eine Anteilnahme nach Art und Weise religiöser Deutzungszeremonien nahezu ausschließt.⁷¹⁴

Politische Kommunikation durch Symbole in entwickelten Mediokratien ist somit nicht als durchgängig positiv oder negativ zu bewerten. Darum geht es auch gar nicht. Es geht vielmehr um das Bewusstsein für die zentralen Charakteristik und Spannungsfelder dieser Kommunikation, denen Symbolische Politik – entsprechend der jeweiligen Politischen Kultur eines Landes – Rechnung zu tragen hat, um effektiv zu sein. Eine demokratische Kommunikationskultur wäre ohne die Massenmedien sicherlich nicht möglich, denn – bei aller sozialen Fragmentierung – haben uns auch neue Informations- und Meinungsbildungspotentiale erschlossen, gerade weil sie es geschafft haben, in weniger Zeit mehr kommunikative Einheiten durch symbolhafte Verdichtung zu transportieren. Gleichzeitig wird durch die kommunikative Vielfalt ein Deutungsmonopol eines Mediums oder auch nur eines medialen Protagonisten verhindert. Kritisch sollte hierbei allerdings selbst im Mindestfall hinterfragt werden, inwieweit eben jene Protagonisten die Funktionslogik der Medien sich zunutze gemacht haben und so potentielle Möglichkeiten der Horizonterweiterung in Möglichkeiten der Horizontverengung entlang eigener Interessen verwandelt haben und inwieweit sich die Medien aufgrund ihrer notwendigen Gier nach Neuigkeiten auf dieses Gegenseitige Nutznießertum eingelassen haben.⁷¹⁵

Auch eine noch so kritische Betrachtung des Mediokratiekonzeptes mit seinen symbolischen Dimensionen kann somit die Frage nach der Wünschbarkeit der Interpenetration von Politik in Medien nicht abschließend beantworten. Lediglich einzelne Ausprägungen dieser Symbiose lassen sich – ausgestattet mit dem Wissen um Funktionslogik und Spannungsfeldern mediokratischer Kommunikation – bewerten.

⁷¹⁴ Vgl. ebd., S. 48 – 53.

⁷¹⁵ Vgl. ebd., S. 53/54.

3. Verknüpfung von Politischer Kultur und Symbolischer Politik

Wenn schon Politische Kultur und Politische Kommunikation verzahnt sind, so überrascht es nicht, ebenfalls starke Interdependenzen zwischen Politischer Kultur und Symbolischer Politik zu finden. Konform zu den spezifischen Erfordernissen eines nationalen kulturellen Kollektivs transportiert Symbolische Politik Inhalte, die von konkreten Einstellungen ggü. Individuen losgelöst sind, da sie die Gesamtgruppe betreffen, dennoch aber dem Einzelnen zur Interpretation bzw. zur Ausprägung von Vorstellungen ggü. abstrakten politischen Sachverhalten offenstehen. Besonders Dittmer betont die Bedeutung Politischer Kultur als politisches Symbolsystem, eingebettet in den umfassenden Rahmen Politischer Kommunikation.⁷¹⁶ Ähnlich formuliert Christina Holtz-Bacha:

Symbole [...] stellen die Verbindung her zwischen dem Individuum und dem System. Sie bilden einen Bezugsrahmen und strukturieren die individuelle Wahrnehmung und beeinflussen so die Konstruktion der politischen Realität.⁷¹⁷

Schwierig ist hierbei natürlich – wie schon erwähnt – die Abgrenzung von bloßem politischen Symbolismus und Symbolischer Politik; Begriffe, die selbst von Experten teilweise synonym verwendet werden. Es soll an dieser Stelle, in grober Anlehnung an Dittmer, argumentiert werden, dass sich Symbolische Politik als übergeordnetes Paradigma oder Register auf drei Pfeiler stützt, aus denen sie ihre Wirksamkeit bezieht. Es ist dies jener politische Symbolismus (vgl. z. B. das amerikanische Konzept der Zivilreligion) gepaart mit politischen Traditionen und politischen Mythen als Symbolkomplexe mit narrativer Struktur. Details zu diesen Teilkonzepten haben wir bereits im Zusammenhang mit Edelman diskutiert. Sie erlauben es, durch politische Aktionen, weitergehende Bewusstseinswelten eines gesamten Kollektivs zu rekonstruieren.⁷¹⁸ Symbolische Politik leistet vor dem Hintergrund einer gegebenen Politischen Kultur genau das, woran die Beziehung zwischen politischem System und Individuum oftmals krankt, nämlich die Verknüpfung von individuellen und kollektiven Größen.⁷¹⁹ Gleichsam mag man Symbolische Politik auch als Sichtbarmachung der abstrakten Wertvorstel-

⁷¹⁶ Vgl. Dittmer (1997/77), S. 566.

⁷¹⁷ Holtz-Bacha, Christina (2000): Wahlwerbung als politische Kultur. Parteienspots im Fernsehen 1957 – 1998. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 230 mit Verweis auf Elder/Cobb (1983), S. 29.

⁷¹⁸ Vgl. Seck (1991), S. 27/28.

⁷¹⁹ Vgl. ebd., S. 31.

lungen ansehen, die sich innerhalb des politisch-kulturellen Kanons befinden. Vermag das Individuum – vorzugsweise durch das Medium der Politischen Kommunikation – in der Regel nur zu deuten, ob sich eine bestimmte realpolitische Entscheidung „richtig anfühlt“, gibt Symbolische Politik mit ihrem stark visuell-emotiven Charakter die Gelegenheit zu beurteilen, ob die entsprechende Handlung auch „richtig aussieht“, wobei „richtig“ wiederum auf das bezogen ist, was wir aufgrund unserer Politischen Kultur und der in ihnen verankerten Denkmuster erwarten und was im Einklang mit gelernten politischen Symbolen, Mythen und Traditionen steht.

An diesem Punkt sollte klar geworden sein, dass der Dreh- und Angelpunkt politisch-kultureller Orientierungen die Symbole in Sinne eines kulturabhängigen Symbolismus sind bzw. jene Denkstrukturen oder *belief systems*, auf denen die Politische Kultur beruht. Eine Kultur stellt dabei das gesamte vererbte und vererbliche Wissen und alle Lebensweisheiten dar; kurzum: die gesamte vergangene und gegenwärtige Sinnwelt eines Kollektivs als Surrogat seines Denkens und Handelns. Dabei haben wir die politischen Aspekte dieser Kultur – unter Berücksichtigung der verschiedenen Denkansätze zu diesem Thema – als jene geteilten Informationen und jenes Wissen kennengelernt, die die politischen Einstellungen eines Individuums beeinflussen. Sie neigen dazu, als sich selbsterklärende Wahrheiten akzeptiert und nicht hinterfragt zu werden, solange dies nicht durch einen fundamentalen Wandel notwendig gemacht wird. Dabei wird der Wert eines Symbols von der Interpretation bestimmt, die ihm durch die Mehrheit des Kollektivs zugeschrieben wird. Ohne diesen Konsens hat ein Symbol keine Bedeutung. Dennoch können sich politisch-kulturelle Symbole auch von ihrer originären Bedeutung entzweien und dennoch weiterexistieren. Man denke hierbei an verbale Symbole wie „liberal“ und „konservativ“ als bedeutungstragende Einheiten der amerikanischen Parteipolitik, die jedoch mehr als einmal in der amerikanischen Politikgeschichte ihre Inhalte gewechselt haben.⁷²⁰ In diesem Sinne sind Symbole in politisch-kultureller Sicht auch Bündelungsmechanismen für Gefühle und Einstellungen wie wir sie auch in Eastons Definition von Politischer Kultur finden.

⁷²⁰ Vgl. Elder/Cobb (1983), S. 82.

4. Die Korrelation des politisch-kulturellen Entwicklungsstadiums und des Verwendungsgrades Symbolischer Politik

Es lässt sich somit festhalten, dass es eine Korrelation zwischen der Entwicklung der Politischen Kultur eines nationalen Kollektivs und dem Gebrauch symbolpolitischer Kommunikationsformen gibt.

Selbst wenn die Validität der Klassifizierung Politischer Kulturen von Almond und Verba nicht unkritisch gesehen werden dürfen, so ist die generelle Entwicklungsrangfolge der Politischen Kulturen insbesondere mit Blick auf die politischen Symbole durchaus noch gegeben:

Niedrige Entwicklungsstufe:	Bundesrepublik Deutschland
Mittlere Entwicklungsstufe:	Großbritannien
Hohe Entwicklungsstufe:	Vereinigte Staaten von Amerika

In den Kapiteln über die nationalen Politischen Kulturen wurde aufgezeigt, worin diese Klassifikation ihre Grundlagen hat. Im Falle Deutschlands beruht sie hauptsächlich auf der zeitlichen Verzögerung, mit der sich die Festigung der allgemeinen Einstellungen der Bürger gegenüber ihres politischen Systems vollziehen konnte. Obwohl sich eine Angleichung an die ehemals von Almond und Verba als nahezu vorbildlich dargestellten Politischen Kulturen Großbritanniens und der USA mit großen Schritten vollzogen hat, so ist diese zeitliche Verzögerung noch immer nicht vollkommen geschlossen. Die Bürger stehen ihrem politischen System nicht so stark emotional involviert gegenüber wie dies in Großbritannien oder den USA der Fall wäre. Plakatativ mögen manche dieses als geringe patriotische Ausprägung bezeichnen, was aber deswegen nicht zutrifft, weil der Begriff des „Patriotismus“ in Deutschland noch weitgehend negativ besetzt ist.

Die *deferential civic culture* Großbritanniens, wie sie von Almond und Verba einst postuliert wurde, ist zwar, was ihren Vorbildcharakter für Deutschland angeht, nicht mehr haltbar, dennoch steht sie in ihrer Entwicklung aufgrund der affektiven Bindung der Bürger an die konstitutionelle Monarchie des Landes über der Bundesrepublik. Rohe hat den Verfall der britischen Zivilkultur in ausreichendem Maße dargestellt, doch immerhin hat sie es vermocht, das politische System Großbritanniens dergestalt zu stabilisieren, dass es innerhalb des politischen Spektrum in der Vergangenheit weder zu Radikalisierungstendenzen noch zu eruptiv ausbrechender Unzufriedenheit mit dem System gekommen ist. Im

Gegenteil hat das politische System – auf der Basis seiner Politischen Kultur – es vermocht, jegliche systemdestabilisierende Tendenzen, z. B. innerhalb des zwei-dimensional organisierten Parteienspektrums, nicht nur frühzeitig zu erkennen, sondern sie auch in sich aufzunehmen und synergetisch zu integrieren. Auch große Regierungskrisen wie unter Margaret Thatcher und unter Tony Blair haben vielleicht die Einstellungen zu den jeweiligen Eliten verändert, nicht jedoch aber die Überzeugung, in einem gut konstruierten und schützenswerten System zu leben.

Die Politische Kultur in den USA besitzt auch im Vergleich zur Großbritannien einen Sonderstatus. Sie ist dort gleichsam zur Religion, also zur vielzitierten „Zivilreligion“ der USA, erhoben worden mit dem Präsidenten als *Chief Preacher*. Besonders der affektive *support* des politischen Systems ist nicht nur eine Frage der jeweiligen Befindlichkeit gegenüber des systemischen *outputs*, sondern vielmehr eine Frage des Credo der nationalen Identifikation. Trotz der revolutionär vollzogenen Abnabelung von Großbritannien hat sich das politische System der USA aufgrund seines zivilreligiösen Charakters eine – in der öffentlichen Wahrnehmung – quasi-monarchische Struktur bewahrt, die auf die Figur des Präsidenten hin zuläuft, was sich nicht nur in faktischer Kompetenz, sondern auch in symbol-politischen Inszenierungen äußert, die sich nicht nur in Wahlkampf, Parteitag und der Amtseinführung vergegenwärtigen, sondern auch im symbolischen Selbstverständnis als nationale Führungsfigur und moralische Instanz. Einen solchen Abstraktions- und emotionalen Verwurzelungsgrad haben im Vergleich nur die USA erreicht.

5. Schlussbemerkungen

Als abschließende These der vorliegenden Schrift soll in Beantwortung der eingangs aufgeworfenen Leitfragen argumentiert werden, dass mit der Entwicklung der Politischen Kulturen der Verwendungsgrad von Symbolischer Politik deswegen in folgender Art und Weise korreliert:

Niedrigster Verwendungsgrad:	Bundesrepublik Deutschland (<i>ad hoc</i>-orientierte Symbolische Politik in politisch-kommunikativen Ausnahmesituationen aufgrund des i. d. R. vergleichsweise wenig emotionalen Verhältnisses der Bürgerinnen und Bürger zu ihrem politischen System)
-------------------------------------	--

Mittlerer Verwendungsgrad:	Großbritannien (systemfunktionale, aber traditionell bedingte Symbolische Politik aufgrund des monarchischen Einflusses auf die Politische Kultur des Landes)
Höchster Verwendungsgrad:	Vereinigte Staaten von Amerika (Symbolische Politik als integraler Bestandteil Politischer Kommunikation aufgrund des zivilreligiösen Charakters der Politischen Kultur)

Diese Korrelation ergibt sich deswegen, weil es z. B. in der Bundesrepublik – so meine These – keine besonderen politisch-kulturellen Umstände gibt, die die Verwendung von Symbolischer Politik begünstigen würden. Damit ist nicht das „normale“ Maß an staatlichem Ritus gemeint (Amtseinführungen, Hoheitszeichen etc.), das zu jeder Nation dazugehört und welches unabdingbar ist. Ebenso sind auch Wahlkämpfe keine hinreichenden Indikatoren für die Verwendung Symbolischer Politik, denn sie stellen kommunikative Ausnahmezustände dar. Doch selbst sie zeigen, dass in Deutschland Symbolische Politik nicht in dem Maße auch in der „Alltagspolitik“ und somit in der alltäglichen politischen Mediarstellung angekommen ist wie in andere Nationen. Der Umstand, dass viele Deutsche bei dem Stichwort „Symbolische Politik“ eher an negative Beispiele inhaltsleerer Schaupolitik denken bzw. – ins Positive gewendet - an den Kniefall Brandts im Warschauer Ghetto, mag hierfür als Beispiel dienen. Dies verdeutlicht, dass es Deutschland an Symbolischer Politik von nachhaltigem Ausmaß mangelt, weil ihre Verwendung, weder in den Augen der Öffentlichkeit, noch in den Augen der Politiker, politisch-kulturell angezeigt erscheint oder zumindest nicht ganz oben auf der Liste der politisch-kommunikativen Stilmittel steht, die mit den jeweiligen politisch-kulturellen Erfordernissen im Einklang stehen. Wenngleich auch in Deutschland die vielbeschworenen Amerikanisierungstendenzen Politischer Kommunikation um sich zu greifen scheinen, so legt eine Mehrheit der Bevölkerung neben dem publikumsorientierten „Styling“ ihrer politischen Elite noch verstärkt Wert auf den Nachweis professioneller Kompetenz für die Ausübung eines Amtes. Kritik erfolgt somit auch verstärkt auf Basis wahrgenommener inhaltlicher Defizite. Ohne Protestbewegungen wie z. B. Stuttgart 21 in ihrem nachhaltigen Einfluss auf die Politische Kultur Deutschlands überbewerten zu wollen, so zeigen sie doch, dass es in der Bewertung politi-

scher Entscheidungen noch zu einem gewissen Maße um den Gehalt der politischen Botschaft geht und nicht nur um die politische Gestalt.

Ganz anders ist dies in Großbritannien. Es scheint einigen Grund dafür zu geben, schon die Politische Kultur des Landes als rituell zu bezeichnen, was an der monarchischen Struktur des politischen Systems liegt. Die britische Monarchie hat ihre Wurzeln im Gottesgnadentum, also im Verständnis des Monarchen als von Gott eingesetztem Statthalter und Exekutor seines Willens. So fern einem Deutschen diese Denkstrukturen auch heute erscheinen mögen, sie sind sie doch als Basis noch immer latent in der britischen Politischen Kultur vorhanden. Aufgrund dieser mentalen Strukturen ist also die Verwendung von Symbolischer Politik quasi-institutionell angelegt und ihre Verwendung ein natürlicher Bestandteil der politischen Kommunikation in Großbritannien. Gerade diese politisch-kulturell verankerten Elemente des Respekts vor althergebrachten Elementen wie dem Parlament und der Krone haben einen radikalen Wandel der Politischen Kultur Großbritanniens über so manche Krise hinweg verhindert.

Die Monarchie mag auch als verknüpfendes Element der Politischen Kulturen Großbritanniens und der USA gesehen werden. In ihrem Bestreben, die „Fehler“ der ehemaligen britischen Kolonialherren zu vermeiden und ein demokratisch-republikanisches System zu schaffen, erdachten die amerikanischen Verfassungsväter doch eine Struktur, die auf die symbol-politischen Erfordernisse eines Volkes zugeschnitten war, das an eine Monarchie gewöhnt war, welche ihre emotionalen Bedürfnisse befriedigte. Trotz der Absage an eine direkte Monarchie hat das Amt des Präsidenten dennoch neben seiner Machtfülle auch einen ikonischen Charakter, der dem eines Königs oder Königin durchaus nahe kommt. Dieser Umstand und das puritanische Erbe, das die Kolonien als „Stadt auf dem Hügel“, also als leuchtendes Vorbild für eine moralisch-religiös ansonsten unvollkommene Welt in den Köpfen der Menschen verankert hatte, führte schließlich zur Ausprägung der amerikanischen Zivilreligion, welche ihre Bürger unter dem Credo „One Nation Under God“ an sich zu binden und zu integrieren versucht, wobei mittlerweile nicht mehr nur die christliche Religionszugehörigkeit ausschlaggebend ist, sondern vielmehr das Gefühl, amerikanischen Werten und Traditionen verbunden zu sein. So werden auch andere als christliche Religionsangehörige in den USA von dieser Politischen Kultur vereinnahmt. Symbolische Politik in den Vereinigten Staaten ist somit ein integraler, fast unbewusster Be-

standteil Politischer Kommunikation. Er entspringt der monarchischen Natur des ehemaligen Mutterlandes mindestens genauso wie der zivilreligiösen Ausprägung des politischen Systems. Es wurde bereits gesagt, dass die Politik – umso mehr die Medienpolitik – die Nachfolgeinstitution der Religion in einer vergleichsweise säkularen Welt ist. Diesem Phänomen kommen die Politiker in den USA mit ihrer innigen Hinwendung zu Symbolischer Politik, auch in Zeiten außerhalb des Wahlkampfes, zu jeder Zeit nach, um die emotionalen Bedürfnisse der Bürger zu befriedigen, und diese Bedürfnisbefriedigung scheint in noch höherem Maße als in Großbritannien und mit Sicherheit mehr als in Deutschland von einer opulenten Politik des Schauens und Staunens abzuhängen.

Ergänzend kann noch angeführt werden, dass es sich bei dem Zusammenhang zwischen politisch-kultureller Entwicklung und symbol-politischer Verwendung durchaus um einen sich gegenseitig verstärkenden Prozess und somit um eine synergetische Verbindung handelt: Die konsequente Verwendung Symbolischer Politik in Großbritannien beispielsweise, die alle Bürger emotional einbindet, mag mit dafür verantwortlich sein, dass die Monarchie trotz ihres Kostenfaktors zwar teilweise als überkommen, aber keinesfalls als dringend abzuschaffen betrachtet wird. Schwankungen in der Akzeptanz des monarchischen Systems sind sogar - im Gegenteil - auf mangelnde oder fehlerhafte symbolpolitische Kommunikation zurückzuführen. Ebenso wirkt die Verwendung Symbolischer Politik in den USA perpetuierend und stabilisierend auf die Zivilreligion dieser Nation ein. In Deutschland hingegen könnte – in gegensätzlicher Richtung – eine Amerikanisierung in der Politischen Kommunikation und damit auch in der Symbolischen Politik zu einer höheren affektiven Bindung an das politische System führen. Welchen Wert allerdings solch eine „gelernte“ politisch-kulturelle Bindung für das System tatsächlich hat, müsste neben den potenziellen negativen Aspekten „amerikanisierter“ Politischer Kommunikation kritisch diskutiert werden.

In allen drei Ländern also ist die Verwendung von Symbolischer Politik von politisch-kulturellen Rahmenbedingungen abhängig. Je abstrakter die Politische Kultur selbst, desto weniger wird Symbolische Politik als bloßer kommunikativer Kunstgriff bzw. Handlungssurrogat verstanden, das bewusst zur Anwendung gebracht wird, sondern als rituelle Verdichtung politischen Handelns. Solange dies im Einklang mit der vorherrschenden Politischen Kultur eines Landes steht, wird diese Art der Politischen Kommunikation auch von der Bevölkerung

akzeptiert. Lediglich eine drastische, divergierende Faktenlage kann diese Akzeptanz punktuell ins Wanken bringen, z. B. im Kontext des Irak-Krieges. Je mehr Symbolische Politik aber als kommunikativer Kunstgriff entlarvt wird, desto geringer ist die Akzeptanz, sie dauerhaft als Ersatz für Realpolitik zu akzeptieren, da die politisch-kulturellen Erwartungen, z. B. in Deutschland, derzeit noch andere sind. Auch die vielbeschworenen Amerikanisierungstendenzen im Bereich der Politischen Kommunikation haben noch nicht dazu geführt, dass dieses ritualisierte Verständnis von Politik, wie es insbesondere in den USA vorherrscht, in die Soziokultur Deutschlands Eingang gefunden hat. Großbritannien hat sich in diesem Kontext eine Mittelposition bewahrt.

Insbesondere in stark individualistisch geprägten Ländern wie den USA dient Politische Kultur und die mit ihr in Einklang stehende Symbolische Politik dazu, den „Kitt“ darzustellen, der ein ansonsten fragmentiertes Kollektiv zusammenhält. Es wurde bereits mehrfach darauf hingewiesen, dass ein politisches System, dessen politische Eliten permanent gegen die politisch-kulturellen Erwartungen der eigenen Bevölkerung agieren, destabilisiert wird bzw. es zu Verwerfungen zwischen Regierenden und Regierten kommt. Die zielgerichtete, auf die politisch-kulturellen Erfordernisse der Bevölkerung zugeschnittene Verwendung von Symbolischer Politik kann somit sowohl legitimierend als auch stabilisierend auf Politisches Kommunikationsverhalten und das politische System als Ganzem einwirken.

Bibliographie

Abramowitz, Alan I. (1989): The United States: Political Culture under Stress. in: Almond, Gabriel A./Verba, Sidney (Hrsg.): The Civic Culture Revisited. Newbury Park/London/New Delhi: Sage, S. 177 – 211.

Adorno, Theodor W. (1964): Jargon der Eigentlichkeit. Zur deutschen Ideologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Almond, Gabriel A. (1956): Comparative Political Systems. in: Journal of Politics, Bd. 18. Malden: Blackwell, S. 391 – 409.

Almond, Gabriel A. (1987): Politische Kultur-Forschung – Rückblick und Ausblick. in: Berg-Schlosser, Dirk/Schissler, Jakob (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Opladen: Wissenschaftlicher Verlag, S. 27 – 38.

Almond, Gabriel A. (1989): The Intellectual History of the Civic Culture Concept. in: Almond, Gabriel A./Verba, Sidney (Hrsg.): The Civic Culture Revisited. Newbury Park/London/New Delhi: Sage, S. 1 – 36.

Almond, Gabriel A./**Verba**, Sidney (1989): The Civic Culture. Political Attitudes and Democracy in Five Nations. Newbury Park/London/New Delhi: Sage.

Andersen, Robin (1992): Media, Marketing, and Politics in the Age of Fragmentation. in: Schiller, Herbert I. et al. (Hrsg.): The Ideology of International Communications. New York: Institute for Media Analysis, S. 47 – 68.

Ang, Ien (1998): The Performance of the Sponge: Mass Communication Theory Enters the Postmodern World. in: Brants, Kees/Hermes, Joke/Zoonen, Lisbet van (Hrsg.): The Media in Question. Popular Cultures and Public Interests. London/Thousand Oaks/New Delhi: Sage, S. 77 – 88.

Arendt, Hannah (1970): Macht und Gewalt. München/Zürich: Piper.

Arendt, Hannah (1986): Communicative Power. in: Lukes, Steven (Hrsg.): Power. Oxford: Basil Blackwell, S. 59 – 74.

Arendt, Hannah (1999³): Macht und Gewalt. in: Münkler, Herfried (Hrsg.): Politisches Denken im 20. Jahrhundert. Ein Lesebuch. München/Zürich: Piper, S. 280 – 284.

Argyle, Dan (1987): Körpersprache und Kommunikation. Paderborn: Jungfermann.

Atkins, Scott (2002): The Puritan Tradition and American Memory: The American Sense of Puritan. Charlottesville: Virginia UP.

Baacke, Dieter (1973): Kommunikation und Kompetenz. Grundlegung einer Didaktik der Kommunikation und ihrer Medien. München: Juventa.

Bachrach, Peter (1970): Die Theorie demokratischer Elitenherrschaft. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsgesellschaft.

Baker, Kendall L./**Dalton**, Russel J./**Hildebrandt**, Kai (1981): Germany Transformed. Political Culture and the New Politics. Cambridge (Mass.)/London: Harvard UP.

Baringhorst, Sigrid (1995): Die Macht der Zeichen – zur Aufwertung des Symbolischen in der Politik es Medienzeitalters. Eine Einführung. in: Baringhorst, Sigrid/Müller, Bianca/Schmied, Holger (Hrsg.): Macht der Zeichen – Zeichen der Macht. Neue Strategien politischer Kommunikation. Frankfurt am Main et al.: Peter Lang, S. 9 – 21.

Barnes, Samuel H. (1994): Politics and Culture. in: Weil, Frederick D./Gautier, Mary (Hrsg.): Research of Democracy and Society. Vol. 2: Political Culture and Political Structure. Theoretical and Empirical Studies. Greenwich (Conn.)/London: Jai Press, S. 45 – 64.

Barthes, Roland (1968): Elements of Semiology. London: Cape.

Barthes, Roland (1973): Mythologies. London: Paladin.

Baudrillard, Jean (1978): Agonie des Realen. Berlin: Merve.

Baudrillard, Jean (1982): Der Symbolische Tausch und der Tod. München: Matthes & Seitz.

Becker, Michael (1998): Die Eigensinnigkeit des Politischen. Hannah Arendt über Macht und Herrschaft. in: Imbusch, Peter (Hrsg.): Macht und Herrschaft. Sozialwissenschaftliche Konzeptionen und Theorien. Opladen: Leske + Budrich, S. 167 – 181.

Behrmann, Günter C. (1987): Wertewandel, Bildungsexpansion und politische Sozialisation. in: Berg-Schlosser, Dirk/Schissler, Jakob (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 166 – 182.

Beitzinger, Alfons J. (1972): A History of American Political Thought. New York/Toronto: Dood, Mead & Comp.

Bellah, Robert N. (1970): Beyond Belief. Essays on Religion in a Post-Traditional World. San Francisco: Harper & Row.

Bellah, Robert N. (1980): Civil Religion: The American Case. in: Bellah, Robert N./Hammond, Phillip E. (Hrsg.): Varieties of Civil Religion. San Francisco: Harper & Row, S. 1 – 23.

Bentele, Günter (1985): Wissenskluff-Konzeption und Theorie der Massenkommunikation. in: Saxer, Ulrich (Hrsg.): Gleichheit oder Ungleichheit durch Massemedien. München: Ölschläger, S. 87 – 104.

Bentele, Günter (1992): Fernsehen und Realität. Ansätze zu einer rekonstruktiven Medientheorie. in: Hickethier, Knut /Schneider, Ludwig (Hrsg.): Fernsehtheorien. Dokumentation der GFF-Tagung 1990. Berlin: Sigma, S. 45 – 67.

Bentele, Günter (1993): Wie Wirklich ist die Medienwirklichkeit? Eine Anmerkung zum Konstruktivismus und Realismus in der Kommunikationswissenschaft. in: Bentele, Günter/Rühl, Manfred (Hrsg.): Theorien öffentlicher Kommunikation. München: Ölschläger, S. 152 – 171.

Berg, Klaus/**Ridder**, Christa-Maria (Hrsg.): Massenkommunikation VI. Eine Langzeitstudie zur Mediennutzung und Medienbewertung 1964 – 2000. Baden-Baden: Nomos.

Bergem, Wolfgang (2003): Die Vergangenheitsprägung deutscher politischer Kultur und Identität. in: Breit, Gotthard (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Abkehr von der Vergangenheit – Hinwendung zur Demokratie. Schwalbach (Ts.): Wochenschau Verlag, S. 27 – 38.

Berger, Peter L./**Luckmann**, Thomas (1991): Die gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt am Main: Fischer.

Berg-Schlosser, Dirk (1972): Politische Kultur. Eine neue Dimension politikwissenschaftlicher Analyse. München: Ernst Vögel.

Berg-Schlosser, Dirk (1990): Entwicklung der Politischen Kultur in der Bundesrepublik Deutschland. in: APuZ, B 7/90. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 30 – 46.

Berg-Schlosser, Dirk (2003): Erforschung der Politischen Kultur – Begriffe, Kontroversen, Forschungsstand. in: Breit, Gotthard (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Abkehr von der Vergangenheit – Hinwendung zur Demokratie. Schwalbach (Ts.): Wochenschau Verlag, S. 7 – 20.

Bergsdorf, Wolfgang (1980): Die vierte Gewalt. Einführung in die politische Massenkommunikation. Mainz: v. Hase & Koehler.

Betz, Hans-Georg (1991): Postmodern Politics in Germany. The Politics of Resentment. Basingstoke/London: Macmillan.

Beyer, Jutta/**Holtmann**, Everhard (1987): „Sachpolitik“, Partizipation und Apathie in der Nachkriegsgesellschaft. in: Berg-Schlosser, Dirk/Schissler, Jakob (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 144 – 153.

Beyme, Klaus von (1986⁶): Die politischen Theorien der Gegenwart. München/Zürich: Piper.

Bieber, Christoph (2001): Politische *Online*-Inszenierungen. in: Kleinsteuber, Hans J. (Hrsg.): Aktuelle Medientrends in den USA. Journalismus, politische

Kommunikation im Zeitalter der Digitalisierung. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 265 – 279.

Blask, Falko (1995): Baudrillard zur Einführung. Hamburg: Junius.

Blumler, Jay G./**Gurevitch**, Michael (1975): Towards a Comparative Framework for Political Communication Research. in: Chaffee, Steven H. (Hrsg.): Political Communication. Issues and Strategies for Research. Beverly Hills/London: Sage, S. 165 – 193.

Blumler, Jay G./**Gurevitch**, Michael (1995): The Crisis of Public Communication. London/New York: Routledge.

Böckelmann, Frank/**Mahle**, Walter A./**Nahr**, Günter (1979): Staatliche Öffentlichkeitsarbeit und die Willensbildung des Volkes. in: Langenbucher, Wolfgang R. (Hrsg.): Politik und Kommunikation. München/Zürich: Piper, S. 93 – 113.

Bonafadelli, Heinz (1985): Die Wissensluft-Konzeption: Stand und Perspektiven der Forschung. in: Saxer, Ulrich (Hrsg.): Gleichheit oder Ungleichheit durch Massemedien. München: Ölschläger, S. 65 – 86.

Bourdieu, Pierre (1992): Die verborgenen Mechanismen der Macht. Hamburg: VSA.

Boventer, Hermann (1993): Sind Journalisten die Vierte Gewalt? Demokratie und Medien. in: Boventer, Hermann (Hrsg.): Medien und Demokratie. Nähe und Distanz zur Politik. Konstanz: UVK, S. 127 – 143.

Brand, Karl-Werner (1987): Zur politischen Kultur der neuen sozialen Bewegung. in: Berg-Schlosser, Dirk/Schissler, Jakob (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 331 – 343.

Breit, Gotthard (2003): Einführung: Politische Kultur in Deutschland. Abkehr von der Vergangenheit – Hinwendung zur Demokratie. in: Breit, Gotthard (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Abkehr von der Vergangenheit – Hinwendung zur Demokratie. Schwalbach (Ts.): Wochenschau Verlag, S. 4 – 6.

Brennan, Catherine (1997): Max Weber on Power and Social Stratification. An Interpretation and Critique. Aldershot: Ashgate.

Brettschneider, Frank (1994): Agenda-Setting. Forschungsstand und politische Konsequenzen. in: Jäckel, Michael/Winterhoff-Spurk, Peter (Hrsg.): Politik und Medien. Analysen zur Entwicklung der politischen Kommunikation. Berlin: Vistas, S. 223 – 225.

Brint, Steven (1994): Sociological Analysis of Political Culture: An Introduction and Assessment. in: Weil, Frederick D./Gautier, Mary (Hrsg.): Research on Democracy and Society. Vol. 2: Political Culture and Political Structure. Theoretical and Empirical Studies. Greenwich (Conn.)/London: Jai Press, S. 3 – 44.

Brodocz, André (1998): Mächtige Kommunikation in Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme. in: Imbusch, Peter (Hrsg.): Macht und Herrschaft. Sozialwissenschaftliche Konzeptionen und Theorien. Opladen: Leske + Budrich, S. 183 – 197.

Brosda, Carsten (2002): Emotionalisierung als Merkmal medialer Politikvermittlung. Zur Diskursivität emotionaler Äußerungen und Auftritte von Politikern im Fernsehen. in: Schicha, Christian/Brosda, Carsten (Hrsg.): Politikvermittlung in Unterhaltungsformaten. Medieninszenierungen zwischen Popularität und Populismus. Münster: LIT, S. 111 – 133.

Brosda, Carsten (2002): Sprachlos im Angesicht des Bildes. Überlegungen zum journalistischen Umgang mit bildmächtigen Ereignissen am Beispiel der Terroranschläge vom 11. September. in: Schicha, Christian/Brosda, Carsten (Hrsg.): Medien und Terrorismus. Reaktionen auf den 11. September 2001. Münster/Hamburg/London: LIT, S. 53 – 74.

Brosda, Carsten/**Schicha**, Christian (2002): Politikvermittlung im Unterhaltungskontext. Formen politischer Rituale und ihre Grenzen. in: Schicha, Christian/Brosda, Carsten (Hrsg.): Politikvermittlung in Unterhaltungsformaten. Medieninszenierungen zwischen Popularität und Populismus. Münster: LIT, S. 152 – 168.

Brosius, Hans-Bernd (1997): Modelle und Ansätze der Medienwirkungsfor- schung – Überblick über ein dynamisches Forschungsfeld. Bonn: ZV Service.

Brosius, Hans-Bernd (1998): Visualisierung von Fernsehnachrichten. Text-Bild- Beziehungen und ihre Bedeutung für die Informationsleistung. in: Kamps, Klaus/Meckel, Miriam (Hrsg.): Fernsehen. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 213 – 224.

Brunkhorst, Hauke (2000): Equality and elitism in Arendt. in: Villa, Dana R. (Hrsg.): The Cambridge Companion to Hannah Arendt. Cambridge: Cambridge UP, S. 178 – 198.

Buchstein, Hubertus/**Schmalz-Bruns**, Rainer (1994): Nachwort. Republikani- sche Demokratie. in: Barber, Benjamin (Hrsg.): Starke Demokratie. Hamburg: Rotbuch, S. 297 – 323.

Buchsteiner, Jochen (1998): Prinzen der Dunkelheit. in: ZEIT, 03.09.1998. Hamburg: Zeitverlag Gerd Bucerius, S. 5/6.

Burkart, Roland (1999): Alter Wein in neuen Schläuchen. Anmerkungen zur Konstruktivismus-Debatte in der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. in: Rusch, Gebhard/Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.): Konstruktivismus in der Medi- en- und Kommunikationswissenschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 55 – 72.

Bush, Jr., Harold K. (1999): American Declarations. Rebellion and Repentance in American Cultural History. Chicago: Illinois UP.

Bußhoff, Heinrich (1972): Zu einer Theorie des politischen Stils. Meisenheim am Glan: Anton Hain.

Cannadine, David (1985): Splendour out of Court: Royal Spectacle and Pageantry in Modern Britain, c. 1820 – 1977. in: Wilentz, Sean (Hrsg.): Rites of Power. Symbolism, Ritual and Politics Since the Middle Ages. Philadelphia: Pennsylvania UP, S. 206 – 243.

Cannon, John/**Griffiths**, Ralph (1988): The Oxford Illustrated History of the British Monarchy. Oxford/New York: Oxford UP.

Canovan, Margaret (2000): Arendt's theory of totalitarianism: a reassessment. in: Villa, Dana R. (Hrsg.): The Cambridge Companion to Hannah Arendt. Cambridge: Cambridge UP, S. 25 – 43.

Cappella, Joseph N./Jamieson, Kathleen H. (1997): Spiral of cynicism. The press and the public good. New York/Oxford: Oxford UP.

Cassirer, Ernst (1953a): Philosophie der symbolischen Formen. Erster Teil: Die Sprache. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Cassirer, Ernst (1953b): Philosophie der symbolischen Formen. Zweiter Teil: Das mythische Denken. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Cassirer, Ernst (1954a): Philosophie der symbolischen Formen. Dritter Teil: Phänomenologie der Erkenntnis. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Cassirer, Ernst (1954b): Philosophie der symbolischen Formen. Index. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Cassirer, Ernst (1954c): An Essay on Man. An Introduction to a Philosophy of Human Culture. New York: Doubleday.

Cassirer, Ernst (1997): Wesen und Wirkung des Symbolbegriffs. Darmstadt: Primus.

Central Office of Information (Hrsg.) (1978³): The Monarchy in Britain. London: Her Majesty's Stationery Office.

Chaffee, Steven H. (1975): Asking New Questions About Communication and Politics. in: Chaffee, Steven H. (Hrsg.): Political Communication. Issues and Strategies for Research. Beverly Hills/London: Sage, S. 13 - 20.

Chill, Hanni/**Meyn**, Hermann (1998): Massenmedien. Informationen zur Politischen Bildung, Heft 260. Bonn. Bundeszentrale für politische Bildung.

Choi, Yong-Joo (1995): Interpenetration von Politik und Massenmedien. Eine theoretische Arbeit zur politischen Kommunikation. Münster/Hamburg: LIT.

Claußen, Bernhard (1987): Historische Sozialisationsmuster in Deutschland. in: Berg-Schlosser, Dirk/Schissler, Jakob (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland.

Bilanz und Perspektiven der Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 155 – 165.

Clegg, Stewart (2000): Power and Authority, Resistance and Legitimacy. in: Goverde, Henri et al. (Hrsg.): Power in Contemporary Politics. Theories, Practices, Globalizations. London/Thousand Oaks/New Delhi: Sage, S. 77 – 92.

Collinson, Patrick/**Berg**, Johannes van den (1997): Puritanismus. in: Müller, Gerhard (Hrsg.): Theologische Realenzyklopädie (Bd. XXVI). Berlin/New York: Walter de Gruyter, S. 8 – 30.

Conradt, David. P. (1980): Changing German Political Culture. in: Almond, Gabriel A./Verba, Sidney (Hrsg.): The Civic Culture Revisited. Newbury Park/London/New Delhi: Sage, S. 212 – 272.

Cox, Harvey (1974): Verführung des Geistes. Stuttgart: Kreuz.

Cuthbertson, Gilbert (1968): Political Power. Houston: William Marsh Rice UP.

Dahl, Robert A. (1989): Democracy and its Critics. New Haven/London: Yale UP.

Das Beispiel *Attac*. in: Knilli, Friedrich/Matzker, Reiner/Zielinski, Siegfried (Hrsg.): Medienwissenschaft. Teil 7: Öffentlichkeit, Partizipation, Politische Kultur. Frankfurt am Main/New York: Peter Lang, S. 111 – 114.

De Maizière, Thomas (2003): Politiker in der Mediendemokratie. in: Donsbach, Wolfgang/Jandura, Olaf (Hrsg.): Chancen und Gefahren der Mediendemokratie. Konstanz: UVK, S. 40 – 46.

Dearing, James W./**Rogers**, Everett M. (1996): Agenda-Setting. Thousand Oaks/London/New Delhi: Sage.

Debatin, Bernhard (2002): Semiotik des Terrors: Luftschiffbruch mit Zuschauern. in: Schicha, Christian/Brosda, Carsten (Hrsg.): Medien und Terrorismus. Reaktionen auf den 11. September 2001. Münster/Hamburg/London: LIT, S. 25 – 38.

Debnam, Geoffrey (1984): The Analysis of Power. A Realist Approach. London: Macmillan.

Denton, Jr., Robert E. (1991): Primetime Politics: The Ethics of Teledemocracy. in: Denton, Jr., Robert E. (Hrsg.): Ethical Dimensions of Political Communications. New York/Westport/London: Praeger, S. 91 – 114.

Determeyer, Ralf (1975): Personale Publizitätsdynamik. Massenmediale Modifikationen der bewußten und unbewußten Vermittlung des Menschen. Münster: Regensburg.

Diekmannshenke, Hajo (2001): Politische Kommunikation im historischen Wandel. Ein Forschungsüberblick. in: Diekmannshenke, Hajo/Meißner, Iris

(Hrsg.): Politische Kommunikation im historischen Wandel. Tübingen: Stauffenberg, S. 1 – 27.

Dionne, E. J./**Hess**, Stephen/**Mann**, Thomas E. (1997): Aktuelle Strategien der Politikvermittlung in den USA. in: Hamm, Ingrid/Hamm, Thomas E. (Hrsg.): Politische Kommunikation in der Informationsgesellschaft. Ergebnisse einer deutsch-amerikanischen Workshops. Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung, S. 11 - 25.

Dittmer, Lowell (1976/77): Political Culture and Political Symbolism: Toward a Theoretical Synthesis. in: World Politics XXXIX. Princeton: Princeton UP, S. 552 – 583.

Doelker, Christian (1999): Ein Bild ist mehr als ein Bild. Visuelle Kompetenz in der Multimedia-Gesellschaft. Stuttgart: Klett-Cotta.

Dölle, Christian (2008): Die Politische Kultur der USA. Einflüsse des Puritanismus auf abstraktes politisches Denken und konkretes politisches Handeln. Saarbrücken: VDM.

Dölle, Christian (2010): „Mission accomplished?“. Sozio-kulturelle Begrenzungen US-amerikanischer Demokratisierungsstrategien am Beispiel des Irak-Kriegs. in: Gräf, Dennis/Schmöller, Verena (Hrsg.): Grenzen. Konstruktionen und Bedeutungen. Passau: Stutz, S. 135 – 159.

Dölle, Christian/**Gellner**, Winand (2011): *WikiLeaks*. Chance oder Gefahr für repräsentative Demokratien. in: Hohlfeld, Ralf (Hrsg.): Medien und Politik im Wandel. Berlin: Logos, S. 185 – 208.

Donsbach, Wolfgang/**Jandura**, Olaf (2003): Chancen und Gefahren der Mediendemokratie. Vorwort. in: Donsbach, Wolfgang/Jandura, Olaf (Hrsg.): Chancen und Gefahren der Mediendemokratie. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, S. 11 – 15.

Döring, Herbert (1998²): Bürger und Politik – die „Civic Culture“ im Wandel. in: Kastendiek, Hans/Rohe, Karl/Volle, Angelika (Hrsg.): Länderbericht Großbritannien. Geschichte, Politik, Wirtschaft, Gesellschaft. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 163 – 177.

Dörner, Andreas (1996): Politischer Mythos und symbolische Politik. Hamburg: Rowohlt.

Dörner, Andreas/**Rohe**, Karl (1991): Politische Sprache und Politische Kultur. Diachron-kulturvergleichende Sprachanalysen am Beispiel von Großbritannien und Deutschland. in: Opp de Hint, Manfred/Latniak, Erich (Hrsg.): Sprache statt Politik? Politikwissenschaftliche Semantik- und Rhetorikforschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 38 – 65.

Dörner, Andreas/**Vogt**, Ludgera (2004): Entertainment, Talkshows und Politikvermittlung in Deutschland. in: Nieland, Jörg-Uwe/Kamps, Klaus (Hrsg.): Politikdarstellung und Unterhaltungskultur. Zum Wandel der politischen Kommunikation. Köln: Herbert von Halem, S. 38 – 53.

Douglas, Mary (1991): *Wie Institutionen denken*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Douglas, Mary/**Wildavsky**, Aaron (1982): *Risk and Culture. An Essay on the Selection of Technological and Environmental Dangers*. Berkeley/Los Angeles/London: University of California Press.

Dreyer, Ursula (2005): *Politische Kultur der zivilgesellschaftlichen Prozesse*.

Edelman, Murray (1971): *Politics as Symbolic Action. Mass Arousal and Quiescence*. New York/San Francisco/London: Academic Press.

Edelman, Murray (1985²): *The Symbolic Uses of Politics*. Urbana/Chicago: Illinois UP.

Edelman, Murray (1988): *Constructing the Political Spectacle*. Chicago/London: Chicago UP.

Ehlers, Renate (1987): Themenstrukturierung durch Massenmedien. Zum Stand der empirischen Agenda-setting-Forschung. in: Burkart, Roland (Hrsg.): *Wirkungen der Massenkommunikation. Theoretische Ansätze und empirische Ergebnisse*. Wien: Wilhelm Braumüller, S. 106 – 126.

Elder, Charles D./**Cobb**, Roger W. (1983): *The Political Uses of Symbols*. New York/London: Longman.

Ellis, Richard J. (1993): *American Political Cultures*. New York/Oxford: Oxford UP.

Entman, Robert M. (1993): Framing: Towards clarification of a fractured paradigm. in: *Journal of Communication* 43, Oxford: Oxford UP, S. 51 – 58.

Erbring, Lutz (1989): Nachrichten zwischen Professionalität und Manipulation. Journalistische Berufsnormen und politische Kultur. in: Kasse, Max/Schulz, Winfried (Hrsg.): *Massenkommunikation. Theorien, Methoden, Befunde*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 301 – 313.

Erikson, Erik H. (1950): *Childhood and Society*. New York: Norton.

Ernst, Josef (1988): *The Structure of Political Communication in the United Kingdom, the United States and the Federal Republic of Germany. A Comparative Media Study of The Economist, Time and Der Spiegel*. Frankfurt am Main/Bern/New York/Paris: Peter Lang.

Esser, Frank/**Pfetsch**, Barbara (2003): Amerikanisierung, Modernisierung, Globalisierung. Ein programmatisches Plädoyer für die komparative Kommunikationswissenschaft. in: Donsbach, Wolfgang/Jandura, Olaf (Hrsg.): *Chancen und Gefahren der Mediendemokratie*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, S. 47 - 61.

Falter, Jürgen W. (1998): Alle Macht dem Spin Doctor. in: FAZ, 27.04.1998. Frankfurt am Main: Frankfurter Allgemeine Zeitung, S. 11/12.

Fischer, Ulrike/Vorländer, Hans (1993): Zivilreligion und politisches Selbstverständnis. Religiöse Metaphorik in den Antrittsreden der Präsidenten Ford, Carter, Reagan und Bush. in: Goetsch, Paul/Hurm, Gerd (Hrsg.): Die Rhetorik amerikanischer Präsidenten seit F. D. Roosevelt. Tübingen: Gunter Narr, S. 217 – 231.

Fischer-Lichte, Erika (1998): Inszenierung und Theatralität. in: Willems, Herbert/Jurga, Martin (Hrsg.): Inszenierungsgesellschaft. Ein einführendes Handbuch. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 81 – 92.

Fischer-Lichte, Erika (2000): Inszenierung von Selbst? Zur autobiographischen Performance. in: Fischer-Lichte, Erika/Pflug, Isabel (Hrsg.): Inszenierung von Authentizität. Tübingen/Basel: Francke, S. 59 – 70.

Fiske, John (1987): Television Culture. London/New York: Routledge.

Fiske, John/Hartley, John (1994): Reading Television. London/New York: Routledge.

Folke Schuppert, Gunnar (2008): Politische Kultur. Baden-Baden: Nomos.

Foucault, Michel (1976): Mikrophysik der Macht. Über Strafjustiz, Psychiatrie und Medizin. Berlin: Merve.

Foucault, Michel (1989): Disciplinary Power and Subjection. in: Lukes, Steven (Hrsg.): Power. Oxford: Basil Blackwell, S. 229 – 242.

Foucault, Michel (1991): Governmentality. in: Burchell, Graham/Gordon, colin/Miller, Peter (Hrsg.): The Foucault Effect. Studies in Governmentality. Chicago: Chicago UP, S. 87 – 104.

Foucault, Michel (1999): In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France (1975 – 76). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Frank, Georg (1998): Ökonomie der Aufmerksamkeit. Ein Entwurf. München/Wien: Hanser.

Froehlich, Pia Maria (2001): Das Problem der Politikvermittlung in der Demokratie. Die Öffentlichkeitsarbeit der Bundesregierung bei der Einführung des Euro. Würzburg: Ergon.

Fuchs, Dieter (1987): Trends politischer Unterstützung in der Bundesrepublik. in: Berg-Schlosser, Dirk/Schissler, Jakob (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 357 – 377.

Fuchs, Dieter/Roller, Edeltraud (2003): Die Einstellung zur Demokratie in Deutschland. in: Breit, Gotthard (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Abkehr von der Vergangenheit – Hinwendung zur Demokratie. Schwalbach (Ts.): Wochenschau Verlag, S. 21 – 26.

Fuchs, Lawrence H. (1990): *The American Kaleidoscope. Race, Ethnicity, and the Civic Culture*. Hanover/London: Wesleyan UP.

Galbraith, John K. (1983): *The Anatomy of Power*. Boston: Houghton Mifflin.

Galbraith, John K. (1986): *Power and Organization*. in: Lukes, Steven (Hrsg.): *Power*. Oxford: Basil Blackwell, S. 211 – 228.

Gamson, William A./**Modigliani**, Amedeo (1989): *Media discourse and public opinion on nuclear power: A constructionalist approach*. in: *American Journal of Sociology* 95. Chicago: Chicago UP, S. 1 – 37.

Gebhardt, Jürgen (1987): *Politische Kultur und Zivilreligion*. in: Berg-Schlosser, Dirk/Schissler, Jakob (Hrsg.): *Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 48 – 60.

Gebhardt, Jürgen (1990): *Amerikanismus – Politische Kultur und Zivilreligion in den USA*. in: *APuZ*, B 49/90. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 3 – 18.

Geertz, Clifford (1985): *Centers, Kings, and Charisma: Reflections on the Symbolics of Power*. in: Wilentz, Sean (Hrsg.): *Rites of Power. Symbolism, Ritual, and Politics Since the Middle Ages*. Philadelphia: Pennsylvania UP, S. 13 – 38.

Gellner, Winand (1995): *Medien und Parteien. Grundmuster Politischer Kommunikation*. in: Gellner, Winand/Veen, Hans-Joachim (Hrsg.): *Umbruch und Wandel in westeuropäischen Parteiensystemen*. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 17 – 33.

Gellner, Winand (1996): *Demoskopie, Politik, Medien. Anmerkungen zu einem problematischen Verhältnis*. in: Jarren, Otfried (Hrsg.): *Medien und politischer Prozeß. Politische Öffentlichkeit und massenmediale Politikvermittlung im Wandel*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 169 – 184.

Gellner, Winand (1998): *Das Ende der Öffentlichkeit?* in: Gellner, Winand/Korff, Fritz von (Hrsg.): *Demokratie und Internet*. Baden-Baden: Nomos, S. 11 – 24.

Gellner, Winand/**Glatzmeier**, Armin (2004): *Macht und Gegenmacht. Einführung in die Regierungslehre*. Baden-Baden: Nomos.

Gellner, Winand/**Hammer**, Eva-Maria (2010): *Policyforschung*. München: Oldenbourg.

Gerhards, Jürgen/**Neidhart**, Friedhelm (1990): *Strukturen und Funktionen moderner Öffentlichkeit. Discussion Paper FS II*. Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin.

Gerste, Ronald D. (2000): *Queen Victoria. Die Frau hinter dem Mythos*. Regensburg: Pustet.

Ghanem, Salma (1997): *Filling the tapestry: The second level of agenda-setting*. in: McCombs, Maxwell/Shaw, Donald L./Weaver, David H. (Hrsg.):

Communication and democracy. Exploring the intellectual frontiers in agenda-setting-theory. Mahwah/London: Erlbaum, S. 3 – 14.

Gibbins, John R. (1989): Contemporary Political Culture: An Introduction. in: Gibbins, John R. (Hrsg.): Contemporary Political Culture. Politics in a Postmodern Age. London/Newbury Park/New Delhi: Sage, S. 1 – 30.

Giddens, Anthony (1991): Modernity and Self-Identity. Self and Society in Late Modern Age. Cambridge/Oxford: Polity.

Gitlin, Todd. (1980): The whole world is watching: Mass media in the making & unmaking of the new left. Berkeley: University of California Press.

Gleim-Egg, Heidrun (1995): Kommunikative Problembewältigung in Staat und Privatwirtschaft. Speyer: Forschungsinstitut für öffentliche Verwaltung.

Glötz, Peter (1997): Zur Innovationsnotwendigkeit der politischen Kultur in Deutschland. in: Hamm, Ingrid/Hamm, Thomas E. (Hrsg.): Politische Kommunikation in der Informationsgesellschaft. Ergebnisse einer deutsch-amerikanischen Workshops. Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung, S. 29 – 34.

Gluchowski, Peter/**Plasser**, Fritz/**Ulram**, Peter A. (1993²): Politisch-kultureller Wandel in Deutschland. in: Plasser, Fritz/Ulram, Peter A. (Hrsg.): Staatsbürger oder Untertanen? Politische Kultur Deutschlands, Österreichs und der Schweiz im Vergleich. Frankfurt am Main/Berlin: Fritz Lang, S. 157 - 213.

Goehler, Gerhard (2000): Constitution and Use of Power. in: Goverde, Henri et al. (Hrsg.): Power in Contemporary Politics. Theories, Practices, Globalizations. London/Thousand Oaks/New Delhi: Sage, S. 41 – 58.

Göttlich, Udo (1998): Medien und Theatralität des Alltäglichen. in: Göttlich, Udo/Nieland, Jörg-Uwe/Schatz, Heribert (Hrsg.): Kommunikation im Wandel. Zur Theatralität der Medien. Köln: Herbert von Halem, S. 257 – 261.

Göttlich, Udo (1999): Fernsehen und Alltagsdramatisierung. Zur Theatralisierung des Alltäglichen am Beispiel der Vorabendsendungen. in: Schicha, Christian/Ontrup, Rüdiger (Hrsg.): Medieninszenierungen im Wandel. Interdisziplinäre Zugänge. Münster: LIT, S. 50 – 61.

Göttlich, Udo/**Nieland**, Jörg-Uwe (2000): Inszenierungsstrategien in deutschen Daily Soaps. Theatralität und Kult-Marketing am Vorabend. in: Fischer-Lichte, Erika/Pflug, Isabel (Hrsg.): Inszenierung von Authentizität. Tübingen/Basel: Francke, S. 163 – 181.

Grathoff, Richard (2002): Symbolic Types in Political Action: A Phenomenological Perspective on Symbols, Powers and Politics. in: Hałas, Elżbieta (Hrsg.): Symbols, Power and Politics. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 33 – 42.

Greene, Robert (1999): Power. Die 48 Gesetze der Macht. München/Wien: Carl Hanser.

Greiffenhagen, Martin (1984): Vom Obrigkeitsstaat zur Demokratie: Die politische Kultur in der Bundesrepublik Deutschland. in: Reichel, Peter (Hrsg.): Politische Kultur in Westeuropa. Bürger und Staaten in der Europäischen Gemeinschaft. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 52 – 76.

Greyer, Matthias/Kurbjuweit, Dirk (2005): Die Mechanik der Macht. in: DER SPIEGEL Nr. 47/21.11.05. Hamburg: SPIEGEL-Verlag, S. 27 – 41.

Gurevitch, Michael/Blumler, Jay G. (2003): Der Stand der vergleichenden politischen Kommunikationsforschung: Ein eigenständiges Feld formiert sich. in: Esser, Frank/Pfetsch, Barbara (Hrsg.): Politische Kommunikation im internationalen Vergleich. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 371 – 392.

Guy, John (1988): Tudor England. Oxford/New York: Oxford UP.

Habermas, Jürgen (1981a): Theorie des kommunikativen Handelns. Bd. 1: Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Habermas, Jürgen (1981b): Theorie des kommunikativen Handelns. Bd. 2: Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Habermas, Jürgen (1986): Hannah Arendt's Communications Concept of Power. in: Lukes, Steven (Hrsg.): Power. Oxford: Basil Blackwell, S. 75 – 93.

Habermas, Jürgen (1992): Drei normative Modelle der Demokratie. Zum Begriff deliberativer Politik. in: Münkler, Herfried (Hrsg.): Die Chancen der Freiheit. Grundprobleme der Demokratie. München/Zürich: Piper, S. 11 – 24.

Hagen, Martin (1997): Elektronische Demokratie. Computernetzwerke und politische Theorie in den USA. Hamburg: LIT.

Hahn, Dan F. (1998): Political Communication. Rhetoric, Government, and Citizens. State College, Pennsylvania: Strata.

Hałas, Elżbieta (2002): Introduction. in: Hałas, Elżbieta (Hrsg.): Symbols, Power and Politics. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 7 – 12.

Halff, Gregor (1998): Wa(h)re Bilder? Zur Glaubwürdigkeit von Fernsehnachrichten. in: Kamps, Klaus/Meckel, Miriam (Hrsg.): Fernsehen. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 127 – 134.

Haller, Ernst (1962): Die Macht in der Wirtschaft. in: Niedersächsische Landeszentrale für Politische Bildung (Hrsg.): Von der Macht. Hannover: Gebrüder Jänecke, S. 105 – 128.

Haller, Michael (2002): Journalismus im Medien-Theater. in: Schicha, Christian/Brosda, Carsten (Hrsg.): Medien und Terrorismus. Reaktionen auf den 11. September 2001. Münster/Hamburg/London: LIT, S. 46 – 52.

Hallin, Daniel C./Mancini, Paolo (2003): Amerikanisierung, Globalisierung und Säkularisierung: Zur Konvergenz von Mediensystemen und politischer Kommuni-

kation in westlichen Demokratien. in: Esser, Frank/Pfetsch, Barbara (Hrsg.): Politische Kommunikation im internationalen Vergleich. Grundlagen, Anwendungen, Perspektiven. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 35 – 45.

Hammer, Felix (1979): Macht. Wesen – Formen – Grenzen. Königstein (Ts.): Hanstein.

Hansen, Klaus (2005): Nicht das Erreichte zählt, das Erzählte reicht ... Kommunikation als Verblödung. Eine Polemik. in: Knilli, Friedrich/Matzker, Reiner/Zielinski, Siegfried (Hrsg.): Medienwissenschaft. Teil 7: Öffentlichkeit, Partizipation, Politische Kultur. Frankfurt am Main/New York: Peter Lang, S. 147 – 156.

Hansen, Klaus P. (2003³): Kultur und Kulturwissenschaft. Tübingen/Basel: Francke.

Hartley, John (2002³): Communication, Cultural and Media Studies. The key concepts. London/New York: Routledge.

Haugaard, Mark (2000): Power, Ideology and Legitimacy. . in: Goverde, Henri et al. (Hrsg.): Power in Contemporary Politics. Theories, Practices, Globalizations. London/Thousand Oaks/New Delhi: Sage, S. 59 – 76.

Hausendorf, Heiko (2000): Zugehörigkeit durch Sprache. Eine linguistische Studie am Beispiel der deutschen Wiedervereinigung. Tübingen: Niemeyer.

Hauser, Richard (1962): Die Macht nach katholischer Ethik. in: Niedersächsische Landeszentrale für Politische Bildung (Hrsg.): Von der Macht. Hannover: Gebrüder Jänecke, S. 187 – 204.

Hebel, Udo J. (1997): „Those Images of Jealousie“. Identitäten und Alteritäten im puritanischen Neugengland des 17. Jahrhunderts. Frankfurt am Main/New York: Peter Lang.

Heins, Volker-Michael (1988): Jenseits der Legitimation. Zur Politischen Theorie der Legitimation des Staates. Braunschweig: o. V.

Hennen, Manfred/**Prigge**, Wolfgang-Ulrich (1977): Autorität und Herrschaft. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Hepp, Andreas (2002): Westerwelle im Container. Journalismus und Politik in der „Spaßgesellschaft“. in: Schicha, Christian/Brosda, Carsten (Hrsg.): Politikvermittlung in Unterhaltungsformaten. Medieninszenierungen zwischen Popularität und Populismus. Münster: LIT, S. 249 – 253.

Herdegen, Gerhard (1987): Einstellungen der Deutschen (West) zur nationalen Identität. in: Berg-Schlosser, Dirk/Schissler, Jakob (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 205 – 221.

Hickethier, Knut (1998): Narrative Navigation durchs Weltgeschehen. Erzählstrukturen in Fernsehnachrichten. in: Kamps, Klaus/Meckel, Miriam (Hrsg.): Fernsehen. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 185 – 202.

Hindess, Barry (1996): Discourses of Power. From Hobbes to Foucault. Oxford: Blackwell.

Hippel, Ernst von (1962): Recht und Macht. in: Niedersächsische Landeszentrale für Politische Bildung (Hrsg.): Von der Macht. Hannover: Gebrüder Jänecke, S. 71 – 82.

Hobsbawn, E. J. (1980): Soziale Ungleichheit und Klassenstrukturen in England. Die Arbeiterklasse. in: Wehler, H.-U. (Hrsg.): Klassen in der europäischen Sozialgeschichte. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 53 – 65.

Hoffjann, Olaf (2003): Das öffentliche Gesicht der Politik. Konflikte, Interdependenzen und deren Folgen für die Beziehungen von Politik und Journalismus. in: Donsbach, Wolfgang/Jandura, Olaf (Hrsg.): Chancen und Gefahren der Mediendemokratie. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, S. 212 – 225.

Hoffmann, Jochen (2003): Inszenierung und Interpenetration. Das Zusammenspiel von Eliten aus Politik und Journalismus. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Hoffmann-Riem, Wolfgang (2003): Mediendemokratie zwischen normativer Vision und normativem Albtraum. in: Donsbach, Wolfgang/Jandura, Olaf (Hrsg.): Chancen und Gefahren der Mediendemokratie. Konstanz: UVK, S. 28 – 39.

Hoinle, Marcus (1999): Metaphern in der politischen Kommunikation. Eine Untersuchung der Weltbilder von CDU und SPD. Konstanz: Hartung-Gorre.

Holst, Isabella-Afra (2000): Realitätswahrnehmung in politischen Konflikten. Grundlagen einer Theorie der Wissenskluft. Konstanz: UVK.

Holtz-Bacha, Christina (1989): Verleidet und das Fernsehen die Politik? Auf den Spuren der „Videomalaise“. in: Kaase, Max/Schulz, Winfried (Hrsg.): Massenkommunikation. Theorien, Methoden, Befunde. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 238 – 252.

Holtz-Bacha, Christina (1998): Fragmentierung der Gesellschaft durch das Internet? in: Gellner, Winand/Korff, Fritz von (Hrsg.): Demokratie und Internet. Baden-Baden: Nomos, S. 219 – 226.

Holtz-Bacha, Christina (2000): Wahlwerbung als politische Kultur. Parteienspots im Fernsehen 1957 – 1998. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Holtz-Bacha, Christina (2003): Kampagnen politischer Kommunikation: Zur Internationalisierung und Konvergenz moderner Medienwahlkämpfe. in: Esser, Frank/Pfetsch, Barbara (Hrsg.): Politische Kommunikation im internationalen Vergleich. Grundlagen, Anwendungen, Perspektiven. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 240 – 258.

Holtz-Bacha, Christina (2004): Unterhalten statt überzeugen? Politik als Entertainment. in: Nieland, Jörg-Uwe/Kamps, Klaus (Hrsg.): Politikdarstellung und Unterhaltungskultur. Zum Wandel der politischen Kommunikation. Köln: Herbert von Halem, S. 24 – 37.

Hommes, Ulrich (1975): Der Schein der Wahrheit. Zur gesellschaftlichen Kontrolle der Definition von Wirklichkeit in den Massenmedien. in: Schatz, Oskar (Hrsg.): Die elektronische Revolution. Wie gefährlich sind die Massenmedien? Graz: Styria, S. 115 – 135.

Hook, Sidney (1979): The Conceptual Structure of Power – An Overview. in: Harward, Donald W. (Hrsg.): Power: Its Nature, Its Use, and Its Limits. Cambridge (Mass.): Schenkman, S. 3 – 19.

Hösler, Joachim (1998): Vom Traum zum Bewußtsein einer Sache gelangen – Analyse und Kritik von Macht und Herrschaft durch Karl Marx und Friedrich Engels. in: Imbusch, Peter (Hrsg.): Macht und Herrschaft. Sozialwissenschaftliche Konzeptionen und Theorien. Opladen: Leske + Budrich, S. 45 – 60.

Howard, Philip (1977): The British Monarchy in den the twentieth century. London: Hamish Hamilton.

Hoyng, Hans/**Spörl**, Gerhard (2003): Krieg aus Nächstenliebe. in: DER SPIEGEL Nr. 8/17.02.2003. Hamburg: SPIEGEL-Verlag, S. 90.

Huth, Iris (2003): Politische Verdrossenheit. Erscheinungsformen und Ursachen als Herausforderungen für das politische System und die politische Kultur der Bundesrepublik Deutschland im 21. Jahrhundert. Münster: LIT.

Imbusch, Peter (1998): Macht und Herrschaft in der Diskussion. in: Imbusch, Peter (Hrsg.): Macht und Herrschaft. Sozialwissenschaftliche Konzeptionen und Theorien. Opladen: Leske + Budrich, S. 9 – 26.

Immerfall, Stefan/**Steinbach**, Peter (1987): Politisierung und Nationalisierung deutscher Regionen im Kaiserreich. in: Berg-Schlosser, Dirk/Schissler, Jakob (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 68 – 79.

Inglehart, Ronald (1988): The renaissance of political culture. in: American Political Science Review. New York: Cambridge UP, S. 1203 – 1230.

Jäckel, Michael (1994): Auf dem Weg in die Informationsgesellschaft? Informationsverhalten und die Folgen der Informationskonkurrenz. in: Jäckel, Michael/Winterhoff-Spurk, Peter (Hrsg.): Politik und Medien. Analysen zur Entwicklung der politischen Kommunikation. Berlin: Vistas, S. 11 – 33.

Jahrreiß, Hermann (1962): Macht, Macht-Denken und Völkerrecht. in: Niedersächsische Landeszentrale für Politische Bildung (Hrsg.): Von der Macht. Hannover: Gebrüder Jänecke, S. 83 – 104.

Jakubowski, Alex (1998): Parteienkommunikation in Wahlwerbespots. Eine systemtheoretische und inhaltsanalytische Untersuchung der Bundestagswahl 1994. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Janowski, Hans-Norbert (1993): Kommunikation als öffentliches Ritual. Mediendemokratie und Medienreligion. in: Boverter, Hermann (Hrsg.): Medien und Demokratie. Nähe und Distanz zur Politik. UVK: Konstanz, S. 41 – 55.

Jarren, Otfried (2000): Gesellschaftliche Integration durch Medien? Zur Begründung normativer Anforderungen an Medien. in: Medien und Kommunikationswissenschaft, 48. Jahrgang 1/2000. Baden-Baden: Nomos, S. 22 – 41.

Jarren, Otfried/**Sarcinelli**, Ulrich (1998): „Politische Kommunikation“ als Forschungs- und als politisches Handlungsfeld: Einleitende Anmerkungen zum Versuch der systematischen Erschließung. in: Jarren, Otfried/Sarcinelli, Ulrich/Saxer, Ulrich (Hrsg.): Politische Kommunikation in der demokratischen Gesellschaft. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 13 – 20.

Jasche, Hans-Georg (1987): Subkulturelle Aspekte des Rechtsextremismus. in: Berg-Schlosser, Dirk/Schissler, Jakob (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 322 – 330.

Jones, Ernest (1976): Die Theorie der Symbolik. in: Menne, Klaus et al. (Hrsg.): Sprache, Handlung und Unbewußtes. Kronberg: Athenäum, S. 229 – 281.

Kaase, Max (1983): Sinn oder Unsinn des Konzeptes „Politische Kultur“ für die Vergleichende Politikforschung, oder auch: Der Versuch, einen Pudding an die Wand zu nageln. in: Kaase, Max/Klingemann, Hans-Dieter (Hrsg.): Wahlen und politisches System. Analysen aus Anlass der Bundestagswahl 1980. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 144 – 171.

Kallscheuer, Otto (2003): Denken ohne Geländer. Hannah Arendts Wahrnehmung des Totalitarismus als Durchbruch zu politischem Denken. in: Grunenberg, Antonia (Hrsg.): Totalitäre Herrschaft und republikanische Demokratie. Fünfzig Jahre *The Origins of Totalitarianism* von Hannah Arendt. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 17 – 32.

Kamps, Klaus (1998): „Zur Politik, nach Bonn...“. Politische Kommunikation in Fernsehnachrichten. in: Kamps, Klaus/Meckel, Miriam (Hrsg.): Fernsehnachrichten. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 33 – 48.

Kamps, Klaus (1998): Nachrichtengeographie. Themen, Strukturen, Darstellung: ein Vergleich. in: Kamps, Klaus/Meckel, Miriam (Hrsg.): Fernsehen. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 275 – 294.

Kamps, Klaus (1999): Politik in Fernsehnachrichten. Struktur und Präsentation internationaler Ereignisse – Ein Vergleich. Baden-Baden: Nomos.

Kateb, George (2000): Political action and its advantages. in: Villa, Dana R. (Hrsg.): The Cambridge Companion to Hannah Arendt. Cambridge: Cambridge UP, S. 130 – 148.

Kavanagh, Dennis (1989): Political Culture in Great Britain: The Decline of the Civic Culture. in: Almond/Gabriel A./Verba, Sidney (Hrsg.): The Civic Culture Revisited. Newbury Park/London/New Delhi: Sage, S. 124 – 176.

Kepplinger, Hans-Mathias (1998): Der Nachrichtenwert der Nachrichtenfaktoren. in: Holtz-Bacha, Christina/Scherer, Helmut/Waldmann, Norbert (Hrsg.): Wie die Medien die Welt erschaffen und wie die Menschen darin leben. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 19 – 38.

Kilborn, Richard (1992): How Are Television Soaps Produced? in: London: Batsford, S. 305 – 319.

Kinder, Donald R./**Sanders**, Lynn M. (1990): Mimicking political debate with survey questions: The case of white opinion on affirmative action for blacks. in: Social Cognition 8. New York: Guilford, S. 73 – 103.

Klages, Helmut (1981): Wirkungsbedingungen staatlicher Leistungen im Bereich der politischen Kultur. Vorbericht über das Projekt „Objektive und subjektive Staatseffektivität“. in: Klingemann, Hans-Dieter/Kaase, Max/Horn, Klaus (Hrsg.): Politische Psychologie. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 135 – 142.

Kleinsteuber Hans J. (2003): Medien und Kommunikation im internationalen Vergleich. in: Esser, Frank/Pfetsch, Barbara (Hrsg.): Politische Kommunikation im internationalen Vergleich. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 78 – 103.

Klimke, Daniela (2002): Dramaturgie eines Anschlags. in: Schicha, Christian/Brosda, Carsten (Hrsg.): Medien und Terrorismus. Reaktionen auf den 11. September 2001. Münster/Hamburg/London: LIT, S. 39 – 45.

Kluver, Alan R. (1997). Political Identity and National Myth. Toward an Intercultural Understanding of Political Legitimacy. in: González, Alberto/Tanno, Dolores V. (Hrsg.): Politics, Communication, and Culture. Thousand Oaks/London/New Delhi: Sage, S. 48 – 75.

Kneer, Georg (1998): Die Analytik der Macht bei Michel Foucault. in: Imbusch, Peter (Hrsg.): Macht und Herrschaft. Sozialwissenschaftliche Konzeptionen und Theorien. Opladen: Leske + Budrich, S. 239 – 254.

Koeppen, Wolfgang (2004): Das Treibhaus. München: Süddeutsche Zeitung GmbH.

Köhler, Jörg R. (1987): Kommunale Partizipation im Kaiserreich am Beispiel Frankfurt a. M. in: Berg-Schlosser, Dirk/Schissler, Jakob (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 61 – 67.

Kohn, Jerome (2003): Arendt's Concept and Description of Totalitarianism. in: Grunenberg, Antonia (Hrsg.): Totalitäre Herrschaft und republikanische Demokratie. Fünfzig Jahre *The Origins of Totalitarianism* von Hannah Arendt. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 95 – 119.

Konrad, Wolf-A. (1999): Das Ich-Bewusstsein – Anmerkungen zur Konstruktion der Identität. in: Rusch, Gebhard/Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.): Konstruktivismus in der Medien- und Kommunikationswissenschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 301 – 319.

Korte, Karl-Rudolf (1987): Nationale Identifikation und europäische Bindung. in: Berg-Schlosser, Dirk/Schissler, Jakob (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 222 – 228.

Kraus, Karl (1961): Unsterblicher Witz. München: Kösel.

Kriesi, Hanspeter (2003): Strategische politische Kommunikation: Bedingungen und Chancen der Mobilisierung öffentlicher Meinung im internationalen Vergleich. in: Esser, Frank/Pfetsch, Barbara (Hrsg.): Politische Kommunikation im internationalen Vergleich. Grundlagen, Anwendungen, Perspektiven. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 208 – 239.

Krotz, Friedrich (2001): Die Mediatisierung kommunikativen Handelns. Der Wandel von Alltag und sozialen Beziehungen, Kultur und Gesellschaft durch die Medien. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Kugler, Christine (1998): „Die staatsmännische Performance“ – Mediale Öffentlichkeit und politische Inszenierungen in modernen Politiksendungen. in: Göttlich, Udo/Nieland, Jörg-Uwe/Schatz, Heribert (Hrsg.): Kommunikation im Wandel. Zur Theatralität der Medien. Köln: Herbert von Halem, S. 154 – 168.

Kugler, Christine/**Kurt**, Roland (2000): Inszenierungsformen von Glaubwürdigkeit. Politiker zwischen Ästhetisierung und Alltagspragmatik. in: Fischer-Lichte, Erika/Pflug, Isabel (Hrsg.): Inszenierung von Authentizität. Tübingen/Basel: Francke, S. 149 – 162.

Langer, Susanne (1965): Philosophie auf neuem Weg. Das Symbol im Denken, im Ritus und in der Kunst. Frankfurt am Main: Fischer.

Lehnert, Detlef/**Megerle**, Klaus (1987): Identitäts- und Konsensprobleme in einer fragmentierten Gesellschaft. Zur Politischen Kultur in der Weimarer Republik. in: Berg-Schlosser, Dirk/Schissler, Jakob (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 80 – 95.

Leib, Volker (1998): Wissenschaftsnetze und Bürgernetze. Vom selbstgesteuerten Internet zur elektronischen Demokratie? in: Gellner, Winand/Korff, Fritz von (Hrsg.): Internet und Demokratie. Baden-Baden: Nomos, S. 81 - 94.

Lepsius, Mario Rainer (1990): Die Prägung der politischen Kultur der Bundesrepublik durch institutionelle Ordnungen. in: Lepsius, Maria Rainer (Hrsg.): Interesse, Ideen und Institutionen. Wiesbaden: Opladen, S. 63 – 84.

Lichenstein, Ernst (1962): Macht und Erziehung. in: Niedersächsische Landeszentrale für Politische Bildung (Hrsg.): Von der Macht. Hannover: Gebrüder Jä-necke, S. 51 - 70.

Lienesch, Michael (1988): *New Order of the Ages. Time, the Constitution, and the Making of Modern American Political Thought*. Princeton: Princeton UP.

Lindsay, Peter H./**Norman**, Donald A. (1981): *Einführung in die Psychologie. Informationsaufnahme und -verarbeitung beim Menschen*. Berlin/Heidelberg/New York: Springer.

Lipset, Seymour M. (1996): *American Exceptionalism. A Double-Edged Sword*. New York/London: Norton.

Locke, John (1986): *The Second Treatise On Civil Government*. New York: Prometheus.

Luhmann, Niklas (1985²): *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Luhmann, Niklas (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Luhmann, Niklas (2003³): *Macht*. Stuttgart: Lucius & Lucius.

Luhmann, Niklas (2004³): *Die Realität der Massenmedien*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

MacGregor Burns, James (1979): *Power and Politics – An Overview*. in: Harvard, Donald W. (Hrsg.): *Power: Its Nature, Its Use, and Its Limits*. Cambridge (Mass.): Schenkman, S. 55 – 74.

Macho, Thomas H. (1993): *Von der Elite zur Prominenz. Zum Strukturwandel politischer Herrschaft*. in: *Merkur* 47. Berlin: Klett-Cotta, S. 767.

Mannheim, Karl (1978⁶): *Ideologie und Utopie*. Frankfurt am Main: Schulte-Blumke.

Marcinowski, Frank (1994): *Politisierung und Entpolitisierung der „Realität“ in unterschiedlichen Medienformaten. „A Difference that makes a Difference?“*. in: Jäckel, Michael/Winterhoff-Spurk, Peter (Hrsg.): *Politik und Medien. Analysen zur Entwicklung der politischen Kommunikation*. Berlin: Vistas, S. 35 – 53.

Marvick, Dwaine (1970): *The Political Socialization of the American Negro*. in: Dreyer, Edward C./Rosenbaum, Walter A. (Hrsg.): *Political Opinion and Behaviour: Essays and Studies*. Belmont: Wadsworth, S. 161 – 179.

Mauil, Hanns (2001): *Außenpolitische Kultur*. in: Korte, Karl-Rudolf/Weidenfeld, Werner (Hrsg.): *Deutschland-Trendbuch. Fakten und Orientierungen*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 645 – 672.

Maurer, Marcus (2003): *Politikverdrossenheit durch Medienberichterstattung. Eine Paneluntersuchung*. Konstanz: UVK.

Mayer, Caroline (2002): Öffentlicher Sprachgebrauch und Political Correctness. Eine Analyse sprachreflexiver Argumente im politischen Wortstreit. Hamburg: Kovač.

Mazzoleni, Gianpetro (1998): Medienpolitik oder Politik mittels Medien? Die Unzulänglichkeit des Begriffs „Mediokratie“. In: Holtz-Bacha, Christina/Scherer, Helmut/Waldmann, Norbert (Hrsg.): Wie die Medien die Welt erschaffen und wie die Menschen darin leben. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 103 – 124.

McCombs, Maxwell/**Reynolds**, Amy (2002²): News Influence on Our Pictures of the World. in: Bryant, Jennings/Zillmann, Dolf (Hrsg.): Media Effects. Advances in Theory and Research. Mahwah/London: Erlbaum, S. 1 – 18.

McLuhan, Marshall (1964): Understanding Media. The extensions of man. London/New York: Routledge.

McQuail, Denis (1997): Audience Analysis. Thousand Oaks/London/New Delhi: Sage.

McQuail, Denis/**Windhal**, Sven (1981): Communication Models for the Study of Mass Communications. London/New York: Longman.

Meckel, Miriam (1998): Nachrichten aus Cyburbia. Virtualisierung und Hybridisierung des Fernsehens. in: Kamps, Klaus/Meckel, Miriam (Hrsg.): Fernsehen. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 202 – 212.

Merseburger, Peter (2002⁴): Willy Brandt (1913 – 1992): Visionär und Realist. Stuttgart/München: DVA.

Meyer, Thomas (1989): Von den Fallstricken der symbolischen Politik. in: Voigt, Rüdiger (Hrsg.): Symbole der Politik. Politik der Symbole. Opladen: Leske + Budrich, S. 39 – 54.

Meyer, Thomas (1992): Die Inszenierung des Scheins. Voraussetzungen und Folgen symbolischer Politik. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Meyer, Thomas (1999): Inszenierung und Rationalität. in: Schicha, Christian/Ontrup, Rüdiger (Hrsg.): Medieninszenierungen im Wandel. Interdisziplinäre Zugänge. Münster: LIT, S. 168 – 172.

Meyer, Thomas (2001): Mediokratie. Die Kolonisierung der Politik durch das Mediensystem. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Meyer, Thomas/**Ontrup**, Rüdiger/**Schicha**, Christian (2000a): Die Inszenierung des Politischen. Zur Theatralität von Mediendiskursen. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Meyer, Thomas/**Ontrup**, Rüdiger/**Schicha**, Christian (2000b): Die Inszenierung des politischen Welt-Bildes. Politikinszenierungen zwischen medialem und politischem Eigenwert. in: Fischer-Lichte, Erika/Pflug, Isabel (Hrsg.): Inszenierung von Authentizität. Tübingen/Basel: Francke, S. 183 – 208.

Meyer, Thomas/Schicha, Christian (2002): Medieninszenierungen zwischen Informationsauftrag und Infotainment. Kriterien einer angemessenen Politikvermittlung. in: Schicha, Christian/Brosda, Carsten (Hrsg.): Politikvermittlung in Unterhaltungsformaten. Medieninszenierungen zwischen Popularität und Populismus. Münster: LIT, S. 53 – 60.

Meyn, Hermann (1999): Massenmedien in Deutschland. München: Bayerische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit.

Mintzel, Alf (1987): Besonderheiten der Politischen Kultur Bayerns. Facetten und Etappen einer politisch-kulturellen Homogenisierung. in: Berg-Schlosser, Dirk/Schissler, Jakob (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 295 – 308.

Mitchell, Austin (1999): Farewell My Lords. London: Politico's.

Moe, Terry M. (2005): Power and Political Institutions. in: Perspectives on Politics, June 2005, Vol. 3/No. 2. New York: Cambridge UP, S. 215 – 233.

Moersch, Emma (1976): Psychoanalytische Bemerkungen zu Lorenzers Revisionsvorschlägen. Zur Kritik des Gebrauchs von Symbol, Repräsentanz und psychischem Primärvorgang. in: Menne, Klaus et al. (Hrsg.): Sprache, Handlung und Unbewußtes. Kronberg: Athenäum, S. 179 – 226.

Monaco, Paul (1998): Understanding Society, Culture, and Television. Westport (Conn.)/London: Praeger.

Morris, Charles W. (1993): Symbolism and Reality. A Study in the Nature of Mind. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.

Morris, Peter (1987): Power. A Philosophical Analysis. Manchester: Manchester UP.

Morton, Andrew (1997): Diana. Her True Story – in Her Own Words. New York: Schuster & Schuster.

Münch, Richard (1982): Theorie des Handelns. Zur Rekonstruktion der Beiträge von Talcott Parsons, Emile Durkheim und Max Weber. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Nairn, Tom (1994): The Enchanted Glass. Britain and Its Monarchy. London: Vintage.

Nairn, Tom (1994): The Enchanted Glass. Britain And Its Monarchy. London: Vintage.

Negrine, Ralph (1996): The Communication of Politics. Thousand Oaks/London/New Delhi: Sage.

Neubauer, Sandra (2001): Politische Kultur in GB und USA – die Administrationen von Ronald Reagan und Margaret Thatcher im Vergleich. Passau: Selbstverlag.

Neuenhaus, Petra (1998): Max Weber: Amorphe Macht und Herrschaftsgehäuse. in: Imbusch, Peter (Hrsg.): Macht und Herrschaft. Sozialwissenschaftliche Konzeptionen und Theorien. Opladen: Leske + Budrich, S. 77 – 93.

Neuman, Russell/**Just**, Marion R./**Crigler**, Ann N. (1992): Common Knowledge. News and the Construction of Political Meaning. Chicago/London: Chicago UP.

Niehaus, Michael (2004): Was ist Prominenz im Fernsehen. in: Medien und Kommunikationswissenschaft, 52. Jahrgang 4/2004. Baden-Baden: Nomos, S. 569 – 582.

Nieland, Jörg-Uwe (1999): Kult- und Markeninszenierungen: Reaktionen auf den Fernsehewandel. in: Schicha, Christian/Ontrup, Rüdiger (Hrsg.): Medieninszenierungen im Wandel. Interdisziplinäre Zugänge. Münster: LIT, S. 62 – 73.

Nieland, Jörg-Uwe (2003): Themenmanagement in der Mediendemokratie. Der Metrorapid als Beispiel für erfolgreiches Agenda-Building im Landtagswahlkampf NRW. in: Donsbach, Wolfgang/Jandura, Olaf (Hrsg.): Chancen und Gefahren der Mediendemokratie. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, S. 131 – 144.

Nipperdey, Thomas (1987): Der Mythos im Zeitalter der Revolution. in: Borchmeyer, Dieter (Hrsg.): Wege des Mythos in die Moderne. Richard Wagners „Ring des Nibelungen“. München: DTV, S. 96 – 109.

Noelle, Elisabeth (1940): Amerikanische Massenbefragungen über Politik und Presse. Frankfurt am Main: Diesterweg.

Noelle-Neumann, Elisabeth (1989): Die Theorie der Schweigespirale als Instrument der Medienwirkungsforschung. in: Kaase, Max/Schulz, Winfried (Hrsg.): Massenkommunikation. Theorien, Methoden, Befunde. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 418 – 440.

Noelle-Neumann, Elisabeth (1996): Öffentliche Meinung. Die Entdeckung der Schweigespirale. Frankfurt am Main/Berlin: Ullstein.

Oakland, John (1998⁴): British Civilization. An Introduction. London/New York: Routledge.

Oberreuter, Heinrich (2001): Image statt Inhalt? Möglichkeiten und Grenzen inszenierter Politik. in: Depenheuer, Otto (Hrsg.): Öffentlichkeit und Vertraulichkeit. Theorie und Praxis der politischen Kommunikation. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 145 – 157.

Ontrup, Rüdiger (1998): Die Macht des Theatralischen und die Theatralität der Macht. Vorüberlegungen zu einer Theorie der Medientheatralität. in: Göttlich,

Udo/Nieland, Jörg-Uwe/Schatz, Heribert (Hrsg.): Kommunikation im Wandel. Zur Theatralität der Medien. Köln: Herbert von Halem, S. 20 – 35.

Ontrup, Rüdiger (1999): Test-Bilder. Theatralität und Visualisierungsstrategien in politischen Fernsehsendungen. in: Schicha, Christian/Ontrup, Rüdiger (Hrsg.): Medieninszenierungen im Wandel. Interdisziplinäre Zugänge. Münster: LIT, S. 103 – 130.

Ontrup, Rüdiger/**Schicha**, Christian (1999): Die Transformation des Theatralischen – Eine Einführung. in: Ontrup, Rüdiger/Schicha, Christian (Hrsg.): Medieninszenierungen im Wandel. Interdisziplinäre Zugänge. Münster: LIT, S. 7 – 18.

Opp de Hint, Manfred (1987): Denkbilder in der Politik. Der Staat in der Sprache von CDU und SPD. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Ötsch, Walter (2000): Haider Light. Handbuch für Demagogie. Wien: Czernin.

Paletz, David L./**Lipinski**, Daniel (1994): Political Culture and Political Communication. Barcelona: Institut de Ciències Polítiques i Socials.

Pan, Zaiping/**Kosicki**, George (1993): Framing analysis: An approach to news discourse. in: Political Communication 10. Philadelphia: Taylor & Francis, S. 55 – 75.

Pan, Zaiping/**Kosicki**, George (1995): Priming and media impact on the evaluations of the president's performance. in: Communications Research 27. O. O: O. V., S. 3 – 30.

Pateman, Carole (1989): The Civic Culture: A Philosophic Critique. in: Almond, Gabriel A./Verba, Sidney (Hrsg.): The Civic Culture Revisited. Newbury Park/London/New Delhi: Sage, S. 57 – 102.

Patrick, Glenda M. (1984) Political Culture. in: Sartori, Giovanni (Hrsg.): Social Science Concepts. A Systematic Analysis. Beverly Hills: Sage, S. 265 – 314.

Patterson, Thomas E. (2003): Putting Research Into Practice. Communication Scholars, the Media, and Democracy. in: Donsbach, Wolfgang/Jandura, Olaf (Hrsg.): Chancen und Gefahren der Mediendemokratie. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, S. 19 – 39.

Patzelt, Werner J. (2003): Die Deutschen und ihre politischen Missverständnisse. in: Breit, Gotthard (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Abkehr von der Vergangenheit – Hinwendung zur Demokratie. Schwalbach (Ts.): Wochenschau Verlag, S. 58 – 74.

Pekonen, Kyösti (1989): Symbols and Politics as Culture in the Modern Situation: the Problem and Prospects of the "New". in: Gibbins, John R. (Hrsg.): Contemporary Political Culture. Politics in a Postmodern Age. London/Newbury Park/New Delhi: Sage, S. 127 – 143.

Perry, Ralph B. (1948): Amerikanische Ideale: Puritanismus und Demokratie (Bd. 1). Wien: Danubia.

Pfetsch, Barbara (2003): Politische Kommunikationskultur. Politische Sprecher und Journalisten in der Bundesrepublik und den USA im Vergleich. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Pfetsch, Barbara/**Esser**, Frank (2003): Politische Kommunikation im internationalen Vergleich: Neuorientierung in einer veränderten Welt. in: Esser, Frank/Pfetsch, Barbara (Hrsg.): Politische Kommunikation im internationalen Vergleich. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 9 – 31.

Philipps, Anne (1995): Geschlecht und Demokratie. Hamburg: Rotbuch.

Pickel, Susanne/**Pickel**, Gert (2006): Politische Kultur und Demokratieforschung. Grundbegriffe, Theorien, Methoden. Eine Einführung. Wiesbaden: VS Verlag.

Pierard, Richard (1995): Civil Religion. in: Wersich, Rüdiger B. (Hrsg.): USA-Lexikon. Schlüsselbegriffe zu Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur, Geschichte und zu den deutsch-amerikanischen Beziehungen. Berlin: Erich Schmidt, S. 158/159.

Pietraß, Manuela (2003): Bild und Wirklichkeit. Zur Unterscheidung von Realität und Fiktion bei der Medienrezeption. Opladen: Leske + Budrich.

Pimlot, Ben (2001): The Queen. Elizabeth II and the Monarchy. Golden Jubilee Edition. London: HarperCollins.

Platon (1958): Sämtliche Werke. Bd. 3: Phaidon, Politeia. Hamburg: Rowohlt.

Plessner, Helmuth (1962): Die Emanzipation der Macht. in: Niedersächsische Landeszentrale für Politische Bildung (Hrsg.): Von der Macht. Hannover: Gebüder Jänecke, S. 7 – 25.

Pomeroy, Elizabeth W. (1989): Reading the Portraits of Queen Elizabeth I. Hamden (Conn.): Archon Books.

Poster, Mark (2000): Theorizing Virtual Reality: Baudrillard und Derrida. in: Sandbothe, Mike/Marotzki, Winfried (Hrsg.): Subjektivität und Öffentlichkeit. Kulturwissenschaftliche Grundlagenprobleme virtueller Welten. Köln: Herbert von Halem, S. 61 – 81.

Postman, Neil (1985⁴): Wir amüsieren uns zu Tode. Urteilsbildung im Zeitalter der Unterhaltungsindustrie. Frankfurt am Main: Fischer.

Pöttker, Horst (1996): Politikverdrossenheit durch Medien. Daten und Reflexionen zu einem virulenten Problem. in: Jarren, Otfried (Hrsg.): Medien und politischer Prozeß. Politische Öffentlichkeit und massenmediale Politikvermittlung im Wandel. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 59 – 71.

Preisinger, Irene (2002): Information zwischen Interpenetration und Kritik. Das Berufsverständnis politischer Journalisten in Deutschland und Frankreich. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Pross, Harry (1975): Wiederkehr des Symbolismus? Die elektronischen Medien und die Identitätsgrenzen. in: Schatz, Oskar (Hrsg.): Die elektronische Revolution. Wie gefährlich sind die Massenmedien? Graz: Styria, S. 81 – 95.

Pye, Lucian W. (1965): Introduction: Political Culture and Political Development. in: Pye, Lucian W./Verba, Sidney (Hrsg.): Political Culture and Political Development. Princeton: Princeton UP, S. 1 – 26.

Radunski, Peter (1996): Politisches Kommunikationsmanagement. Die Amerikanisierung der Wahlkämpfe. in: Bertelsmann Stiftung (Hrsg.): Politik überzeugend vermitteln. Wahlkampfstrategien in Deutschland. Gütersloh: Bertelsmann, S. 33 – 52.

Raeithel, Gerd (1987): Geschichte der nordamerikanischen Kultur. Bd. 1: Vom Puritanismus bis zum Bürgerkrieg 1600 – 1860. Weinheim/Berlin: Quadriga.

Rapp, Wolfgang/Meyer, Gerd (2003): Einleitung: Themen und Thesen. in: Rapp, Wolfgang/Meyer, Gerd (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland – Herausforderungen und Perspektiven. Symposium zu Ehren von Erhard Eppler. Baden-Baden: Nomos, S. 11 – 15.

Raupp, Juliana (2003): PR als Rezipient. Zum Einfluss massenmedialer Berichterstattung auf politische Organisationen. in: Donsbach, Wolfgang/Jandura, Olaf (Hrsg.): Chancen und Gefahren der Mediendemokratie. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, S. 97 – 108.

Reese, Stephen D. (2001): Prologue – Framing public life: A bridging model for media research. in: Reese, Stephen D./Gandy, Oscar H./Grant, Adrian E. (Hrsg.): Framing public life. Perspectives on media and our understanding of the social world. Mahwah/London: Erlbaum, S. 7 – 31.

Rehnquist, William H. (1979): The Nature and Exercise of Power. in: Harward, Donald W. (Hrsg.): Power: Its Nature, Its Use, and Its Limits. Cambridge (Mass.): Schenkman, S. 177 – 188.

Reich, Charles (1979): Power and the Law. in: Harward, Donald W. (Hrsg.): Power: Its Nature, Its Use, and Its Limits. Cambridge (Mass.): Schenkman, S. 161 – 176.

Reichel, Peter (1981): Politische Kultur der Bundesrepublik. Opladen: Leske + Budrich.

Reichertz, Jo (2000): Die Frohe Botschaft des Fernsehens. Kulturwissenschaftliche Untersuchungen medialer Diesseitsreligion. Konstanz: UVK.

Reinemann, Carsten/Wilke, Jürgen (2003): Journalisten oder politische Akteure? Wer prägt die Bewertung von Kanzlerkandidaten in der Wahlkampfberichterstattung. in: Donsbach, Wolfgang/Jandura, Olaf (Hrsg.): Chancen und Gefahren der Mediendemokratie. Konstanz: UVK, S. 188 – 200.

Rezzori, Gregor von (1965): *Idiotenführer durch die deutsche Gesellschaft*. Bd. 4: Prominenz. Vom Tun und Sein der Illüstren aus den Illustrierten. Ein Maßstab für das Übermaß des Mittelmaßes. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Rickenbacher, Iwan (1995): *Politische Kommunikation*. Bern/Stuttgart/Wien: Haupt.

Rohe, Karl (1984): Großbritannien: Krise einer Zivilkultur? in: Reichel, Peter (Hrsg.): *Politische Kultur in Westeuropa. Bürger und Staaten in der Europäischen Gemeinschaft*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 167 – 193.

Rohe, Karl (1987): Politische Kultur und der kulturelle Aspekt von politischer Wirklichkeit. Konzeptionelle und typologische Überlegungen zu Gegenstand und Fragestellung Politischer Kultur-Forschung. in: Berg-Schlosser, Dirk/Schissler, Jakob (Hrsg.): *Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 39 – 48.

Rohe, Karl (1994): *Politik, Begriffe und Wirklichkeiten. Eine Einführung in das politische Denken*. Stuttgart/Berlin/Köln: Kohlhammer.

Rohe, Karl (1994): Politische Kultur: Zum Verständnis eines theoretischen Konzepts. in: Niedermayer, Oskar/Beyme, Klaus von (Hrsg.): *Politische Kultur in Ost- und Westdeutschland*. Berlin: Akademie Verlag, S. 1 – 21.

Röll, Franz-Josef (2002): Krieg der Zeichen. Zur Symbolik des Attentats am 11. September. in: Schicha, Christian/Brosda, Carsten (Hrsg.): *Medien und Terrorismus. Reaktionen auf den 11. September 2001*. Münster/Hamburg/London: LIT, S. 114 – 128.

Rolshausen, Claus (1997): *Macht und Herrschaft*. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Ronneberger, Franz (1964): Die politischen Funktionen der Massenkommunikationsmittel. in: *Publizistik* 9. Heft 4. Wiesbaden: VS, S. 291 – 304.

Ronneberger, Franz (1977): *Legitimation durch Information. Legitimation by Information*. Düsseldorf/Wien: Econ.

Ronneberger, Franz (1985): Integration durch Massenkommunikation. in: Saxer, Ulrich (Hrsg.): *Gleichheit oder Ungleichheit durch Massemedien*. München: Ölschläger, S. 3 -18.

Room, Adrian (1997): *An A to Z of British Life*. Oxford/New York: Oxford UP.

Rose, Richard (1965): England: The Traditionally Modern Political Culture. in: Pye, Lucian W./Verba, Sidney (Hrsg.): *Political Culture and Political Development*. Princeton: Princeton UP, S. 83 - 129.

Rose, Richard (1974): *Politics in England Today. An Interpretation*. London: Faber and Faber.

Rose, Richard (1980³): *Politics in England. An Interpretation for the 1980s.* London: Faber and Faber.

Roskos-Ewoldson, David R./**Roskos-Ewoldson**, Beverly/**Dillman Carpenter**, Francesca R. (2002²): *Media Priming: A Synthesis.* in: Bryant, Jennings/Zillmann, Dolf (Hrsg.): *Media Effects. Advances in Theory and Research.* Mahwah/London: Erlbaum, S. 97 – 120.

Ross, Dieter (1993): *Es waren einmal die Massenmedien. Das Publikum Zerstreut sich, die Öffentlichkeit zerfällt.* in: Boverter, Hermann (Hrsg.): *Medien und Demokratie. Nähe und Distanz zur Politik.* Konstanz: UVK, S. 157 – 171.

Rossade, Werner (1987): *Kulturelle Muster in der DDR.* in: Berg-Schlosser, Dirk/Schissler, Jakob (Hrsg.): *Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung.* Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 229 – 237.

Rössler, Patrick (1997): *Agenda Setting. Theoretische Annahmen und empirische Evidenzen einer Medienwirkungshypothese.* Opladen: Westdeutscher Verlag.

Rüden, Jan Philipp von (2002): *Politische Kultur in der Bundesrepublik Deutschland im Zeichen der Auflösung gesellschaftlicher Leitbilder.* Berlin: Logos.

Rühl, Manfred (1985): *Integration durch Massenkommunikation? Kritische Anmerkungen zum klassischen Integrationsbegriff.* in: Saxer, Ulrich (Hrsg.): *Gleichheit oder Ungleichheit durch Massemedien.* München: Ölschläger, S. 19 – 32.

Russel, Bertrand (1986): *The Forms of Power.* in: Lukes, Steven (Hrsg.): *Power.* Oxford: Basil Blackwell, S. 19 – 27.

Rytlewski, Ralf (1987): *Soziale Kultur als politische Kultur: die DDR.* in: Berg-Schlosser, Dirk/Schissler, Jakob (Hrsg.): *Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung.* Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 238 – 246.

Sarcinelli, Ulrich (1986): *Politikvermittlung in der Demokratie. Zwischen kommunikativer Sozialtechnik und Bildungsauftrag.* in: Langenbacher, Wolfgang R. (Hrsg.): *Politische Kommunikation. Grundlagen, Strukturen, Prozesse.* Wien: Wilhelm Braumüller, S. 92 – 105.

Sarcinelli, Ulrich (1987): *Symbolische Politik. Zur Bedeutung symbolischen Handelns in der Wahlkampfkommunikation der Bundesrepublik Deutschland.* Opladen: Westdeutscher Verlag.

Sarcinelli, Ulrich (1994): *Probleme politischer Kommunikation in Deutschland: Von symbolischer Politik zu verständigungsorientierter Kommunikation?* in: Gareis, Sven (Hrsg.): *Politische Kommunikation. Zum Problem der Verständigung zwischen Bürgern und Staat. Symposium 1. – 3. Dezember 1993 in Waldbröl.* Strausberg: Akademie der Bundeswehr für Information und Kommunikation, S. 9 – 33.

Sarcinelli, Ulrich (1998): Repräsentation oder Diskurs? Zu Legitimität und Legitimitätswandel durch politische Kommunikation. in: Zeitschrift für Politikwissenschaft 8, H. 2. Wiesbaden: VS, S. 547 – 567.

Sarcinelli, Ulrich (2001): Stilbildung und Machtsicherung – Bundespräsident und Bundeskanzler in der politischen Kommunikation. in: Diekmannshenke, Hajo/Meißner, Iris (Hrsg.): Politische Kommunikation im historischen Wandel. Tübingen: Stauffenberg, S. 93 - 105.

Sartor, Ralph (2000): Symbolische Politik. Eine Neubewertung aus prozess- und rezeptionsorientierter Perspektive. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag.

Saxer, Ulrich (1987): Medienverhalten und Wissenstand – Zur Hypothese der wachsenden Wissenskluft. in: Burkart, Roland (Hrsg.): Wirkungen der Massenkommunikation. Theoretische Ansätze und empirische Ergebnisse. Wien: Wilhelm Braumüller, S. 127 – 149.

Schatz, Heribert (1979): Ein theoretischer Bezugsrahmen für das Verhältnis von Politik und Massenkommunikation. in: Langenbucher, Wolfgang R. (Hrsg.): Politik und Kommunikation. München/Zürich: Piper, S. 81 – 92.

Scheerer, Klaus R./**Walbott**, Harald G. (1979): Nonverbale Kommunikation: Forschungsberichte zum Interaktionsverhalten. Weinheim/Basel: Beltz.

Schein, Edgar H. (1985): Organizational Culture and Leadership. San Francisco: Jossey-Bass.

Scheufele, Bertram (1999): (Visual) Media Framing und Politik. Zur Brauchbarkeit des Framing-Ansatzes im Kontext (visuell) vermittelter politischer Kommunikation und Meinungsbildung. in: Hofmann, Wilhelm (Hrsg.): Die Sichtbarkeit der Macht. Theoretische und empirische Untersuchungen zur visuellen Politik. Baden-Baden: Nomos, S. 91 – 107.

Scheufele, Bertram (2000): „Scattered“ or related - clarifying the framing concept by integrating related approaches? in: Brosius, Hans-Bernd (Hrsg.): Kommunikation über Grenzen und Kulturen. Konstanz: UVK-Medien, S. 381 – 396.

Scheufele, Bertram (2003): Frames – Framing – Framing-Effekte. Theoretische und methodische Grundlegung sowie empirischen Befunde zur Nachrichtenproduktion. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Scheufele, Bertram (2004): Framing-Effekte auf dem Prüfstand. Eine theoretische, methodische und empirische Auseinandersetzung mit der Wirkungsperspektive des Framing-Ansatzes. in: Medien und Kommunikationswissenschaft, 52. Jahrgang 1/2004. Baden-Baden: Nomos, S. 30 – 55.

Schicha, Christian (1998): Theatralitätselemente im Kontext medialer Politikvermittlung. Schränken Inszenierungsmerkmale in der Mediengesellschaft die Postulate Informativität und Argumentativität ein? in: Göttlich, Udo/Nieland, Jörg-Uwe/Schatz, Heribert (Hrsg.): Kommunikation im Wandel. Zur Theatralität der Medien. Köln: Herbert von Halem, S. 141 – 153.

Schicha, Christian (1999): Politik auf der „Medienbühne“. Zur Rhetorik politischer Informationsprogramme. in: Schicha, Christian/Ontrup, Rüdiger (Hrsg.): Medieninszenierungen im Wandel. Interdisziplinäre Zugänge. Münster: LIT, S. 138 – 167.

Schicha, Christian (2002); Terrorismus und symbolische Politik. Zur Relevanz politischer und theatralischer Inszenierungen nach dem 11. September 2001. in: Schicha, Christian/Brosda, Carsten (Hrsg.): Medien und Terrorismus. Reaktionen auf den 11. September 2001. Münster/Hamburg/London: LIT, S. 94 – 113.

Schicha, Christian (2003): Die Theatralität der politischen Kommunikation. Medieninszenierungen am Beispiel des Bundestagswahlkampfes 2002. Hamburg/London: LIT.

Schicha, Christian/**Brosda**, Carsten (2002): Politikvermittlung zwischen Information und Unterhaltung – Eine Einführung. in: Schicha, Christian/Brosda, Carsten (Hrsg.): Politikvermittlung in Unterhaltungsformaten. Medieninszenierungen zwischen Popularität und Populismus. Münster: LIT, S. 7 – 37.

Schlegel-Batton, Thomas (1987): Politische Kultur der Mittelschichten im Übergang zum Nationalsozialismus. in: Berg-Schlosser, Dirk/Schissler, Jakob (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 112 – 122.

Schlesinger, Max (1967): Geschichte des Symbols. Ein Versuch. Hildesheim: Georg Olms.

Schmöller, Michael (2008): Neue Patienten – Neue Ärzte? Selbst- und Rollenverständnis niedergelassener Ärzte in Deutschland. in: Gellner, Winand/Schmöller, Michael (Hrsg.): Neue Patienten – Neue Ärzte? Ärztliches Selbstverständnis und Arzt-Patienten-Beziehung im Wandel. Baden-Baden: Nomos, S. 15 – 59.

Schneider, Peter (1990): Extreme Mittellage. Eine Reise durch das deutsche Nationalgefühl. Reinbeck: Rowohlt.

Schultz, Tanjev (2003): Journalisten als politische Experten. Personelle, thematische und argumentative Muster des „Presseclubs“. in: Donsbach, Wolfgang/Jandura, Olaf (Hrsg.): Chancen und Gefahren der Mediendemokratie. Konstanz: UVK, S. 246 – 249.

Schulz, Winfried (1989): Medien und Realität. Die „ptolemäische“ und die „kopernikanische“ Auffassung. in: Kaase, Max/Schulz, Winfried (Hrsg.): Massenkommunikation. Theorien, Methoden, Befunde. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 135 – 149.

Schulz, Winfried (1997): Politische Kommunikation. Theoretische Ansätze und Ergebnisse empirischer Forschung zur Rolle der Massenmedien in der Politik. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Schüring, Reiner (1996): „Die Natur selbst ist das Konkrete“ – Von der diskursiven Verfertigung des Wissens in der ökologischen Kommunikation. Konzeption einer politikwissenschaftlichen Diskursanalyse und ihre Anwendung. Hamburg: o V.

Schüttemeyer, Suzanne S. (1987): Der Bundestag im Urteil der Bürger. Zur Parlamentarismusperzeption in der Bundesrepublik. in: Berg-Schlosser, Dirk/Schissler, Jakob (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 409 – 421.

Schwaabe, Christian (2005): Die deutsche Modernitätskrise. Politische Kultur und Mentalität von der Reichsgründung bis zur Wiedervereinigung. München: Wilhelm Fink.

Schwartzberg, Roger (1980): Politik als Showgeschäft. Moderne Strategien im Kampf um die Macht. Düsseldorf/Wien: Econ.

Schwender, Clemens (2001): Medien und Emotionen. Evolutionspsychologische Bausteine einer Medientheorie. Wiesbaden: DUV.

Searle, John R. (1992²): The Rediscovery of the Mind. Cambridge (Mass.)/London: MIT Press.

Searle, John R. (1995): The Construction of Social Reality. London: Penguin.

Searle, John R. (1997): The Mystery of Consciousness. London: Granta Books.

Searle, John R. (2001a): Geist, Sprache und Gesellschaft. Philosophie in der wirklichen Welt. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Searle, John R. (2001b): Rationality in Action. Cambridge (Mass.)/London: MIT Press.

Seck, Wolfgang (1991): Politische Kultur und Politische Sprache. Empirische Analysen am Beispiel Deutschlands und Großbritanniens. Frankfurt am Main/Bern/New York/Paris: Peter Lang.

Shakespeare, William (1998): Richard II. in: Wells, Stanley/Taylor, Gary/Jowett, John/Montgomery, William (Hrsg.): William Shakespeare. The Complete Works. Oxford: Clarendon Press, S. 369 – 395.

Siedschlag, Alexander (2006): Strategische Kulturanalyse. Deutschland, Frankreich und die Transformation der NATO. in: Siedschlag, Alexander (Hrsg.): Methoden der sicherheitspolitischen Analyse. Wiesbaden: VS.

Silber, John R. (1979): The Conceptual Structure of Power – A Review. in: Harward, Donald W. (Hrsg.): Power: Its Nature, Its Use, and Its Limits. Cambridge (Mass.): Schenkman, S. 189 – 207.

Siune, Karen/Kline, Gerald F. (1975): Communication, Mass Political Behaviour, and Masse Society. in: Chaffee, Steven H. (Hrsg.): Political Communication. Issues and Strategies for Research. Beverly Hills/London: Sage, S. 65 – 84.

Skidmore, Max J. (1978): American Political Thought. New York: St. Martin's Press.

Snow, Dean. A./Benford, Robert. D. (1992): Master frames and cycles of protest. in: Morris, Aldon D./Mueller, Charles M. (Hrsg.): Frontiers in social movement theory. New Haven: Yale UP, S. 133 – 155.

Sorel, Georges (1999³): Apologie der Gewalt. in: Münkler, Herfried (Hrsg.): Politisches Denken im 20. Jahrhundert. Ein Lesebuch. München/Zürich: Piper, S. 284 – 286.

Späth, Holger (2000): Meinung und Partizipation. Über Entmündigung und Meinungsmanipulation in kulturindustriellen Kommunikationsstrukturen. Kritik und Handlungsperspektiven. Stuttgart: ibidem.

Staab, Joachim Friedrich (1998): Faktoren aktueller Berichterstattung. Die Nachrichtenwert-Theorie und ihre Anwendung auf das Fernsehen. in: Kamps, Klaus/Meckel, Miriam (Hrsg.): Fernsehen. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 49 – 64.

Stegner, Ralf (2001): Politik als mediales Theater. in: Kleinsteuber, Hans J. (Hrsg.): Aktuelle Medientrends in den USA. Journalismus, politische Kommunikation im Zeitalter der Digitalisierung. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 197 –

Stirnberg, Uwe (1998): Globale Giganten. Die Rolle der Agenturen am Beispiel Reuters TV und APTV. in: Kamps, Klaus/Meckel, Miriam (Hrsg.): Fernsehen. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 147 – 166.

Störig, Hans J. (1981¹²): Kleine Weltgeschichte der Philosophie. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz: Kohlhammer.

Strohmeier, Gerd (2002): Moderne Wahlkämpfe – wie sie geplant, geführt und gewonnen werden. Baden-Baden: Nomos.

Sutor, Bernhard (1997): Kleine politische Ethik. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.

Tankard, James W. (2001): The empirical approach of the study of media framing. in: Reese, Stephen D./Gandy, Oscar H./Grant, Adrian E. (Hrsg.): Framing public life. Perspectives on media and our understanding of the social world. Mahwah/London: Erlbaum, S. 95 – 106.

Thielicke, Helmut (1962): Die Macht als theologisches Problem. in: Niedersächsische Landeszentrale für Politische Bildung (Hrsg.): Von der Macht. Hannover: Gebrüder Jänecke, S. 169 – 186.

Thomae, Hans (1962): Der „Wille zur Macht“ als psychologisches Problem. in: Niedersächsische Landeszentrale für Politische Bildung (Hrsg.): Von der Macht. Hannover: Gebrüder Jänecke, S. 129 – 146.

Thompson, John B. (1997): Mass Communication and Modern Culture. in: O’Sullivan, Tim/Jewkes, Yvonne (Hrsg.): The Media Studies Reader. London/New York/Sydney/Auckland: Arnold, S. 28 – 41.

Thompson, Michael/**Ellis**, Richard/**Wildavsky**, Aaron (1990): Cultural Theory. Boulder/San Francisco/Oxford: Westview Press.

Timmermann, Martina (2000): Die Macht kollektiver Denkmuster. Werte, Wandel und politische Kultur in den USA und Japan. Opladen: Leske + Budrich.

Tocqueville, Alexis de (1969): Democracy in America. Garden City, N.Y.: Doubleday.

Tomlinson, John (1999): Globalization and Culture. Cambridge: Polity Press.

Traugott, Edgar (1979): Die Prominenz ist keine Elite. in: Kaltenbrunner, Gerd-Klaus (Hrsg.): Rechtfertigung der Elite. Wider die Anmaßungen der Prominenz. München: Herder, S. 75 – 81.

Tsao, Roy T. (2003): The Three Phases of Arendt’s Theory of Totalitarianism. in: Grunenberg, Antonia (Hrsg.): Totalitäre Herrschaft und republikanische Demokratie. Fünfzig Jahre *The Origins of Totalitarianism* von Hannah Arendt. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 57 – 79.

Tuchman, Gaye (1978): Making news. A study in the construction of reality. New York/London: Macmillan.

Tulloch, John (1990): Television Drama. Agency, audience and myth. London/New York: Routledge.

Uchtenhagen, Ambros (1963): Zur Lehre von der Macht. Platon, Aristoteles, Machiavelli. Zürich: Juris.

Uexküll, Jakob von (1909): Umwelt und Innenwelt der Tiere. Berlin: Springer.

Uexküll, Jakob von (1928²): Theoretische Biologie. Berlin: Springer.

United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization (Hrsg.) (1982): Weltkonferenz über Kulturpolitik. Schlussbericht der von der UNESCO vom 26. Jul bis 6. August 1982 in Mexiko-Stadt veranstalteten internationalen Konferenz. in: UNESCO-Konferenzberichte, Nr. 5. München: Saur, S. 120 - 132.

Valovic, Thomas S. (2000): Digital Mythologies. The Hidden Complexities of the Internet. New Brunswick/New Jersey/London: Rutgers UP.

Verba, Sidney (1965): Comparative Political Culture. in: Pye, Lucian W./Verba, Sidney (Hrsg.): Political Culture and Political Development. Princeton: Princeton UP, S. 512 – 560.

Verba, Sidney (1965): Germany: The Remaking of Political Culture. in: Pye, Lucian W./Verba, Sidney (Hrsg.): Political Culture and Political Development. Princeton: Princeton UP, S. 130 – 170.

Verba, Sidney (1989): On Revisiting the Civic Culture: A Personal Postscript. in: Almond, Gabriel A./Verba, Sidney (Hrsg.): The Civic Culture Revisited. Newbury Park/London/New Delhi: Sage, S. 394 – 410.

Villa, Dana R. (2000): Introduction: the development of Arendt's political thought. in: Villa, Dana R. (Hrsg.): The Cambridge Companion to Hannah Arendt. Cambridge: Cambridge UP, S. 1 – 21.

Voigt, Rüdiger (1989): Mythen, Rituale und Symbole in der Politik. in: Voigt, Rüdiger (Hrsg.): Symbole der Politik. Politik der Symbole. Opladen: Leske + Budrich, S. 9 – 37.

Vollrath, Ernst (1993): „Macht“ und „Herrschaft“ als Kategorien der Soziologie Max Webers. in: Gebhardt, Jürgen/Münkler, Herfried (Hrsg.): Bürgerschaft und Herrschaft. Zum Verhältnis von Macht und Demokratie im antiken und neuzeitlichen politischen Denken. Baden-Baden: Nomos, S. 211 – 226.

Vorländer, Hans (1998³): Politische Kultur. in: Adams, Willi P./Lösche, Peter (Hrsg.): Länderbericht USA. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 280 – 304.

Voss, Kathrin (2001): Amerikanisierung? – Die USA in der Berichterstattung zum Bundestagswahlkampf 1998. in: Kleinsteuber, Hans J. (Hrsg.): Aktuelle Medientrends in den USA. Journalismus, politische Kommunikation im Zeitalter der Digitalisierung. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 252 – 264.

Waldron, Jeremy (2000): Arendt's constitutional politics. in: Villa, Dana R. (Hrsg.): The Cambridge Companion to Hannah Arendt. Cambridge: Cambridge UP, S. 201 – 219.

Watzlawick, Paul/**Beavin**, Janet/**Jackson**, Don D. (1969): Menschliche Kommunikation: Formen, Störungen, Paradoxien. Bern/Stuttgart/Wien: Huber.

Weber, Max (1956): Staatssoziologie. Berlin: Duncker & Humblot.

Weber, Max (1956⁴): Wirtschaft und Gesellschaft (Bd. I). Tübingen: J. C. B. Mohr.

Weber, Max (1956⁴): Wirtschaft und Gesellschaft (Bd. II). Tübingen: J. C. B. Mohr.

Weber, Max (1980⁵): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie. Tübingen: J. C. B. Mohr.

Weber, Max (1986): Domination by Economic Power and by Authority. in: Lukes, Steven (Hrsg.): Power. Oxford: Basil Blackwell, S. 28 – 36.

Weber, Max (1991): Zur Neuordnung Deutschlands. Schriften und Reden 1918 – 1920. Tübingen: J. C. B. Mohr.

Weber, Stefan (2003): Systemtheorien der Medien. in: Weber, Stefan (Hrsg.): Theorien der Medien. Konstanz: UVK, S. 202 – 223.

Weil, Frederick D. (1994): Political Culture, Political Structure, and Democracy: The Case of Legitimation and Opposition Structure. in: Weil, Frederick D./Gautier, Mary (Hrsg.): Research on Democracy and Society. Vol. 2: Political Culture and Political Structure. Theoretical and Empirical Studies. Greenwich (Conn.)/London: Jai Press, S. 65 – 116.

Weischenberg, Siegfried/**Scholl**, Armin (1998): Die Wahr-Sager. Wirklichkeiten des Nachrichtenjournalismus im Fernsehen. in: Kamps, Klaus/Meckel, Miriam (Hrsg.): Fernsehen. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 137 – 146.

Weiß, Ulrich (1998): Das Politische am Internet. Eine politikphilosophische Reflexion. in: Gellner, Winand/Korff, Fritz von (Hrsg.): Demokratie und Internet. Baden-Baden: Nomos, S. 27 – 42.

Wesel, Reinhard (2003): Deutschlands „außenpolitische Kultur“. Zu Entwicklung und Wandel der Haltung der Deutschen zur internationalen Politik. in: Breit, Gotthard (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Abkehr von der Vergangenheit – Hinwendung zur Demokratie. Schwalbach (Ts.): Wochenschau Verlag, S. 39 – 57.

Westle, Bettina (2010a): Das klassische Konzept der Politischen Kultur. in: Westle, Bettina/Gabriel, Oscar W. (Hrsg.): Politische Kultur. Eine Einführung. Baden-Baden: Nomos, S. 1 – 23.

Westle, Bettina (2010b): Die Rezeptionsgeschichte des Konzepts der Politischen Kultur. in: Westle, Bettina/Gabriel, Oscar W. (Hrsg.): Politische Kultur. Eine Einführung. Baden-Baden: Nomos, S. 24 – 39.

Wiegrefe, Klaus (2005): Blühende Landschaften. in: DER SPIEGEL Nr. 48/28.11.2005. Hamburg: SPIEGEL-Verlag, S. 46 – 64.

Wienfort, Monika (1993): Monarchie in der bürgerlichen Gesellschaft. Deutschland und England von 1640 bis 1848. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Wiesner, V. (1990): EG-Medienpolitik: Fernsehen in Europa zwischen Kultur und Kommerz. Berlin: Vistas.

Wildavsky, Aaron (1987): Choosing Preferences by Constructing Institutions: A Cultural Theory of Preference Formation. in: American Political Science Review 81 No.1. Los Angeles: Cambridge UP, S. 3 – 21.

Wilke, Jürgen (1986): Ansätze zu einer Wirkungsgeschichte der Medien. in: Mahle, Walter A. (Hrsg.): Langfristige Medienwirkungen. Berlin: Wissenschaftsverlag Volker Spiess, S. 21 – 26.

Willemsen, Roger (1998): Nachrichten von Nirgendwo. Plädoyer für eine kopernikanische Wende der Nachricht. in: Kamps, Klaus/Meckel, Miriam (Hrsg.): Fernsehen. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 295 – 302.

Williams, Raymond (1977): Innovationen. Über den Prozeßcharakter von Literatur und Kultur. Frankfurt am Main.: Suhrkamp.

Winckelmann, Johannes (1952): Legitimität und Legalität in Max Webers Herrschaftssoziologie. Tübingen: J. C. B. Mohr.

Wolling, Jens (2003): Medienqualität, Glaubwürdigkeit und politisches Vertrauen. in: Donsbach, Wolfgang/Jandura, Olaf (Hrsg.): Chancen und Gefahren der Mediendemokratie. Konstanz: UVK, S. 333 – 349.

Wuthe, Gerhard (1987): Probleme der nationalen Identität. in: Berg-Schlosser, Dirk/Schissler, Jakob (Hrsg.): Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 197 – 204.

Zehnpfennig, Barbara (2001²): Platon zur Einführung. Hamburg: Junius.

Ziegesar, Detlev von (1987): Monarchy. A British way of life. Hannover: Schroedel.